

Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums
für Bildung und Kommunikation in
Migrationsprozessen (IBKM) an der
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Nr. 63

Herausgegeben von
Rudolf Leiprecht, Inger Petersen, Winfried Schulz-Kaempf

Kaja Swanhilt Haeger

Soziale Repräsentationen von Männlichkeiten

Der Einfluss geschlechtsspezifischer, ethnisch-kultureller
und sozialer Zuschreibungen bei jungen Männern mit
türkischem Migrationshintergrund in Deutschland



BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Oldenburg, 2013

Verlag / Druck / Vertrieb

BIS-Verlag
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Postfach 2541
26015 Oldenburg
E-Mail: bisverlag@uni-oldenburg.de
Internet: www.bis-verlag.de

ISBN 978-3-8142-2282-0

Inhalt

Danksagung	9
1 Einleitung	11
1.1 Problemhintergrund	11
1.2 Ziel und zentrale Fragestellung	17
1.3 Gang der Untersuchung	18
1.4 Über das Dilemma mit Kategorien	19
2 Theorien und Konzepte	21
2.1 Geschlechterforschung	21
2.1.1 Die Entstehung der kritischen Männerforschung	21
2.1.2 Zentrale Perspektiven in der kritischen Männerforschung	23
2.1.3 Derzeitige Studien über Männlichkeit und Migration im deutschsprachigen Raum	29
2.1.4 Das Konzept der männlichen Hegemonie nach Connell	35
2.2 Die Soziologische Perspektive Bourdieus	40
2.2.1 Bourdieus Feldtheorie unter Einbezug der primären Kapitalsorten	40
2.2.2 Die Bedeutung von Bourdieus Kapitalsorten für Identitätskonstruktionen	45
2.3 Sozialpsychologischer Ansatz nach Moscovici	50
2.3.1 Moscovicis Theorie der sozialen Repräsentation	50
2.3.2 Begriffsdefinition der sozialen Repräsentation	54
2.3.3 Die soziale Repräsentation als metatheoretischer Rahmen	56
2.3.4 Der metatheoretische Rahmen der sozialen Repräsentation als Interpretationshintergrund im Kontext der Arbeit	59

2.4	Ansätze aus der Verknüpfung von Medien- und Migrationsforschung	61
2.4.1	Medien und Macht	61
2.4.2	Die Verschiebung struktureller Ungleichheit	64
2.4.3	Jugendkulturelle Orientierung und Medien	65
2.4.4	Inklusion und Exklusion	67
2.4.5	Die ungleiche Darstellung von Gewalt in den Medien	69
2.5	Zusammenführung der Theorien	70
3	Methodische Konzeption	75
3.1	Das Forschungsdesign	75
3.1.1	Untersuchungsziel und -ablauf	77
3.1.2	Das Untersuchungsverfahren	79
3.1.3	Über die Leitfadeninterviews	81
3.1.4	Der Leitfaden	84
3.2	Das Analyseverfahren	87
3.2.1	Die reflexive Hermeneutik	89
3.2.2	Die Intersektionalitätsanalyse nach Crenshaw und Lutz	90
3.3	Zusammenfassende Betrachtung des Methodischen Vorgehens	93
4	Fallstudien	95
4.1	Die Erfahrungen der Hauptschüler	95
4.1.1	Fallstudie Ismail: Kurzbiografie	95
4.1.2	Fallstudie Asad: Kurzbiografie	115
4.2	Die Erfahrungen der Gymnasiasten	126
4.2.1	Fallstudie Bekir: Kurzbiografie	126
4.2.2	Fallstudie Said: Kurzbiografie	134
4.3	Die Erfahrungen der Berufstätigen	153
4.3.1	Fallstudie Sercan: Kurzbiografie	153
4.3.2	Fallstudie Adnan: Kurzbiografie	171

5	Fazit	189
5.1	Ressourcenverteilung, -nutzung und -mobilisierung	191
5.2	Soziale Repräsentationen im Kontext von Männlichkeiten	198
5.3	Zuschreibungserfahrungen in Bildungseinrichtungen, Sozialen Netzwerken und Medien	206
	Literaturverzeichnis	211

Danksagung

Zu allererst gilt mein außerordentlicher Dank meinem Doktorvater, Herrn Professor Rudolf Leiprecht, der mich in der gesamten Promotionsphase in meinen Arbeitsschritten gefordert, gefördert und mich mit wichtigen Anregungen und Ermutigungen unterstützt hat. Die enge Begleitung in seinem Kolloquium, die vielfältigen heterogenen und kritischen Diskussionen haben den Grundstein meiner Arbeit gelegt und sie auch in der Folgezeit während meiner Berufstätigkeit stark geformt: von ihm habe ich diversitätsbewusstes, wissenschaftliches Arbeiten und das Reflektieren aus intersektioneller Perspektive gelernt.

Meiner Zweitgutachterin, Frau Professorin Heike Fleßner, bin ich für die selbstverständliche und zugewandte Unterstützung meiner Dissertation zu großem Dank verpflichtet. Sie hat unter anderem meinem Promotionsvorhaben durch sehr hilfreiche Hinweise im Rahmen ihres Doktorandinnenseminars wichtige Impulse gegeben.

Mein herzlicher Dank ist den Interviewpartnern dieser Studie gewidmet, die mir mit den ausführlichen Erzählungen einen tiefen und umfassenden Einblick in ihr Leben und damit unendliches Vertrauen entgegengebracht haben – damit geben sie dieser Arbeit einen unschätzbaren Wert. Ich danke jedem Einzelnen von ihnen sehr für seine Offenheit und wünsche allen Erfolg für ihre ganz persönlichen Lebensprojekte.

Darüber hinaus möchte ich besonders meiner Freundin Azita Amini Renken danken, die meine wichtigste Diskussionspartnerin war und ist. Speziell die wertvollen Gespräche mit ihr über Interviewpassagen, aber auch die Zusammenarbeit und die Gespräche mit Kendall Petersen haben es mir und meiner Arbeit ermöglicht, an der Komplexität dieser Arbeit nicht zu verzweifeln, sondern diese dezidiert zu beleuchten. Darüber hinaus danke ich Katrin Huxel, Michael Tunç und Olaf Jantz sehr für ihre Diskussionsbereitschaft und ihre Anregungen in unseren Doktorandentreffen.

Die Freude über die Fertigstellung dieser Studie teile ich in besonderem Maße mit meiner Familie. Von ganzem Herzen danke ich meiner Mutter, Hildegard Haeger, die immer an mich und das erfolgreiche Gelingen der Promotion geglaubt und mir häufig den Rücken frei gehalten hat. In endloser Geduld hat sie zudem alle Korrekturarbeiten dieser Arbeit durchgeführt – dafür gilt mein ganz besonderer Dank. In meiner Liebe, Martin Müller, hatte ich über den gesamten Zeitraum der Arbeit immer einen verlässlichen Gesprächspartner, der mir auch in Zeiten großer beruflicher und familiärer Belastung immer Raum zur konzentrierten Arbeit ermöglicht hat. Auch ihm danke ich von ganzem Herzen für seine Unterstützung. Ich danke auch meinen Kindern Lilith Milou und Lasse Noël, die mir ganz besonders in der Endphase zur Fertigstellung meiner Arbeit Raum und Ruhe zum Arbeiten gegeben und in dieser Zeit auf ihre Mama verzichtet haben.

1 Einleitung

1.1 Problemhintergrund

In den dominanten öffentlichen Diskursen über junge Männer, deren Eltern aus der Türkei nach Deutschland migriert sind¹, spielt männliche Identität in Verbindung mit ethischen Zuschreibungen eine große Rolle. Bekannt sind die Diskussionen um männliche Ehre von Muslimen, die erhöhte Kriminalität und Gewaltbereitschaft türkisch-arabischer Jungen-Gangs oder die jüngst von Thilo Sarrazin angeführten Vorwürfe der Integrationsunwilligkeit von männlichen Muslimen, um nur einige Beispiele zu nennen.²

Unerwähnt bleiben in der Regel die biografischen Ressourcen und Neugestaltungen im Lebensprozess, so dass Migration häufig als ‚Modernitätsdifferenz oder -defizit‘ missverstanden wird (vgl. Apitzsch 1999). Insbesondere größere deutsche Gruppen mit Migrationshintergrund fallen in der öffentlichen Wahrnehmung durch sogenannte ‚Traditionsorientierung‘³ auf und stellen eine viel diskutierte Herausforderung innerhalb der Gesellschaft dar (vgl. Prengel 2001).

-
- 1 Diese Bezugsgruppe wurde ausgewählt, da sie die größte Einwanderungsgruppe in Deutschland darstellt.
 - 2 Die Kriminalisierung von Migranten bewirkt, dass sie im öffentlichen Bild verstärkt als Bedrohung wahrgenommen werden. Als Quellen dienen in der Regel Kriminalstatistiken, insbesondere Raubdelikte und schwere Körperverletzungen (BKA Kriminalstatistik 2003, S. 127). Zudem bewirken unglückliche mediale Auseinandersetzungen, wie beispielsweise über die Hannoveraner Schul-Studie von Dr. Tiedemann und Prof. Mahecha, in welcher „kognitive Mängel“ von „türkischen Schülern“ diagnostiziert wurden, dass ganze Bevölkerungsgruppen als defizitär wahrgenommen werden. Vgl. <http://www.zeit.de/2005/31/C-KastenStudie>. Besonders problematisch waren die Vorwürfe in Thilo Sarrazins Buch „Deutschland schafft sich ab“, in welchem höchst fragwürdige Daten zur empirischen Untermauerung seiner Thesen dienen, mit denen er „Muslime“ per se diffamierte <http://edoc.hu-berlin.de/oa/books/reyDjqfCw1oek/PDF/21e4DYIfDuHo.pdf>
 - 3 Hier soll darauf hingewiesen werden, dass in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Traditionsorientierung zu untersuchen sein wird (Ressourcen, Optionsräume, etc.), ohne eine eindimensionalen Perspektive „Tradition versus Moderne“ zu verfolgen.

Forschungsarbeiten, die sich mit dem Alltag von sogenannten Minderheiten-
gruppen auseinandersetzen, kommen zu dem Ergebnis, dass dieser insbesondere
durch Ausgrenzung, Diskriminierung und mangelnde Teilhabe an ge-
sellschaftsrelevanten Aushandlungsprozessen geprägt ist (vgl. Spies 2010,
Spindler 2006). Diese Erfahrungen führen verstärkt zu Frustration und
Aggression, werden in der Aufnahmegesellschaft jedoch häufig als Rückbe-
sinnung auf ehemals erfolgreiche traditionelle Strategien missinterpretiert
(vgl. Bukow/Jünschke/Spindler/Tekin 2003, Auerheimer 2002, Spohn 2002,
Tertilt 1996).

Doch Repräsentationen sind im Rahmen dieser Arbeit keine Abbildungen
oder Darstellungen, die als Fakt oder Tatsache missverstanden werden könn-
ten, sondern aus z. B. gesellschaftlichen Diskursen und sozialen Interaktionen
gewonnene Deutungen von Männlichkeiten, die wiederum das Handeln be-
einflussen. Repräsentationen lassen sich weder ethnisch-kulturell erklären
noch allein individuell begründen. Vielmehr sind für die zugrundeliegenden
Darstellungs-, Handlungs- und Problemlösungsweisen insbesondere soziale
Kontexte sowie darin verwobene Herrschaftsstrukturen sowie mehrdimensio-
nale Diskriminierungs- und Zuschreibungspraxen verantwortlich (vgl. Jacob
2004, S. 68f., Bukow 2003, S. 17).

Repräsentationen sind also weder als Abbildung von ‚Wirklichkeit‘ misszu-
verstehen, noch als kontextlose Phänomene zu betrachten. Es gilt, sie eher als
eingebettet in unser gesellschaftliches und kulturelles Leben zu verstehen.
Die Auseinandersetzung mit sozialen Repräsentationen verfolgt daher insbe-
sondere das Ziel, die Dualität zwischen Individuum und Gesellschaft erneut
zu klären (vgl. Moscovici 1995, S 271).

Deutsche junge Männer mit Migrationshintergrund zählen in unserer Gesell-
schaft nicht zu den selbstverständlichen Repräsentanten der deutschen Gesell-
schaft. Sie werden noch immer auf den Platz der ‚Anderen‘, der nicht
selbstverständlich Dazugehörenden verwiesen. Sie haben zwar ihre Soziali-
sation in Deutschland vollzogen und machen in diesem Land ihre lebensge-
schichtlich relevanten Erfahrungen, doch ihre physiognomischen und sozia-
len Merkmale sind für die Mehrheitsgesellschaft ‚beweiskräftig‘ genug, dass
sie einem anderen Kulturkreis angehören (vgl. Mecheril/Teo 1997, S. 117).
„Andere Deutsche“⁴ sammeln also in der Einwanderungsgesellschaft Deutsch-

4 „Andere Deutsche“ geht auf eine Begriffsdefinition von Paul Mecheril zurück und bezeichnet
vor einem rassismuskritischen Hintergrund diejenigen Deutschen, die zwar in Deutschland

land alltäglich Erfahrungen, in denen sie als ‚Abweichung‘ eines fiktiven Standard-Deutschen markiert und als solche einer imaginären Gruppe zugeteilt werden. „Für Migrationsgesellschaften unserer Zeit ist kennzeichnend, dass eine Vielzahl von Bildern, Beschreibungen, Symbolen, Darstellungen und Zeichen in Umlauf sind, in denen nicht nur über (natio-ethnokulturelle) Identität und Differenz Auskunft gegeben wird, sondern Identität und Differenz auch beständig produziert und reproduziert werden“ (Brodin/Mecheril 2007, S. 9).

Wenn man über deutsche junge Männer mit Migrationshintergrund spricht, dann tauchen umgehend die dominanten Bilder aus Zeitung und Fernsehen über gewaltbereite Gangs, Kriminalität, große Gruppen (zukünftiger) Sozialleistungsempfänger und/oder religiöser Rückgewandtheit vor einem auf. Diese Bilder speisen sich aus den dominanten öffentlichen Diskursen der Mehrheitsgesellschaft, in denen sich die jungen Männer selbst darstellen können. Sie gelten als gesellschaftliche Problemgruppe, deren Konflikte bereits in der Institution Schule beginnen, wo sie mit mangelhaften Schulleistungen, auffälligem Verhalten im Unterricht und durch sprachliche Defizite hervorgehoben werden. Nicht hingegen werden die sprachlichen Ressourcen und Handlungsrepertoires gesehen bzw. ihre gesellschaftlichen und sozialen Kontexte berücksichtigt (vgl. Hummrich 2002).

Ganz besonders seit dem 11. September 2001 gilt das gesteigerte öffentliche Interesse an muslimisch-migrantischen Geschlechterbeziehungen, die sich vornehmlich im Stereotyp des ‚aggressiven und patriarchalen Migranten‘ entlädt (vgl. Potts/Kühnemund 2008, S. 11ff.). Gerne wird dieses männliche Stereotyp allein auf eine vermeintlich ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit reduziert. Diese Reduktion auf Differenz greift jedoch ebenfalls zu kurz, wenn nicht zusätzlich die hegemonialen Diskurse der Mehrheitsgesellschaft berücksichtigt werden. Die kritische Männlichkeitsforschung setzt sich im deutschen Sprachraum seit ein paar Jahren vermehrt mit einer intersektionalen Forschungsperspektive auseinander (vgl. Spindler 2006, Huxel 2008, Tunç 2008, Spies 2010). Doch mehrheitlich dominieren in der öffentlichen Wahrnehmung noch immer Berichte und Bilder, kurz gesagt Darstellungen über junge Männer mit türkischem Migrationshintergrund. Was sagen jedoch die jungen Männer selber über ihre männliche Sozialisation? Welche Erfah-

sozialisiert wurden und das Bildungssystem durchlaufen haben sowie ggf. in Deutschland geboren sind, die jedoch aufgrund ihrer Hautfarbe als aus einem anderen Kulturkreis kommend betrachtet werden (vgl. Mecheril/Teo 1997).

rungen machen sie mit männlichen Bezugspersonen in Schule, Peergroup und Familie? Was verstehen sie unter dem in der Öffentlichkeit so vielgenannten und bedeutungsschweren Begriffspaar ‚Stolz und Ehre‘? Und welche Räume zur Aushandlung von Männlichkeiten stehen ihnen zur Verfügung?

Will man diese Umstände kritisch betrachten, so muss zunächst über die Begrifflichkeit der Repräsentation reflektiert werden. Im Kontext dieser Arbeit sind hinsichtlich der Begrifflichkeit Repräsentation zwei Dimensionen zu beachten. Einerseits umfasst sie die Beschreibung des Subjekts nach Moscovici, in welchem sich historisch und gesellschaftlich-soziale Elemente widerspiegeln und diese damit – vereinfacht gesagt – als in das Subjekt ‚eingeschrieben‘ verstanden werden können (vgl. dazu Kap. 2.3). Die andere Dimension der Re-Präsentation umfasst die politische Dimension, die einem Subjekt zur Selbstbeschreibung zugestanden wird. Denn diesem Verständnis nach werden gesprochene Worte nicht eins zu eins wiedergegeben, sondern formen sich vielmehr durch den jeweiligen Filter des Betrachters zu einem eigenen Text (vgl. Mecheril 2003, S. 41 f.). Die beiden Begrifflichkeiten Repräsentationen und Re-Präsentationen beziehen sich also auf unterschiedliche Dimensionen. Eine Re-Präsentation stellt im Zusammenhang dieser Arbeit ‚eine (diskursive) Praxis dar, die mit der Idee operiert, dass etwas, das nicht gegenwärtig, hörbar und sichtbar ist, gegenwärtig, hörbar und sichtbar gemacht wird, respektive gemacht werden sollte‘ (Brodén/Mecheril 2007, S. 11 f.). So sieht sich das vorliegende Arbeitsvorhaben mit der Herausforderung konfrontiert, in der Interpretation der Interviews explizite und implizite Machtverhältnisse herauszuarbeiten, um bei der Re-Präsentation keine neuerlichen Stereotypen zu produzieren. Zur Verwirklichung dieses Ziels wird einerseits auf eine transparente und stark am Text orientierte Interpretation Wert gelegt. Andererseits sollen unter Bezug auf die Intersektionalitätsanalyse vorhandene Machtstrukturen aufgedeckt und mit Hilfe der reflexiven Hermeneutik eigene Zuschreibungsmuster im Interpretationsprozess bewusst gemacht werden.

Vor dem bisher erläuterten Problemhintergrund stehen nun im Rahmen dieser Arbeit drei gesellschaftliche Zuschreibungsfelder im Fokus der Aufmerksamkeit: diejenigen Zuschreibungen, die die jungen Männer a) in den Bildungseinrichtungen und b) in den Medien erleben sowie diejenigen Zuschreibungen, denen sie c) in ihren sozialen Netzwerken ausgesetzt sind. Im Mittelpunkt stehen dabei die Auswirkungen von gesellschaftlichen Diskursen und dominanten Zuschreibungen auf die Repräsentationen der jungen Män-

ner. Dabei wird nach dem Erleben in allen drei Feldern gefragt. Gleichsam richtet sich die Aufmerksamkeit der Arbeit auf die Aushandlungsprozesse um männliche Repräsentationen innerhalb der betreffenden Felder. Diese Auswahl der Zuschreibungsfelder leitet sich aus folgenden Überlegungen ab:

Die Bildungseinrichtungen stellen für einen recht langen Lebensabschnitt den institutionellen Rahmen für Erziehungs- und Sozialisationsprozesse dar, die auf gesellschaftlich bestehenden dominanten Werten und Normen aufbauen. Die Jugendlichen können sich die Mitglieder dieses institutionellen Kontextes nicht aussuchen und müssen in der sie umgebenden Struktur und sozialen Gruppe bestehen. Besonders Jungen mit türkischem oder arabischem Migrationshintergrund sowie Aussiedler bilden den Großteil der als problematisch und defizitär wahrgenommenen Schülergruppe und gelten häufig als Ursache für die mangelnde Stoffvermittlung im Unterricht (vgl. Jantz 2003). Die hier institutionell verankerten und legitimierten Zuschreibungen sollen in Bezug zu den Deutungs-, Erklärungs-, Handlungs- und Problemlösungsweisen der als ‚problematisch‘ markierten Gruppe gesetzt werden. Denn möchten sich die jungen Männer von den diskriminierenden Negativzuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft emanzipieren, so müssen sie in permanenter Identitätsarbeit die bisher negativ diskriminierenden Merkmale positiv zu besetzen lernen. Daher interessieren die Erfahrungen der jungen Männer aus unterschiedlichen Bildungsverläufen. Sowohl die sogenannten ‚Verlierer‘ unseres selektiven Bildungssystems als auch die sogenannten Bildungsaufsteiger sollen im Zentrum der Untersuchung stehen. So können Unterschiede und Parallelen von männlichen Repräsentationen über die Bildungsverläufe hinweg herausgearbeitet werden, ohne alleinig an den häufig im Zentrum der Aufmerksamkeit stehenden Bildungsverlierern und deren Defizitzuschreibungen so auch deren vermeintlicher Verhaftung an männlichen Traditionen zu verharren (vgl. Pott 2002, S. 12).

Auch die Medien bedienen überwiegend das Bild des idealtypischen, türkischen Machos. Speziell die Auseinandersetzung mit Gewaltdelikten, Ghettobildung oder Terrorismus dominiert dabei die mediale Darstellung von Männern mit arabischem oder türkischem Migrationshintergrund (vgl. Ruhrmann/Sommer/Uhlemann 2006⁵). Dabei wird primär über ein ganzes Kollektiv und

5 In einer quantitativen Studie wurde hier die Darstellung von u. a. türkischen Migranten in den Hauptnachrichten der vier quotenstärksten deutschen Sender ARD, ZDF, RTL und Sat 1 untersucht. Dabei stellen die Autoren eine Überrepräsentation bestimmter Nationalitäten in

nur selten über Hintergründe oder alltägliche Themen im Zusammenhang mit Migranten berichtet. Zudem richtet sich der journalistische Blick kaum auf die Darstellung der Betroffenen selbst, sondern reproduziert aus einer in der Regel etablierten Perspektive normativ aufgeladene Bilder des ‚Anderen‘ und schafft so stabile Muster kollektiver Identität (vgl. Eder/Rauer/Schmidtke 2004, S. 71ff., Butterwege/Hentges 2006, S. 10). Durch die fortwährende Wiederholung der stigmatisierenden Metaphern konstituieren sich diese zu einem dominanten Diskurs. Wenn immer wieder ‚der türkische Macho‘ im medialen Kontext auftaucht, dann weist dies auf nichts anderes hin als auf die konsequente und kontinuierliche Fortsetzung dieser Stereotype, die Terkessidis (2004) auch als ‚Banalität des Rassismus‘ beschreibt.

Aus der Perspektive der jungen Männer interessiert darüber hinaus, welche mediale Identifikationsfiguren sie favorisieren bzw. durch welche Figuren sie die mediale Darstellung männlicher Migranten gerne repräsentieren würden, wenn sie die Möglichkeit dazu hätten. Visuelle Repräsentationen in Kino und Fernsehen lösen beim Betrachter bzw. bei der Betrachterin Gefühle aus und erzeugen Identifikationen mit Personen, die zentrale kulturelle Werte repräsentieren (vgl. Denzin 2004, S. 426). So kann die Einstellung gegenüber medialen Figuren in ihrer symbolischen Form genutzt werden, um wichtige Merkmale des sozialen Lebens zu beleuchten (vgl. ebd., S. 428).

Da männliche Repräsentationen in kollektiver Praxis ausgeübt werden, spielen zudem die sozialen Netzwerke eine wichtige Rolle (vgl. Connell 2000, S. 129 ff.). Für die unablässig stattfindende soziale Reproduktion von Geschlechtsidentität ist der gruppenspezifische Kontext genauer zu betrachten. Gerade das nahe soziale Umfeld bietet diesbezüglich Raum zur Aushandlung von abgelehnten und favorisierten Männlichkeitskonzepten sowie von geschlechtsdominanten Zuschreibungen. Hier finden Abgrenzungs- und Zugehörigkeitsprozesse statt, welche die Repräsentationsformen der jungen Männer wesentlich (mit)gestalten (vgl. Keupp u. a. 2002, S. 217 f.). Die sozialen Gruppen können hierbei unterstützend oder hemmend auf bestimmte männliche Repräsentationsformen wirken (vgl. ebd., S. 203). Den innerhalb der sozialen Gruppen verhandelten legitimen und illegitimen Männlichkeitsbildern gilt daher besondere Aufmerksamkeit.

der Berichterstattung fest, zu denen Menschen aus der Türkei und nicht-europäischen Ländern, insbesondere aus Afrika und Asien zählen.

Schlussendlich gilt das Interesse der vorliegenden Arbeit einem möglichst vielschichtigen und heterogenen Einblick in die Zusammenhänge von Fremdzuschreibungserfahrungen und daraus erfolgenden männlichen Repräsentationsformen. Da jüngere Studien über straffällig gewordene Jugendliche mit Migrationshintergrund bereits zu dem Ergebnis gekommen sind, dass eine überzogene Zurschaustellung von Männlichkeit in enger Verbindung damit steht, dass den Betroffenen im Laufe ihrer Biografien immer weniger Möglichkeiten zur erfolgreichen Bewältigung ihres Alltags offen gestanden haben (vgl. Spindler 2006, Spies 2010), möchte sich die vorliegende Arbeit mit männlichen Repräsentationen in Verbindung mit unterschiedlichen Bildungsverläufen auseinandersetzen, um so die jeweils vorhandenen Ressourcen, Strategien und Aushandlungsräume um männliche Repräsentationen identifizieren zu können. Aus diesem Grund fiel die Auswahl der Gesprächspartner auf sogenannte Bildungsverlierer sowie bildungserfolgreiche junge Männer im Alter von 18–25 Jahren, die sich jeweils am Ende der Schullaufbahn, im Studienabschluss bzw. im Übergang zum Beruf befinden sollten.

1.2 Ziel und zentrale Fragestellung

Der Alltag in Einwanderungsgesellschaften wird noch immer weitgehend von der sozialen Matrix der Mehrheit und ‚ihrer‘ Minderheit bestimmt (vgl. Römhild 2007, S. 159). So gilt es, aufmerksam zu beobachten, wem es zugestanden ist, sich selbst darzustellen und seine Interessen zu vertreten und wem nicht. In der sozialwissenschaftlichen Praxis wird mittlerweile vermehrt darauf hingewiesen, dass zur Auseinandersetzung mit den als problematisch wahrgenommenen männlichen Migranten eine intersektionelle Betrachtung notwendig ist, um sich von einseitigen Erklärungsmodellen der Mehrheitsgesellschaft zu lösen, in denen alleinig ‚Kultur‘ als Deutungsmuster herangezogen wird (vgl. Spindler 2006, Weber 2007, Spies 2010).

Im Zentrum der Arbeit steht daher die Bedeutung von Zuschreibungserfahrungen (unter Bezug auf multiple Differenzlinien) sowie Ausgrenzungs- und Abwertungserfahrungen für die sozialen Repräsentationen männlicher Migranten. Innerhalb der zuvor definierten drei Zuschreibungsfelder ist zu untersuchen, welche biografischen Erfahrungen den Befragten zugrunde liegen.

Vor dem dargestellten Hintergrund lauten die beiden übergeordneten Fragestellungen dieser Arbeit:

- Welche Zuschreibungserfahrungen durchkreuzen den Alltag der jungen Männer?
- Welchen Einfluss haben diese Fremdzuschreibungen auf die Repräsentationen der jungen Männer?

Um diese Fragestellungen hinreichend beantworten zu können, müssen in diesem Kontext zwei weitere Fragen spezifiziert werden, die sich mit den jeweiligen Lebenshintergründen und -bedingungen der Befragten befassen:

- Über welche Ressourcen verfügen die jungen Männer?
- Welche Aushandlungsprozesse führen die Befragten speziell mit Männlichkeitskonzepten und welche Räume stehen ihnen dafür zur Verfügung?

Auf den Anspruch von Repräsentativität wurde in der vorliegenden Arbeit zugunsten einer stärkeren Tiefe der Datenanalyse verzichtet.

1.3 Gang der Untersuchung

Der einleitenden Problembeschreibung (Kapitel eins) folgt in Kapitel zwei eine Auseinandersetzung mit themenfeldbezogenen Theorien und Diskursen. Im Fokus stehen dabei Analysen der kritischen Männlichkeitsforschung (im Kontext weiterer Strukturierungs- und Differenzierungsmerkmale) sowie die beiden, für diese Arbeit zentralen Theorien: Bourdieus Feldtheorie und sein Kapitalsortenansatz sowie Moscovicis Theorie der sozialen Repräsentation. Mit ihnen soll einerseits der inhaltliche Bezugsrahmen der Arbeit abgesteckt werden. Andererseits dienen die herangezogenen Theorien auch der Darlegung über die enge Verknüpfung und Verwobenheit von Individuum und Gesellschaft. Darüber hinaus werden die medialen Diskurse über junge Männer mit türkischem Migrationshintergrund beleuchtet, da sie entscheidend über das gesellschaftlich verfügbare Wissen mitbestimmen.

Das dritte Kapitel befasst sich mit dem methodischen Vorgehen der Arbeit. Hier findet die Auswahl des qualitativen Forschungsdesigns Erwähnung und das Untersuchungs- sowie Analyseverfahren wird konkret beschrieben. Den lebensgeschichtlich ausgerichteten Interviews liegt in diesem Zusammenhang sowohl das reflexiv orientierte Analyseverfahren als auch die Forschungsperspektive der Intersektionalität zugrunde.

Der Kern der Arbeit wird im Kapitel vier vorgestellt. Hier erfolgt die Darstellung der Fallstudien, in denen die sozialen Repräsentationen im Kontext

von geschlechtsspezifischen, ethnisch-kulturellen und sozialen Zuschreibungen betrachtet werden. Es wird dazu über die zugrundeliegende Ressourcenverteilung, deren Nutzung und Mobilisierung sowie männliche Verhandlungsräume reflektiert. Im weiteren Verlauf folgt dann eine dezidierte Auseinandersetzung mit den Untersuchungsergebnissen.

Das Kapitel fünf fasst die Kernthesen des empirischen Teils zusammen und setzt sie in den theoretischen Kontext. Dies erfolgt unter anderem im Zusammenhang mit den bildungsbiografischen Hintergründen. Die Verläufe männlicher Repräsentationen werden jedoch auch hinsichtlich der zugrundeliegenden gesellschaftlichen Bedingungen reflektiert und aus den Ergebnissen resultierende zukünftig wünschenswerte Forschungsfelder aufgezeigt.

1.4 Über das Dilemma mit Kategorien

Eine Arbeit, die sich einerseits mit den Auswirkungen von stereotypen Zuschreibungen auseinandersetzt und dazu andererseits selbst auf Kategorien zurückgreift, die eigentlich dekonstruiert werden sollen, wirkt auf den ersten Blick irritierend, vielleicht sogar unglaubwürdig und bedarf einer Erklärung.

Um sich mit den Bedingungen von Menschen auseinanderzusetzen, die aufgrund vielfältiger Differenzlinien unterschiedliche gesellschaftliche Voraussetzungen vorfinden, müssen diese Differenzen in einem ersten Schritt benannt werden. Wenngleich diese Unterscheidungen zwangsläufig in unserem Sprachgebrauch zu einer dichotom angelegten Kategorisierung führen (Mann-Frau, bildungserfolgreich/bildungsfern, allochthon-autochthon, ‚die anderen‘- ‚wir‘), dürfen diese nicht zur Beschreibung einer ganzen Gruppe führen. In jeder Gruppe sind Menschen von unterschiedlichen Differenzen voneinander zu unterscheiden, aber auch durch vielfältige Formen von Zugehörigkeiten miteinander verbunden (vgl. Mecheril 2003, Badawia/ Hamburger/Hummrich 2003). Um sie in ihrem Kontext zu beschreiben, ist ein Zurückgreifen auf diejenigen Kategorien notwendig, die im gegenwärtigen historisch-gesellschaftlichen Kontext durch implizite Zuschreibungen das Leben eines Menschen mitbestimmen. So ist zwar eine Unterscheidung zwischen allochthonen und autochthonen jungen Männern, also denjenigen mit und ohne türkischen Migrationshintergrund, insofern problematisch, als dass diese Vokabeln auch im Zusammenhang „ausgrenzender Logiken und kulturalisierender Zuschreibungen benutzt werden können“ (Leiprecht 2001, S. 2f.). Gleichzeitig würden ohne diese zugegebenermaßen groben Kategorien kaum die zugrundelie-

genden unterschiedlichen Bedingungen zur Geltung gebracht werden können, die im Leben der jungen Männer existent sind und in deren Alltag sie immer wieder (mal subtiler, mal direkter) mit ausgrenzenden Denk- und Gefühlsweisen der Mehrheitsgesellschaft sowie daraus resultierenden gesellschaftlichen und institutionellen Verhältnissen konfrontiert werden (vgl. auch Spindler 2006, S. 51).

So liegt die Herausforderung und Verantwortung dieser Arbeit weniger darin, auf Kategorien gänzlich zu verzichten, als vielmehr in dem Bemühen, diese Kategorien vorsichtig und lediglich zu beschreibenden Zwecken zu nutzen, ohne sie zu verfestigen. Die vorliegende Arbeit bewegt sich also in dem Spannungsfeld alltagsgebräuchlicher Zuschreibungen und Kategorisierungen im Kontext von gesellschaftlichen Differenzlinien, die es näher zu beleuchten und deren subjektive Umgangsweise mit ihnen es zu beschreiben gilt.

Im Verlauf der Arbeit wird daher auch auf das wiederholte Zurückgreifen von Kategorien verzichtet, diese werden jedoch dann herangezogen, wenn sie im Kontext wichtig erscheinen.

2 Theorien und Konzepte

Einführung und Überblick

Da sich die vorliegende Arbeit mit den sozialen Repräsentationen sowie den Aushandlungsprozessen von als ‚fremd‘ markierten Männlichkeiten auseinandersetzt und vor diesem Hintergrund besonders von der Geschlechterforschung – primär der kritischen Männerforschung – beeinflusst ist, soll zunächst der Hintergrund dieser Forschungsperspektive dargestellt werden. Zu Beginn dieses Kapitels erfolgt dazu eine kurze Skizzierung der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte kritischer Männerforschung, um die Verortung innerhalb dieser Disziplin zu verdeutlichen. Darauf aufbauend werden zentrale Arbeiten der kritischen Männerforschung vorgestellt, welche für den konzeptionellen Hintergrund der vorliegenden Studie von Bedeutung sind. Es folgen weitere Arbeiten, die sich im Kern mit Männlichkeit und Migration befassen und die Forschungslage dieses Feldes im deutschsprachigen Raum – zumindest in Relation auf das erkenntnisleitende Interesse – skizzieren. Abschließend werde ich den für dieses Feld relevanten theoretischen Überbau darstellen, der auf Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit aufbaut, der die Rolle der Medien in der sozialen Repräsentation berücksichtigt sowie Moscovicis Theorie der sozialen Repräsentation und Bourdieus Feld- und Habitusstheorie einbezieht. Die vorgestellten Ansätze werden schlussendlich zusammenfassend diskutiert.

2.1 Geschlechterforschung

2.1.1 *Die Entstehung der kritischen Männerforschung*

Dieser Abschnitt befasst sich mit den zentralen Entwicklungsstationen der kritischen Männerforschung. Ihre Wurzeln liegen in der Auseinandersetzung mit der feministischen Theoriebildung und den sich später daraus entwickelten Gay Studies. Mitte der 1970er Jahre entstehen dann zuerst in den USA die Men's Studies (vgl. Walter 2001, S. 14). Analog zur feministischen Kritik werden Bedenken an der im wissenschaftlichen Mainstream bis dahin gültigen Geschlechterrollentheorie geübt. Geschlecht wird dort biologisch-anato-

misch begründet und, vereinfacht dargestellt, als eine daraus resultierende, verinnerlichte Rolle verstanden, die durch kulturelle Werte und Normen in Familie, Schule sowie den Massenmedien schrittweise erlernt und erworben wird (vgl. Connell/Hearn/Kimmel 2005, S. 5). Unter den Einflüssen der Frauenbewegung wird jedoch die Vorstellung einer primär biologisch-normativ begründeten Männlichkeit in den Anfängen der Men's Studies abgelehnt und stärker für eine Auseinandersetzung mit primär männlichem Rollendruck plädiert (vgl. Pleck/Sawyer 1974). Doch auch diese modifizierte Form der Rollentheorie gilt schon bald als überholt und wird verworfen, da sie die Verwobenheit von Geschlechtsrollen und Machtdimensionen nicht mitreflektiert (vgl. Connell/Hearn/Kimmel 2005, S. 5).

Mitte der 1980er Jahre vollzieht sich dann ein Paradigmenwechsel innerhalb der Men's Studies. Der Mann wird nun nicht primär in seiner Geschlechtsrolle (funktionalistisch) betrachtet, sondern seine Machtposition im Geschlechterverhältnis (kulturkritisch) tritt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit (vgl. ebd., S. 5). Der rollentheoretische Ansatz erfährt daraufhin eine Erneuerung durch konstruktivistische Ansätze (vgl. Meuser 2006, S. 92). Vermehrt wird in den Sozialwissenschaften nun die Vielfältigkeit von männlichen Lebenswelten im fortbestehenden Geschlechtersystem aufgespürt und die Darstellung von einer einheitlichen Männlichkeit durch die Begrifflichkeit vielfältiger Männlichkeiten ersetzt.

Die Erforschung des historischen Kontextes ermöglicht es damit fortan die Entstehung von Männlichkeiten und die sie formenden Institutionen genau zu betrachten und damit auch männliche Dominanz und deren Beständigkeit/ Fortbestehen in Familie, Beruf sowie politischen und kulturellen Zusammenhängen zu begreifen (vgl. Kimmel/Hearn/Connell, 2005, S. 5f.).

Aufbauend auf den patriarchatskritischen Erkenntnissen feministischer Forschung wird demnach Männerforschung nicht als ‚neutrale Wissenschaft‘ begriffen, bei der die eigene Involviertheit in den Forschungsgegenstand geleugnet und die politische Dimension bislang ausgeblendet worden sind (vgl. Morgan 1992). Insbesondere diejenigen Männerforscher, die patriarchatskritische Konzepte vertreten, setzen sich bis heute für eine „konkurrenzfreie“ Forschung gegenüber der Frauenforschung ein. Dies baut sowohl auf der Einsicht auf, dass Männerforschung eigene Themenfelder zu bearbeiten hat und inhaltlich nicht einfach als Äquivalent zur Frauenforschung verstanden werden kann, als auch darauf, dass feministische Theorien konsequent in der Männerforschung zu berücksichtigen sind, um die kritische Perspektive

auf die ins Geschlecht eingeschriebenen Machtverhältnisse nicht aus den Augen zu verlieren. Vor diesem Hintergrund hat sich eine kritische Männerforschung durchgesetzt, die sich heute als ‚queer‘, ‚antisexistisch‘, ‚profeministisch‘ oder, wie im us-amerikanischen Diskurs häufig zu finden, als ‚feministisch‘ bezeichnet (vgl. Walter 2001, S.17). Erst Mitte der 1990er Jahre etablieren sich die institutionellen Anfänge einer kritischen Männerforschung in Deutschland (vgl. ebd., S. 16).

Bis heute wird innerhalb der Männerforschung über ihre Bezeichnung und ihre Organisation diskutiert. Der Begriff „Masculinismus“ ist weitestgehend negativ assoziiert und verweist im Männerforschungsdiskurs eher auf eine ‚patriarchal-sexistische‘ sowie sich an Traditionen orientierende Perspektive (vgl. ebd., S. 17). Jeff Hearn schlägt diesbezüglich 1987 die Bezeichnung ‚The Critique of Men‘ vor (vgl. Hearn, 1987, S. 182). Wie in anderen Wissenschaftsbereichen auch, ist die Männerforschung lange Zeit insbesondere von weißen heterosexuellen Mittelschichtforschern geführt worden, was zur Folge hat, „daß schwule, bisexuelle Männer sowie Männer, die zur Unterschicht oder zu einer anderen diskriminierten Gruppe gehören, unterrepräsentiert sind“ (Walter 2001, S. 23). Nur langsam brechen diese Strukturen auf und so hat es sich die kritische Männerforschung zu Eigen gemacht, dass der jeweils eigene Forschungsstandpunkt immer in Auseinandersetzung mit vorhandenen Machtdimensionen sowie den Fragen nach Exklusion und Inklusion zu reflektieren ist.

Im Folgenden werden nun zentrale theoretische Perspektiven der kritischen Männerforschung aufgezeigt, auf welche die vorliegende Arbeit konzeptionell aufbaut. Dafür beziehe ich mich zu Beginn auf Arbeiten im englischsprachigen Wissenschaftsraum. Daran anschließend werden deutschsprachige Studien vorgestellt, die sich im Kern mit Männlichkeit und Migration befassen und die Forschungslage dieses Feldes beleuchten.

2.1.2 Zentrale Perspektiven in der kritischen Männerforschung

Kaufman setzt sich mit der Konstruktion von männlicher Vorherrschaft und damit verbundener Gewalttätigkeit auseinander. Patriarchale Strukturen und gewalttätige Auseinandersetzungen sind auch Stichworte, die gerne in Verbindung gebracht werden mit jungen Männern, deren Eltern in der Türkei geboren wurden. In welcher Weise diese Strukturen jedoch auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft kulturell verankert sind, wird gerne ausgeblendet.

Kaufmans Meinung nach sind in unseren industriellen Gesellschaften auch heute noch patriarchale Strukturen vorhanden. Diese Machstrukturen zeigen sich in einer repressiven, kapitalistischen, rassistischen, militaristischen, autoritären und (hetero-) sexistischen Gesellschaftsform – männliche Gewalt dient in diesem Zusammenhang der Aufrechterhaltung von machtbesezten Privilegien in der Mehrheitsgesellschaft (vgl. Kaufmann 2001, S. 142f.). Kaufmanns leitendes Interesse richtet sich darauf, die Verknüpfung von Geschlecht und Gewalt in ihrem jeweiligen Kontext, in den ihnen zugrundeliegenden sozialgesellschaftlichen Erfahrungen und innerhalb der herrschenden sozialen Ordnung zu sehen. So kann der Verstrickung von gesellschaftlichen Strukturen und männlicher Gewalt auf den Grund gegangen werden. Er unterscheidet dazu zwischen Männergewalt gegen Frauen, gegenüber anderen Männern und gegen sich selbst (ebd., S. 154 ff.). Der gesellschaftliche Kontext, in dem wir leben, stellt für Kaufmann ein durch und durch von Gewalt und Ausbeutung durchsetztes Gebilde dar, das in Institutionen, physischen Strukturen und sozioökonomischen Verhältnissen eingeschrieben ist: sei es durch den Aufbau ‚zivilisierter‘ Gesellschaften, der durch die Unterwerfung, Ausbeutung und Ermordung anderer Völker erfolgte, oder die Beherrschung der Umwelt, das tägliche Arbeitsleben kapitalistisch-industrieller Klassengesellschaften oder die zugrundeliegenden Sozialstrukturen. Diese gesellschaftlich verankerten Strukturen von Unterwerfung und Kontrolle bieten den Boden dafür, dass Gewalt überhaupt hervorgebracht und weiter genährt werden kann, weniger hingegen die soziologische Unterstellung, dass Gewaltausübung durch Beobachtung und Erfahrung sozialer Gewalt ausgeübt wird (vgl. ebd., S. 144 f.). Diese Perspektive erlaubt, ein Verständnis über die gesellschaftlichen Bedingungen von Ausbeutung im Kontext von Männlichkeit zu entwickeln, die historische Wurzeln haben und bis heute das gesellschaftliche Leben mitbestimmen. Auf struktureller, physischer und psychischer Ebene werden gewaltsam Zugehörigkeiten gebildet und Ausgrenzungen vorgenommen.

Die besonders für heterosexuelle Männer typische Blockierung und Verleugnung von als ‚weiblich‘ konnotierten Gefühlen sieht Kaufmann in diesem Zusammenhang beispielsweise als Gewaltakt des Mannes gegen sich selber an. Dies ist wichtig, um das Binnengefüge unter Männern zu verstehen. Die Verleugnung der eigenen homosexuellen Attraktion sichert die Zugehörigkeit zu dominanten Männlichkeitsrepräsentationen, die heteronormativ geprägt sind und die Verkörperung der als ‚weiblich‘ geltenden Anteile verpönen, weil sie als Angriff auf die normative Geschlechtertrennung verstanden werden. Dies führt insbesondere bei Heteromännern zu Homophobie, deren Abwehr sich in

Gewaltakten gegen als ‚verweiblicht‘ angesehene Männer äußert (vgl. ebd., S. 162). Kaufmann geht in diesem Zusammenhang davon aus, dass Gewalt gegen andere Männer, Selbstunterdrückung und Gewalt gegen Frauen immer zusammenhängen. So spricht er von einer Triade männlicher Gewalt, in der Männergewalt nur aufgelöst werden könne, wenn alle drei Felder berücksichtigt würden, also auch die Gewalt unter Männern ernstgenommen und thematisiert werde (vgl. ebd., S. 166). Dies erscheint mir insbesondere in der Auseinandersetzung mit deutsch-türkischen jungen Männern dringend mitzureflectieren, da sie im Alltag vielfach von subtiler bis offener Unterdrückung betroffen sind.

Messerschmidt (2005, S. 204 ff.) arbeitet in lebensgeschichtlichen Interviews mit gewalttätigen jungen Männern heraus, wie Gewalt, Geschlecht und gesellschaftlich-strukturelle Bedingungen zusammenhängen – gerade bei denjenigen männlichen Jugendlichen und jungen Männern, die mangels knapper Ressourcen und institutioneller Autorität die dominanten Männlichkeitsinszenierungen nicht einlösen können. In der Erfahrung, dem männlichen Ideal mit all seinen Zuschreibungen an Dominanz, Erfolg, Macht und Reichtum nie zu entsprechen, bildet sich sukzessive eine tiefe Kränkung im jungen Mann heraus. Unfähig, dem dominanten Bild des ‚cool guy‘ zu entsprechen und statt dessen in einen täglichen Kampf um Ausgrenzung involviert zu sein, erscheint das gewalttätige Verhalten als einziger Schutz vor weiteren Attacken von Unterdrückung (vgl. ebd., S. 207). Das gewaltsame Aushandeln um die wenigen noch verbliebenen und knappen Ressourcen in seinem sozialen Kontext wird zum Darstellungszweck männlicher Repräsentation und damit zur einzigen noch verbliebenen Möglichkeit der Selbstbestimmung (vgl. ebd., S. 208). Messerschmidt betont vor diesem Hintergrund zur Untersuchung der Konstruktion von Männlichkeiten (und Gewalt) die Notwendigkeit, die Lebenssituationen von Männern und ihre Einbindung in Hierarchien in den Mittelpunkt der Forschung zu stellen (vgl. ebd., S. 208).

Willis verfolgt in seiner Studie „Learning to Labor“ (1979) die (Re-) Produktionsmechanismen des männlichen Habitus im Arbeitermilieu. In einer dreijährigen Fallstudie untersucht er eine Gruppe von Schülern, die vorwiegend aus dem Arbeitermilieu stammt. Durch offensives Missachten und Übertreten von Gesetzen, Klauen, Prügeln und exzessiven Alkoholkonsum entwerfen die sogenannten „Lads“, die Jungen des Arbeitermilieus, eine Gegenkultur zu den als passiv beschimpften und sich anpassenden Schülern der Mittelklasse, den „Konformisten“. Die Einübung dieser Praktiken legt bereits einen sozia-

len Ordnungssinn in den Jugendlichen an, der das Arbeitermilieu von der Mittelklasse trennt.

Die Rebellion gegen die offizielle Autorität in der Schule (Verweigerung von Mitarbeit und Disziplin) verspricht kurzfristig reale und symbolische Freiräume zur Selbstorganisation. Das zeitlich losgelöste Leben im ‚Hier und Jetzt‘ stellt allerdings auch die Bedeutungslosigkeit der Zeit in den Mittelpunkt. Während die Mittelschichtskinder sich auf das Examen vorbereiten und in ihre Zukunft investieren, verhöhnen die „Lads“ deren Passivität und halten ihnen vor, dass das Leben an ihnen vorüberziehe (vgl. ebd., S. 68). Da die „Lads“ davon ausgehen, dass ihre spätere Arbeit keine Sinnerfüllung mit sich bringt, messen sie auch der Schulausbildung wenig Wert bei und investieren primär in die Beziehungen zu Freunden. Mit dem Eintritt in den Berufsalltag werden die „Lads“ jedoch mit der Strenge der Betriebskultur und den harten Produktionsbedingungen überrascht. Die Fortführung ihres Anspruchs auf Vorherrschaft können sie nicht aufrechterhalten, da das Beharren darauf zum Arbeitsplatzverlust führen würde. Da viele bereits finanzielle Verpflichtungen und manche bereits eine Familie haben, erkennen sie die Ausweglosigkeit ihrer sozialen Situation. Die Selbsterhöhung durch Abwertung anderer, der Wert der Körperlichkeit durch Gewaltausübungen sowie harter Arbeit bestärken ihr Verständnis von Männlichkeit und zwingen sie gleichzeitig in ihr Schicksal als Arbeiter. „Der Arbeiterjunge hat das Gefühl, dass es bereits zu spät ist, wenn er den Irrtum seines früheren Selbstvertrauens entdeckt hat. Es sieht so aus, als habe die kulturelle Überhöhung gerade lange genug angehalten, um ihn durch das Fabriktor zu tragen, dass sich dann hinter ihm verschließt“ (ebd., S. 168). Diese Studie verdeutlicht besonders gelungen die frühe soziale Einübung und Verkörperung sozialer Ordnungsstrukturen sowie die damit einhergehende (unbeabsichtigte) Repräsentation eines männlichen Ideals, das durch sein geschlechtsspezifisches Handeln, ohne es zu ahnen, ins soziale Abseits führt und von dort aus kaum noch Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe bietet.

Eine der wenigen Studien zur Auseinandersetzung mit vielfältigen Männlichkeitsentwürfen ist die Londoner Untersuchung „Young Masculinities“. Hier wurden die sozialen Kategorien ‚Gender‘, ‚Class‘ und ‚Ethnicity‘ miteinander verknüpft und in ihrer Bedeutung für Männlichkeitsentwürfe analysiert (vgl. Phoenix/Frosh u.a. 2002). Die Studie setzt sich dabei insbesondere mit der männlichen Positionierung innerhalb der Dominanzgesellschaft auseinander. Es wird deutlich, dass sich Männlichkeitsentwürfe in einer komplexen

Struktur von normativ dominanten Männlichkeitsbildern innerhalb der Mehrheitsgesellschaft konstituieren. Dabei variieren die Zuschreibungen von Männlichkeit je nach kulturellem Hintergrund und lassen eine hierarchische Struktur von illegitimer bzw. legitimer Männlichkeit erkennen. Der ethnische Hintergrund der Jungen erweckt dabei deutlich die an sie gestellten Erwartungen von männlicher Repräsentation. African Caribbean Boys werden beispielsweise einer ‚Hypermaskulinität‘ zugeordnet, die sich besonders auf rassistische Zuschreibungen von Coolness, Potenz und Durchsetzungsstärke bezieht. Britische Jungen der Mehrheitsgesellschaft bewundern dies zwar, grenzen sich jedoch mit Zugehörigkeitsbekundungen zu einer ‚modernen‘ Geschlechterordnung gegen diese als ‚archaisch‘ bewertete Geschlechtsrepräsentation ab (vgl. ebd., S. 56 ff.). Die Orientierung an den Vorstellungen eines hegemonialen Männlichkeitsideals verhindert alternative Formen von Männlichkeit und trägt zu konformistischen Ansichten über Männlichkeit bei, die sich insbesondere auf Härte, ein spezielles Aussehen und opponierendes Verhalten gegenüber schulischen Anforderungen sowie auf das zentrale Anliegen, nicht für homosexuell gehalten zu werden, beziehen (vgl. ebd., S. 33).

Aus den bereits vorgestellten Studien geht hervor, dass geschlechtliche Repräsentationen immer in soziale und strukturelle Zusammenhänge eingebettet sind. Für die Repräsentation ist jedoch ebenfalls die Interaktion von zentraler Bedeutung, wie im Folgenden mit dem ‚doing gender‘ Ansatz konkretisiert werden soll. Der Begriff ‚doing gender‘ weist – verkürzt erklärt – primär auf die Prozessstruktur und die soziale Konstruktion von Geschlecht hin, die neben der Differenzierung von sex (biologisches Geschlecht) und gender (damit in Verbindung gebrachte soziale Verhaltensweisen) zudem den handelnden Akt, das ‚doing‘ einbezieht (vgl. Villa 2001, S. 74f.). Hier geht man von einem Interaktionsprozess aus, in welchem sich geschlechtsspezifische Verhaltensweisen durch gegenseitige Herstellung und Bestätigung immer wieder neu projizieren und beweisen müssen. Für die soziale Konstruktion von Geschlecht spielen neben den anatomischen Merkmalen insbesondere jene eine entscheidende Rolle, an denen sich Frauen und Männer zu erkennen geben. Hierzu zählen neben anderen Gestik, Mimik, Sprache, Kleidung, Berufswahl, Paarbeziehungen etc. (vgl. ebd., S. 72). Die soziale Anerkennung eines Mannes oder einer Frau bedarf also einer ständigen Darstellungsarbeit. In diesem Zusammenhang spricht Paula-Irene Villa von einer interaktiven Konstruktionsleistung. Geschlechtlichkeit muss also permanent in der Interaktion durch Körper, Sprache, Gestik, Lebensführung etc. zum Ausdruck gebracht werden. So erkennen Individuen nicht etwa nur das, was objektiver-

weise da und vorhanden ist, sondern stellen permanent etwas her, was nach ihrer Meinung da sein muss, wie z. B. Geschlechterdifferenz (vgl. ebd., S. 73f.).

Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, dass geschlechtsspezifische Deutungsmuster die individuelle Wahrnehmung stark strukturieren und somit handlungsweisend auf Personen einwirken. Beim ‚doing gender‘ greifen die handelnden Personen dabei auf ein ihnen zugrundeliegendes lebensweltliches Deutungsmuster der Zweigeschlechtlichkeit zurück, welches insbesondere auf folgende inkorporierte Normen aufbaut:

- a) Es gibt zwei und nur zwei Geschlechter (weiblich und männlich).
- b) Das Geschlecht ist invariabel (ist man männlich/weiblich, war man schon immer männlich/weiblich und wird man immer männlich/weiblich sein).
- c) Genitalien sind die essentiellen Indizien des Geschlechts (eine Frau ist eine Person mit einer Vagina, ein Mann ist eine Person mit einem Penis).
- d) Jedwede Ausnahme bezüglich der zwei Geschlechter kann nicht ernsthaft sein (es muss sich um Scherz, Pathologie etc. handeln).
- e) Es gibt keinen Wechsel von einem Geschlecht zum anderen, außer ritualisierte Inszenierungen (Masken).
- f) Jede Person muss einem Geschlecht zugeordnet sein (es gibt keine ‚geschlechtslosen Fälle‘).
- g) Die Dichotomie männlich/weiblich ist ‚natürlich‘ (Männer und Frauen existieren unabhängig von der Wahrnehmung durch ‚Wissenschaftler‘ oder anderer Personen und ihrer Kriterien).
- h) Die Mitgliedschaft in einem der beiden Geschlechter ist ‚natürlich‘ (weiblich oder männlich zu sein, ist unabhängig von der individuellen Entscheidung). (ebd., S. 73)

Fasst man nun die genannten Aspekte dieses alltagsweltlichen Deutungsmusters zusammen, dann wird Geschlecht unhinterfragt konstruiert, ist die geschlechtsspezifische Darstellung immer biologisch legitimiert, dichotom aufgebaut und lebenslang bindend (vgl. ebd. S. 75). Hinzu kommt, dass jedes Individuum auf die Darstellung des eigenen Geschlechts angewiesen ist, um gesellschaftlich akzeptiert zu sein. Der Darstellung dienen dazu beispielsweise Namen, Kleidung, Gesten, Hobbys, Berufswahl usw. (vgl. ebd., S. 76).

In der Interaktion ist darüber hinaus nicht nur jeder für die Darstellung der eigenen Geschlechtszugehörigkeit verantwortlich, sondern beteiligt sich auch an der Darstellung der anderen handelnden Personen, die dem Gegenüber ein

Geschlecht zuweisen. Die jeweiligen Interaktionspartner sind somit gleichermaßen Darstellerinnen oder Darsteller als auch Betrachterinnen oder Betrachter und arbeiten immer zusammen – dies jedoch meist unbewusst (vgl. ebd., S. 76 f.).

Vor diesem Hintergrund wird bereits deutlich, dass die Kategorie Geschlecht in tiefster Weise im Denken und Handeln von Frauen und Männern verankert ist und sich dort – trotz gesellschaftlich sozialem Wandel – hartnäckig hält (vgl. Connell 2000, S. 223). Gleichzeitig wird mit dem Konzept des ‚doing gender‘ das Dilemma deutlich, das einer Auseinandersetzung mit der kulturellen Konstruktion des Geschlechts unterliegt. In dem Moment, in dem die dichotom angelegte Kategorie Geschlecht genutzt wird, um sie als Konstrukt zu entlarven, wird sie gleichsam festgeschrieben. Doch die Tatsache der tiefen Verankerung der Kategorie Geschlecht lässt ebendies nicht als reines Konstrukt erscheinen, sondern verweist auch auf die gelebte Existenz, die sich als „Verbindung verschiedener historisch entstandener Denk- und Gefühlsweisen, Körperpraxen und -formen sowie gesellschaftlicher Verhältnisse und Institutionen, eben eine historisch bestimmte Art und Weise zu existieren“, darstellt (Maihofer 1995, S. 84). So ist auch für die vorliegende Arbeit zu einem sensiblen und bewussten Umgang mit Kategorien geraten, die es weder im Kontext Geschlecht noch hinsichtlich weiterer Differenzlinien festzuschreiben gilt (eine differenzierte Auseinandersetzung mit dieser Herausforderung ist in Kapitel 3 zu finden).

2.1.3 Derzeitige Studien über Männlichkeit und Migration im deutschsprachigen Raum

Im Zentrum medialer Aufmerksamkeit stehen vielfach Untersuchungen, die sich mit männlichen Jugendlichen oder jungen Männern mit Migrationshintergrund, die in Verbindung mit gesellschaftlichen Problemen gebracht werden, auseinandersetzen (vgl. z. B. Sarrazin 2010, Lachmann 2010, Müller 2008). Gewaltdelikte, Kriminalität, Sprach- und Integrationsprobleme, ökonomische Belastungen des sozialpolitischen Systems, Gettoisierung und Frauenunterdrückung sind Kernthemen einer Vielzahl von dazu herangezogenen wissenschaftlichen Veröffentlichungen oder als objektiv geltenden Studien (vgl. z. B. Schiffauer 2010, Schiffauer 2002, Kelec 2006, Pfeiffer 2005). Im Kern dieser Untersuchungen steht die Auseinandersetzung mit türkischen Migrant*innen, deren ‚Auffälligkeit‘ und ‚Gewalttätigkeit‘ mit ihrer kulturellen und religiösen Herkunft kollektiv erklärt wird. Die methodische Erhebung

bleibt jedoch in aller Regel intransparent. Darüber hinaus bieten die Studien keinen Vergleichshorizont mit ähnlich situierten und nicht-gewalttätigen Männern mit Migrationsgeschichte. Somit wird eine einfache Kausalkette geschlossen, die zwar leicht einprägsam und damit medientauglich, methodisch und hinsichtlich ihrer sozial-politischen Dimension jedoch höchst bedenklich ist. Insbesondere der muslimische Mann tritt in seinen Männlichkeitsvorstellungen als kulturell und religiös statisch auf. Innerhalb der Migrationsforschung gilt diese monokausale Interpretationsperspektive jedoch lange Zeit als überholt. Tarek Badawia (2002) macht in diesem Zusammenhang beispielsweise mit seiner Studie „Der dritte Stuhl“ auf den kreativen Umgang in der identitätsbezogenen Positionierung bildungserfolgreicher Immigranten aufmerksam und weist damit auf die enorme Eigenleistung der Befragten hin, die sich mit dem ‚dritten Stuhl‘ (im Gegensatz zu der vielfach unterstellten Zerrissenheit ‚zwischen den Kulturen‘ zu leben und damit auch ‚zwischen den Stühlen‘ sitzend) eine bikulturelle Identität aufgebaut haben – wenngleich dieser Status auf dem Handlungsparadox aufbaut „Ich gehöre dazu und bin trotzdem anders“ (ebd., S. 336).

Mecheril (2003) prägt den Begriff der „Mehrfachzugehörigkeiten“. Auch er hebt die deutliche Eigenleistung von Bürgern nichtdeutscher Herkunft hervor, mit der sie Zugehörigkeiten im Alltag organisieren, trotz der sie umgebenden prekären politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, auf die Mecheril noch deutlicher als Badawia hinweist. Prekär deshalb, weil der gesellschaftspolitische Blick in Deutschland auf die eindeutige Zugehörigkeit legitimer, d. h. in der Regel assimilierter Praktiken ausgerichtet ist, die a) selbst, wenn sie erstrebenswert scheinen, schon aufgrund ihres Anspruches unerreichbar bleiben, da beispielsweise bereits physiognomische Merkmale zum Ausschluss eindeutiger Zugehörigkeit führen und somit b) die Formen von Mehrfachzugehörigkeiten schlicht nicht zur Kenntnis genommen werden (vgl. Mecheril 2000, S. 389). Mecheril ermöglicht einen differenzierten Blick auf die gesellschaftlichen Bedingungen, die denjenigen zugrunde liegen, die sich dem herrschenden Zwang von Eindeutigkeit in natio-ethno-kulturellen Kontexten nicht zuordnen lassen – und er gibt einen Einblick in diejenigen Räume, die zwar existieren, jedoch systematisch negiert werden und für die er systematische Berücksichtigung fordert. Beiden Autoren ist gemeinsam, dass sie in ihren jeweiligen Studien die Befragten dezidiert selbst zu Wort kommen lassen und damit einen als zentral zu erachtenden Perspektivwechsel in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Migration vollzogen haben.

Die für diese Arbeit interessanten Kontexte von Männlichkeiten, Repräsentationen, sozialer Herkunft, Ethnizität und sexueller Orientierung existieren in der kritischen Männerforschung im deutschsprachigen Raum bislang nur ansatzweise. Einige für diese Arbeit wichtigen Studien seien hier skizziert.

Spohn veröffentlichte 2002 eine der ersten Arbeiten über familienbezogene Identität türkischer Männer der ersten Generation in Deutschland. Da insbesondere dem Einfluss von Vätern auf die geschlechtsspezifischen Lebensentwürfe ihrer Söhne eine große Bedeutung zugeschrieben und diese Personengruppe in aller Regel als in starren kulturellen Strukturen verhaftet beschrieben wird, ist diese Studie auch für die vorliegende Arbeit interessant. Anhand qualitativer Interviews untersucht Spohn die subjektiven Aushandlungsprozesse der Befragten mit den für sie dominanten Männlichkeitsbildern in Deutschland und der Türkei. Dazu bezieht sie sowohl die kritische Männer- als auch die Migrationsforschung mit ein und erstellt in Anlehnung an Çiğdem Kağıtçıbaşı Familienmodell eine erweiterte Typologie von familienbezogenen Männlichkeitskonzepten: die ‚interdependence‘, die ‚independence‘ und die ‚emotional interdependence‘. Insgesamt verweist Spohn mit ihrer Studie auf die Notwendigkeit der Sichtbarmachung der Auseinandersetzungsprozesse mit eigenen Männlichkeitskonzepten, wie sie sie bei türkischen Migranten der ersten Generation skizziert hat. So stellt sie dem idealtypischen und medial gerne bedienten Bild des traditionsorientierten und wandlungsresistenten ‚Türken‘ ein differenziertes Konzept männlicher Identität gegenüber.

Spindler (2006) steht mit ihrer Arbeit „Corpus delicti“ für die Verknüpfung von Männlichkeit, Ethnizität, Rassismus und Kriminalisierung. In biografischen Interviews befasst sie sich mit dem Ineinanderwirken vielfältiger Differenzmerkmale und deren sozialer Strukturierung. Im Mittelpunkt ihrer Studie stehen inhaftierte männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund. Zentrale Themen der Interviews sind dabei das Verhältnis zum Vater sowie zur Mutter, der schulische Kontext, strukturelle Benachteiligungen, Rassismuserfahrungen, Sexualität, die Peergroup sowie das Leben im Gefängnis. Bezogen auf die Männlichkeitskonzepte der Befragten arbeitet Susanne Spindler konsequent den Kontext der Jugendlichen heraus. Durch das komplexe Zusammenspiel von strukturell-rassistischer Ausgrenzung und dem damit verbundenen Ankämpfen gegen wachsenden Autonomieentzug entfernen sich die Jugendlichen immer mehr von gesellschaftlich anerkannten Möglichkeiten der Lebensführung. „In diesem Kontext der Dekontextualisie-

rung gewinnen ihr Geschlecht und ihr (geschlechtlicher) Körper immer mehr an Relevanz – die Jugendlichen erleben diese Zunahme an Bedeutung aber zugleich als Reduktion. Männlichkeit ist ihnen als Ressource geblieben, und, wenn immer weniger Möglichkeiten bleiben, den Alltag zu gestalten, sind sie immer mehr darauf verwiesen, diese auszuleben“ (Spindler 2006, S. 289). Die Wahrnehmung der Öffentlichkeit hingegen ist allerdings ausschließlich auf das Ergebnis dieses Prozesses gerichtet: eine übertriebene Inszenierung von Männlichkeit und das furchteinflößende Auftreten in gewaltbereiten Cliques. Dass dieser Einsatz des Körpers häufig das letzte Mittel ist, um sich in zumeist ebenfalls gewalttätigen Lebenszusammenhängen durchzuschlagen, wird dabei in der Regel missachtet bzw. verschwiegen. Wie in Paul Willis Studie durchschauen auch diese Jugendlichen das autoritäre System – hier jedoch neben seinen sozialen Ausschlusskriterien auch in seinen rassistischen Mechanismen. „Sie kämpfen gegen diese Exklusionen an, um dann – wie in einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung – immer mehr darauf zuzusteuern“ (ebd., S. 326).

Aus einer ganz anderen Perspektive setzt sich Sylka Scholz (2004) in ihrer Studie „Männlichkeit erzählen – Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer“ mit der narrativen Konstruktion von Männlichkeit auseinander. Auch hier stehen von der Mehrheitsgesellschaft markierte und marginalisierte Männlichkeiten im Zentrum der Studie und werden hinsichtlich ihrer identitätsbezogenen Bewältigungsstrategien, sich geschlechtsbezogen im gesellschaftlich-sozialen Kontext positionieren zu müssen, untersucht. Von der These ausgehend, dass sich männliche Identität in modernen Gesellschaften insbesondere durch Erwerbsarbeit konstituiert, untersucht sie die Folgen der Veränderungen im Erwerbssystem für die individuellen Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Im Zentrum der Fragestellung stehen dazu die subjektiven Wahrnehmungsmuster und Bewältigungsstrategien sowie die Relevanz von Erwerbsarbeit für die männliche Identität (vgl. Scholz 2004, S. 9 f.).

In ihrer Schlussbetrachtung hebt sie neben dem zentralen Stellenwert männlicher Erwerbsarbeit auch das Nicht-thematisieren von Familienbeziehungen bzw. Partnerschaften sowie die Bezugnahme auf andere Männer in der männlichen Narration hervor. Die Rekonstruktion geschlechtsgebundener Identität orientiert sich stark an einer normativen Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit. Dieses aus der Zeit der Industrialisierung stammende ‚Leitbild‘ folgt in hohem Maße der institutionalisierten Verknüpfung

von Männlichkeit und Erwerbsarbeit und spiegelt sich in entsprechendem Maße in den hegemonial hergestellten Identitätsmustern (vgl. ebd., S. 185). Da die Berufsbiografie und die berufliche Identität nicht immer linear verlaufen, werden Brüche und Diskontinuitäten in die Erwerbsarbeit integriert und als sinnvoll gedeutet (vgl. ebd., S. 256). In der Differenzkonstruktion gegenüber anderen Männern stellt Scholz fest, dass Unterschiede häufig mit Bezug auf weiblich konnotierte Eigenschaften hervorgehoben werden. Andere Männer werden mittels Zuschreibung von als weiblich geltenden Charakteristika feminisiert und somit untergeordnet, um die eigene Person als überlegen darzustellen und sich damit aufzuwerten (vgl. ebd., S. 258). Der Wert dieser Studie für die vorliegende Arbeit liegt dabei sowohl in der Auseinandersetzung mit der narrativen Konstruktion von Männlichkeit als auch in der Kompensation, vom hegemonialen Männlichkeitsideal ausgeschlossen zu sein und dieses nicht repräsentieren zu können.

Tietze führt 2001 eine qualitative Studie mit männlichen Jugendlichen mit Migrationsgeschichte in Deutschland und Frankreich durch und untersucht die Bedeutung des Islams für die Befragungsgruppe. Auch wenn sie sich nicht explizit mit geschlechtsspezifischen Fragestellungen befasst, so liefert ihre Studie auch für diese Arbeit in Ansätzen relevante Ergebnisse. Religiöse Zugehörigkeit wertet sie nicht als kulturalistisches Phänomen, sondern setzt sich mit den subjektiven Deutungs- und Handlungsmustern auseinander. Als zentrales Forschungsergebnis arbeitet sie diesbezüglich die potentiell produktiven Ressourcen von Religiosität zur Bewältigung der Lebenssituation heraus. Dieses Ergebnis scheint mir vor allem für die Auseinandersetzung mit Aushandlungsräumen von Männlichkeiten wichtig.

Spies (2010) setzt sich in biografischen Interviews diskurstheoretisch mit straffällig gewordenen jungen Migranten auseinander, die vielfach gesellschaftlich und medial sowohl ethnisiert als auch kriminalisiert werden, in aller Regel jedoch kaum selbst zu Wort kommen. Ihr Interesse richtet sich dabei insbesondere auf die Frage nach den gesellschaftlichen Einflüssen in der Identitätskonstruktion der Straffälligen, die sie mit Hilfe der Intersektionalitätsanalyse dezidiert betrachtet, um so aus den biografischen Erzählungen, Verstrickungen und Einbettungen in soziale Ungleichheiten, dominante Diskurse und Herrschaftsdimensionen aufzuzeigen (vgl. Spies 2010, S. 383). Ihr gelingt es damit, die intersektionelle Verwobenheit einzelner Positionierungen (im Kontext von Migration, Kriminalität und Männlichkeit) zu verdeutlichen, die eingenommen, aber auch wieder verlassen werden können

und damit auf eine gewisse Handlungsmacht verweisen (vgl. ebd., S 386). Beispielsweise, wenn die Selbstpositionierung als muslimischer Mann als Erklärungsfolie für die eigenen Gewalthandlungen herangezogen wird und damit dominante gesellschaftliche Diskurse bestätigt und reproduziert werden. An anderer Stelle werden wiederum Fragen nach kultureller Zugehörigkeit verweigert und durch die Einnahme einer widerständigen Haltung auf die Absurdität dieses Diskurses aufmerksam gemacht. Die Jugendlichen nehmen also durchaus vereinzelt diskursive Positionen ein und bestätigen damit dominante Zuschreibungen; andererseits jedoch verdeutlichen sie, dass dies aus strategischen Gründen erfolgt oder aber, um genau gegen diese Zuschreibungen anzukämpfen (vgl. ebd. S. 389 f.). Dazu muss die Einnahme von Subjektpositionen allerdings immer hinsichtlich dominanter gesellschaftlicher Diskurse beleuchtet werden: einerseits, um nicht vorschnelle Rückschlüsse über die vorgestellten Erklärungsansätze zu ziehen, andererseits, um die widerständigen Praktiken nicht voreilig einem Hype zu unterziehen und damit ihre Begrenzung innerhalb des gesellschaftlichen Kontextes auszublenden, das von Herrschafts- und Unterdrückungsstrukturen gezeichnet ist (vgl. ebd., S. 397). Spies arbeitet in ihrer Analyse heraus, dass die jeweils eingenommenen Positionierungen der interviewten Jugendlichen keiner regelgeleiteten Struktur zuzuordnen sind. Der Einfluss herrschender Diskurse auf biografische Erzählungen kann zwar klar herausgearbeitet werden, wenngleich die Jugendlichen diese Diskurse sowohl reproduzieren als auch an deren Produktion mitarbeiteten. Durch die Art und Weise, wie mit bestimmten Fremdzuschreibungen umgegangen wird, deckt Spies andererseits widerständige Praktiken auf, die auf eine kreative Ausgestaltung von Verhandlungsspielräumen verweisen (vgl. ebd., S. 389). Dabei fallen jedoch Positionierungen im Kontext von Migration deutlich differenzierter aus als im Kontext von Männlichkeit. Während der erstgenannte Kontext mehr Raum zur Aushandlung bietet, indem beispielsweise die Selbstpositionierung als Türke einen strategischen Charakter einnimmt, um auf die dahinterliegende Fremdpositionierung, also die damit verknüpften dominanten, gesellschaftlichen Zuschreibungen aufmerksam zu machen, zeichnen sich die Positionierungen in Bezug auf das Thema Männlichkeit durch sehr viel mehr Ähnlichkeit aus (vgl. ebd., S. 390 f.). Die von den Jugendlichen eingenommenen Positionierungen zielen auf eine Verortung innerhalb eines dominanten Männlichkeitsdiskurses, der in seiner Ausgestaltung als Versorger zwar traditionell verankert ist, dennoch eine Form anerkannter Männlichkeit darstellt, die eine erreichbare Alternative zum weit entfernten hegemonialen Männlichkeitsideal bietet und damit die Möglich-

keit eröffnet, zumindest in diesem Kontext an den dominanten Vorstellungen eines Teils der Mehrheitsgesellschaft anknüpfen zu können (vgl. ebd., S. 394ff.). Zusammenfassend zeigt Spies mit ihrer Studie, dass die im Interview eingenommenen Positionierungen dezidiert zu hinterfragen sind, sowohl hinsichtlich ihrer Funktion als auch bezüglich der darin eingebetteten Dominanzdimensionen (vgl. ebd., S. 398).

Fasst man die vorgestellten Studien zusammen, so wird deutlich, dass zwar ein breites Spektrum an Forschungsarbeiten abgebildet ist, die Verknüpfung von strukturellen Rahmenbedingungen für soziale Repräsentationen in Form von Erklärungs-, Handlungs- sowie Problemlösungsrepertoires bei männlichen, türkischen Migranten mit unterschiedlichen Bildungshintergründen in Deutschland jedoch bislang fehlt. Dies scheint mir besonders vor diesem Hintergrund wichtig zu untersuchen, um zu sehen, wie sich gesellschaftlich-soziale Ordnungssysteme im Kontext von Geschlecht und Ethnizität über die jeweiligen Bildungshintergründe hinweg in den Repräsentationen abbilden. Dazu sollen im Folgenden die sozialen Ordnungssysteme aus Perspektive von Connell, als Vertreter kritischer Männerforschung, sowie aus soziologischer Perspektive von Bourdieu dargelegt werden.

2.1.4 Das Konzept der männlichen Hegemonie nach Connell

Connell (deutsche Veröffentlichung 2000) hat einen wesentlichen Beitrag mit seinem männlichen Hegemoniekonzept geleistet, in welchem er die Verschiedenartigkeiten von klassen-, schicht-, race-⁶ und kulturspezifischen sowie von sexueller Identität abhängigen Männlichkeiten hervorhebt. Dieses Konzept verweist darauf, dass jede Gesellschaft ein hegemoniales Muster von Männlichkeit hervorbringt, das einerseits seine Vorherrschaft gegenüber Weiblichkeit betont, jedoch auch andere Formen von Männlichkeiten unterordnet. So existieren miteinander konkurrierende Männlichkeiten, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen.

Aufbauend auf feministische Forschungsarbeiten, die sich kritisch mit der Vorstellung eines einheitlichen, weiblichen Subjekts befassen, knüpft Connell mit seinem Konzept der hegemonialen Männlichkeit ebenfalls an einen Plural

6 Da der Begriff „Rasse“ im deutschsprachigen Gebrauch immer im Zusammenhang mit einer zutiefst wertenden und rassistisch motivierten Rassentheorie gesehen werden muss und damit der in diesem Kontext angestrebte Sinn verloren ginge, wird hier und im Folgenden auf den englischsprachigen Begriff zurückgegriffen, um rassistisch motivierte Ungerechtigkeiten benennen und einbeziehen zu können.

von Männlichkeiten an (vgl. Connell 2000, S. 97). Den Kern seiner Männlichkeitstheorie bildet der Begriff der Hegemonie, der auf Gramscis Hegemoniebegriff zur Analyse von Klassenbeziehungen zurückgeht und auf der Beobachtung aufbaut, dass im gesellschaftlichen Leben bestimmte Gruppen eine Führungsposition einnehmen und aufrechterhalten. Diese Gruppen wiederum unterliegen im sozialen Kampf um Vorherrschaft einem dynamischen Charakter (vgl. ebd., S. 98).

Hegemonie bildet sich Connells Meinung nach in der Verknüpfung von Autorität und Männlichkeit heraus, also innerhalb einer hierarchischen Ordnung von Autoritäten, die der dominanten Geschlechtskategorie angehören (vgl. ebd. 1987, S. 109). Das hierarchische Gebilde gewinnt seine Struktur durch die Ausgrenzung, im diskutierten Kontext also durch die Abwertung von und Abgrenzung gegenüber abgewerteten Männlichkeitsmustern. Connells Meinung nach bauen in diesem Zusammenhang insbesondere vier Typen von Männlichkeitskonzepten aufeinander auf: die hegemoniale, die komplizenhafte, die marginalisierte und die unterdrückte Männlichkeit.

Die hegemoniale Männlichkeit zeichnet sich – wie bereits beschrieben – durch ein Ineinanderspielen von Macht und Autorität aus. Als komplizenhaft bezeichnet er diejenigen Muster von Männlichkeit, die eine hegemoniale Männlichkeit selbst nicht verkörpern bzw. nicht verkörpern können, diese jedoch unterstützen, um an deren Machtanspruch partizipieren zu können. Auch wer beispielsweise nicht selbst in der Lage ist, seiner Familie durch das eigene Einkommen ein finanziell sorgenfreies Leben zu ermöglichen, verteidigt das Leitbild eines Mannes als Familienernährer bzw. begreift sich selbst als solchen und trägt damit zur Reproduktion dieser Geschlechterordnung bei (vgl. Meuser 2006, S. 105). Unter marginalisierter Männlichkeit versteht Connell Männlichkeiten aus untergeordneten Klassen oder ethnischen Gruppen. Dagegen skizziert unterdrückte Männlichkeit diejenigen Männer, denen eine akzeptable Geschlechtlichkeit nicht zugesprochen wird, z.B. Homosexuellen (vgl. Connell 2000, S. 98 ff).

Hegemoniale Männlichkeit baut also auf einem Verhältnis von Dominanz und Unterordnung auf – zum einen gegenüber Weiblichkeiten, zum anderen in Bezug auf andere Männlichkeiten. Hegemoniale Männlichkeit stellt für Connell jedoch keine feste Charaktereigenschaft dar, sondern ein kulturelles Ideal, das wie ein Orientierungsmuster funktioniert und das dem doing gender der meisten Männer zugrunde liegt (vgl. Connell 1987, S. 183). Hegemonie ist also quasi nicht ohne eine (durch Ideologien hergestellte oder durch

kulturelle Deutungsmuster erzeugte und damit mehr oder weniger bewusste) Einwilligung in gesellschaftliche Verhältnisse möglich, in welcher Positionen der Dominanz und Unterlegenheit festgeschrieben sind. Diesem Tatbestand schenkt Connell durchaus Aufmerksamkeit, denn hegemoniale Männlichkeiten nehmen innerhalb einer bestehenden Struktur des Geschlechterverhältnisses eine bestimmte Position ein, die jedoch jederzeit in Frage gestellt werden kann (vgl. Connell 2000, S. 98 f.) und deren Teilhabe an hegemonialer Männlichkeit zudem nicht unbedingt zu einer zufriedenstellenden Lebenserfahrung führen muss (vgl. Connell/Messerschmidt 2005, S. 852). Hegemoniale Männlichkeit ist somit weder in seiner Struktur statisch, noch inhaltlich festgeschrieben, sondern kann neue Formen hervorbringen, wenn ältere Formen als überholt gelten (vgl. ebd., S. 832 f.). Vor diesem Hintergrund eröffnet Connell mit seinem Hegemoniekonzept einen Einblick in bestehende und somit zu untersuchende Machtbeziehungen unter Männern sowie in die speziell zur Distinktion herangezogenen Strukturen von Männlichkeiten.

Derzeitige hegemoniale Männlichkeiten werden nach Meinung von Meuser und Scholz insbesondere in technokratischen Milieus des Top-Managements und innerhalb der Massenmedien konstituiert (vgl. Meuser/Scholz 2005, S. 217). Wenngleich eine genaue Bestimmung schwierig ist – was gleichzeitig ihren Erfolg ausmacht – so liegt die Berechtigung, die in diesem Feld konstituierten Männlichkeiten als hegemonial zu bezeichnen, darin, dass mit ihnen ein Anspruch auf normative Gültigkeit über das jeweilige soziale Feld hinaus verbunden ist; gleichsam handelt es sich bei Repräsentanten des technokratischen Milieus um eine heterosexuelle, weiße, bürgerliche Männlichkeit (vgl. ebd., S. 225). Damit befinden sich die jungen Männer der vorliegenden Studie gleichwohl außerhalb der unmittelbaren Reichweite hegemonialer Männlichkeit.

Wie eingangs bereits erwähnt, baut das hierarchische Geflecht verschiedener Männlichkeitskonstrukte aufeinander auf. Dabei wird über Ausschlusskriterien das definiert, was Männlichkeit (im Kern) ausmacht. Doch dieser Ausschluss funktioniert auf unterschiedlichen Bedeutungsebenen und unterliegt Vorstellungen von mehr oder weniger bedrohlichen ‚Abweichungen‘. „Über den Ausschluss der ‚Anderen‘ erfolgt eine implizite Bestimmung dessen, was Mannsein bedeutet: z.B. verantwortungsbewusster Umgang mit finanziellen Ressourcen, mit dem Ertragen von Initiationsschmerzen, ‚ohne mit der Wimper zu zucken‘. Von Marginalisierung sind heterosexuelle männliche Lebensweisen betroffen, die sich dem hegemonialen Muster explizit entziehen oder

dagegen opponieren. Eine typische Reaktion gegenüber diesen Formen ist die Karikatur. Die im Vergleich zur Homophobie ‚sanfte‘ Form der Abwertung zeigt, dass die Majoritätskultur hierin kaum eine ernsthafte Bedrohung sieht“ (Meuser 2006, S. 104).

Hegemoniale Männlichkeit ist also als ein Orientierungsmuster zu verstehen, als ein effektives symbolisches Mittel zur Reproduktion gegebener Machtrelationen zwischen den Geschlechtern, aber auch unter Männern. Auch wer nicht selbst dazu in der Lage ist, verteidigt beispielsweise das Leitbild eines Mannes als Familienernährer und trägt damit zur Reproduktion der Geschlechterordnung bei. Diese Form der ‚komplizenhaften‘ Männlichkeit ist laut Connells Beobachtung der Normalfall, da die wenigsten den normativen Ansprüchen hegemonialer Männlichkeit entsprechen, was auch zu der Tatsache führt, dass Bilder über hegemoniale Männlichkeit nicht von den mächtigsten Männern einer Gesellschaft selbst erzeugt werden, sondern insbesondere von denjenigen, die in Sport (z.B. Rugbyspieler, die symbolische Kämpfe auf dem Spielfeld austragen) und in den Medien (z.B. als Filmfigur) als ihre Vertreter auftauchen (vgl. Connell 2000, S. 100, auch Spies 2010, S. 54). Connell differenziert damit zwischen kulturellem Ideal und alltäglicher Realität. Eine entscheidende institutionelle Stütze solcher Wirklichkeitskonstruktionen sind homosoziale, männerbündische Zusammenschlüsse, wie sie in Gestalt von Burschenschaften, Herrenclubs, Stammtischen und Vereinen etc. existieren. Angesichts der veränderten Geschlechterverhältnisse kommt diesen Refugien vor allem die Funktion zu, sich wechselseitig der Normalität und der vor allem auch im moralischen Sinne zu verstehenden Angemessenheit der eigenen Überzeugung und Alltagspraktiken zu vergewissern. Männerbünde sind damit nach wie vor eine wichtige institutionelle Stütze männlicher Solidargemeinschaft (vgl. Meuser 2006, S. 105).

Wenngleich das theoretische Konzept hegemonialer Männlichkeit vielfach hinsichtlich mangelnder Komplexität kritisiert wird – beispielsweise mit Blick auf unterschiedlichste hegemoniale Männlichkeitsmuster innerhalb einer Gesellschaft (vgl. Meuser/Scholz 2005) – dient es im Kontext dieser Arbeit doch als zentrale Analysekategorie zur Bestimmung von Ausgrenzungs- und Privilegierungsmustern entlang einer geschlechtlichen Ordnung im sozialen Kontext der Befragten. Gleichzeitig ist das Konzept in Ansätzen zu differenzieren, um die Dynamiken zur Reproduktion und Produktion von Hegemonie auch auf sozialstruktureller Ebene hinreichend zu berücksichtigen.

Susanne Spindler hat diesbezüglich aufgezeigt, dass gerade diejenigen Jugendlichen, die durch ethnisierende Markierungen und rassistische Erfahrungen in institutionellen Kontexten und damit weder durch einen Beruf oder sonstige Möglichkeiten anerkannter Teilhabe vom zentralen gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen sind, sich mit dem Streben nach eigener Dominanz gegenüber den herrschenden Formen männlicher Dominanz wehren (vgl. Spindler 2003, S. 275). Gesamtgesellschaftlich gesehen verfügen die Jugendlichen kaum über relevante Ressourcen. Da körperliche Auseinandersetzungen in dem von Gewalt geprägten Alltag häufig ihr einziges Mittel im Widerstand gegenüber weiterer gesellschaftlicher Ausgrenzung darstellt, bemühen sie sich über die Zur-Schau-Stellung von maskulin geformten Körpern und der Ausübung gewalttätiger Praktiken (auch durch die gezielte Abgrenzung gegenüber den als weiblich dargestellten Männlichkeiten) sich Formen von hegemonialer Männlichkeit anzunähern und somit ihre durch Machtlosigkeit deformierte Männlichkeit zu rekonstruieren (vgl. ebd. 2006, S. 313; 2003, S. 275). Letztendlich produzieren sie damit innerhalb ihrer Peergroup das Ordnungsprinzip hegemonialer Männlichkeit, wenngleich sie sich immer weiter von ihr entfernen. Diese Erkenntnis darf selbstverständlich nicht dazu führen, dass männliche Gewalt in migrantischen Kontexten als kompensatorisches Mittel zur Bewältigung der eigenen Geschlechtsidentität verstanden wird (vgl. dazu auch Meuser 2003, S. 47). Wie im weiteren Verlauf und in der Auseinandersetzung mit Bourdieu jedoch noch zu sehen sein wird, muss das Ordnungsprinzip zur Konstruktion von Männlichkeit stärker in seiner Distinktions- und Dominanzlogik betrachtet werden, das auch der Konstruktion von untergeordneten Männlichkeiten zugrunde liegt; also der Unterscheidung zwischen respektablen und nicht respektablen Männlichkeiten (vgl. ebd., S. 39). Dazu muss vorab jedoch Bourdieus theoretisches Verständnis eines gesellschaftlichen Ordnungssinns dargelegt werden, das sich in einem mehrdimensionalen Raum sowie unter Berücksichtigung und in Anspruchnahme verschiedener Ressourcen ausgestaltet. In Verbindung mit Ansätzen zu Identitätskonstruktionen, die für die Analyse biografischer Narrationen von Bedeutung sind, kann so eine Annäherung an die soziale und gesellschaftliche Verortung der befragten jungen Männer erfolgen.

2.2 Die soziologische Perspektive Bourdieus

2.2.1 Bourdieus Feldtheorie unter Einbezug der primären Kapitalsorten

Bourdieu geht von einem gesellschaftlichen Ordnungssinn aus, in dem Handlungen, Aktivitäten und Güter dem Prinzip dienen, auf die soziale Position des jeweiligen Akteurs⁷ hinzuweisen. Die dazu erlernten kulturellen Praxen unterstützen soziale Erkennungs- und Differenzierungsmerkmale und leisten so ihren Beitrag zur Wirklichkeitskonstruktion (vgl. Bourdieu 1987, S. 752). Nicht nur Gestik, Mimik und Haltung dienen dabei der symbolischen Zur-Schau-Stellung, sondern auch Vorlieben für bestimmte Kulturgüter und die Anhäufung von ‚Kapitalsorten‘ (vgl. ebd., S. 405 ff.). Vor diesem Hintergrund unterscheidet Bourdieu sowohl zwischen den verinnerlichten Praxisformen der repräsentierten sozialen Welt (Habitus, Hexis; vgl. ebd. 1976, S. 194 f.) als auch zwischen den verschiedenen Kapitalsorten und den damit vorhandenen Ressourcen, die den jeweiligen Akteuren zur Verfügung stehen und verschiedenartig genutzt werden (vgl. ebd. 1992, S. 49 ff.).

Der Körper dient in diesem Zusammenhang im Wesentlichen als Kommunikationsmittel, um bestimmte Eigenschaften nach außen sichtbar zu machen. So wird beispielsweise die Fähigkeit, Raum beanspruchen zu können und damit physische Präsenz in der Welt zu zeigen, symbolisch über den Körper vermittelt und ist damit für Mitmenschen schnell zu realisieren (vgl. ebd. 2005, S. 52 f.). Bourdieu spricht in diesem Fall vom ‚Habitus‘. Er ist die einverlebte und Körper gewordene soziale Praxis, die dichotom angelegt ist und dazu tendiert, die Bedingungen, unter denen er geschaffen wurde, zu reproduzieren (vgl. ebd. 1976, S. 165). Der männliche Körperhabitus zeigt sich beispielsweise in einem aufrechten und zielgerichteten Gang oder der erhabenen Kopfhaltung, wodurch er auf seine Fähigkeit hindeutet, ‚große Sprünge‘ machen zu können, und hebt sich gegenüber dem langsam dahinschreitenden männlichen Körperhabitus, der möglicherweise einen Trödler – sprich Verlierer – verkörpert, ab (vgl. Schultheis/Frisinghelli 2003, S. 103ff.). Die verinnerlichte Körperhaltung ist damit Teil eines sozialen Kommunikationssystems (vgl. Bourdieu 1976, S. 199); sie verleiht dem Leib damit unter anderem sein soziales Profil.

7 Der (soziale) Akteur wird hier und im Folgenden als Träger einer sozialen Rolle verstanden, der nicht nur individuell handelt, sondern dessen Handlungen auch vom sozialen Kollektiv der Gesellschaft mitbestimmt werden.

Als ‚körperliche Hexis‘ bezeichnet Bourdieu darüber hinaus die verinnerlichte Art und Weise des Redens, Handelns, Fühlens und Denkens, die zur Körperhaltung gewordene Disposition. „Das eigene Verhältnis zur sozialen Welt und der Stellenwert, den man sich in ihr zuschreibt, kommt niemals klarer zur Darstellung als darüber, in welchem Ausmaß man sich berechtigt fühlt, Raum und Zeit des anderen zu okkupieren – genauer den Raum, den man durch den eigenen Körper in Beschlag nimmt, vermittelt einer bestimmten Haltung, vermittelt selbstsicher-ausgreifender oder zurückhaltend-knapper Gesten (der wichtig tut, ‚bläht sich auf‘), wie auch die Zeit, die man sprechend und interagierend auf selbstsichere oder aggressive, ungenierte oder unbewusste Weise in Anspruch nimmt“ (Bourdieu 1987, S. 739, Hervorhebung i. O.).

Da sich der gesellschaftliche Ordnungssinn in einem mehrdimensionalen sozialen Raum bzw. Feld abspielt, indem die einzelnen Akteure unterschiedliche Zugänge zu bestimmten Ressourcen haben, geht Bourdieu in seiner Theorie auf die Verteilung von Kapitalsorten innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Felder ein und interpretiert diese hinsichtlich ihrer sozialökonomischen Phänomene. Dazu unterscheidet er zwischen drei Kapitalsorten, die er als primäre Kapitalsorten bezeichnet, dem ökonomischen Kapital, dem kulturellen Kapital und dem sozialen Kapital (vgl. Bourdieu 1983, S. 183; 1992, S. 50ff.), die im Folgenden näher vorgestellt werden.

Das einem Subjekt zur Verfügung stehende ökonomische Kapital stellt die zentrale bzw. strategische Ressource dar. Sie umfasst alles, was unmittelbar in Geldwerten ausgedrückt werden kann: Geld, Aktien, Renten, Grund und Boden, Miet- und Pachterträge sowie Produktionsmittel, kurz: Besitz im weitesten Sinne. Die Anhäufung des ökonomischen Kapitals dient dabei auch als Ressource, um weitere Kapitalsorten anzusammeln bzw. sich diese anzueignen (vgl. ebd. 1983, S. 185).

Das kulturelle Kapital kann primär als Informationskapital bezeichnet werden und wird von Bourdieu hinsichtlich seiner verschiedenen Dimensionen untergliedert: in das inkorporierte, das objektive und das institutionalisierte Kulturkapital.

Inkorporiertes Kulturkapital bezeichnet die verinnerlichteten Fertigkeiten und Haltungen und ist damit grundsätzlich körpergebunden. Der Träger persönlich muss Zeit und Energie für die Einverleibung des Kulturkapitals investieren, beispielsweise durch Bildung und Übung.

Das objektivierte Kulturkapital umfasst hingegen die dazu notwendigen gegenständlichen Voraussetzungen, wie beispielsweise Bücher, Tonträger, Kunstwerke etc. Das objektivierte Kulturkapital ist zwar materiell gesehen schneller übertragbar, erfordert jedoch in der Aneignung erheblichen zeitlichen Aufwand, um es inhaltlich zu durchdringen und anderen Werken ein- und zuordnen zu können (vgl. ebd. S. 186).

Das institutionalisierte Kulturkapital bezeichnet die staatlich anerkannten und in ihrer Anerkennung garantierten Abschlüsse oder Titel. Sind sie einmal erworben, entlasten sie ihren Träger vom Nachweis seines tatsächlich vermehrten Kulturkapitals.

Als primäre Quelle für kulturelle und materielle Ressourcen fungiert die Herkunftsfamilie. Die Übertragung des Kulturkapitals von der Familie auf die Heranwachsenden setzt jedoch Anstrengungen von beiden Seiten voraus und hängt davon ab, wie viel nutzbare Zeit in der Herkunftsfamilie für die Weitergabe des Kulturkapitals zur Verfügung steht (vgl. ebd. 1992, S. 128).

Die Weitergabe und Anhäufung von kulturellem Kapital verläuft also keineswegs linear und kann durchaus störungsanfällig sein. Beispielsweise kann in traditionsbestimmten Gemeinschaften, in denen das familiäre Erbe die verbreitetste Form der Fortführung elterlicher Identitätsprojekte ist, eine überdurchschnittliche Fülle an Kulturkapital die Identitätsarbeit durchaus verkomplizieren. Ebenso kann ein fehlendes Feedback des sozialen Umfeldes bei einem reichhaltigen Reservoir an kulturellem Kapital die eigene Identitätsarbeit erschweren⁸.

Das Sozialkapital umfasst alle jene Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu anderen Personen beruhen. Es stellt damit die Gesamtheit aller aktuellen und potentiellen Ressourcen dar, das mit dem Besitz eines dauerhaften Netzwerks von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen und gegenseitigem Kennen oder Anerkennen verbunden ist. Der Umfang des Sozialkapitals, das der Einzelne besitzt, hängt von der Ausdehnung des Beziehungsnetzes sowie vom Umfang des ökonomischen, kulturellen oder symbolischen Kapitals ab, das diejenigen benutzen, mit denen der Einzelne in Beziehung steht. Indikatoren für die Qualität des vorhandenen Kontakts sind gegenseitige Nähe, Bindungen, Empathie, Respekt und Verständnis (vgl. ebd. 1983, S. 190 ff).

8 Über den Zusammenhang von Identitätsarbeit und sozialer Repräsentation wird im Folgenden noch näher eingegangen.

Sozialkapital erlangen Personen über bewusste oder unbewusste Investitionen in Sozialkapital, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen. Voraussetzung dazu ist eine unaufhörliche Beziehungsarbeit, ständiger Austausch und immer wieder bestätigende, gegenseitige Anerkennung. Zur Mehrung von Sozialkapital ist darüber hinaus die nicht entgeltete Verausgabung von Arbeit, Geld, Zeit, Mühe oder Aufmerksamkeit notwendig, die auch das Risiko des Transformationsverlusts in sich birgt, wenn die Anerkennung in dieser vertragslosen Austauschbeziehung verweigert wird (vgl. Keupp 2002, S. 201).

Die Verteilung der vorgestellten Kapitalsorten folgt keinem regelgeleiteten Ablauf, sondern wird von sozialen Kämpfen um Ressourcen begleitet. Bourdieu hat dies mittels eines mehrdimensionalen Raumkonzepts veranschaulicht, in welchem die jeweiligen sozialen Räume (sprich gesellschaftlichen Felder) von dynamischen Aushandlungsprozessen begleitet werden. Beispielsweise eignet sich kein Gegenstandsbereich zur Manifestation sozialer Unterschiede so gut wie der Bereich der Luxusgüter, aber auch die Sprache, da in all diesen Feldern die Distinktionsbeziehung scheinbar objektiv angelegt ist (vgl. Bourdieu 1987, S. 355). Das spezifische Kapital und das Feld seiner Geltung bzw. Wirksamkeit befinden sich in gegenseitiger Abhängigkeit und bringen durch die Homologie zwischen Gütern und Gruppen einen spezifischen Geschmack hervor, seien dies Filme, Romane, Theaterstücke, comic strips, Möbel oder Kleidung. Durch Geschmack und Vorlieben werden Güter geordnet, die der eigenen Position scheinbar objektiv zugeordnet sind (vgl. ebd., S. 366). Da sich die Erkennungsmerkmale einer gesellschaftlichen ‚Klasse‘ und dabei insbesondere der herrschenden ‚Klasse‘⁹ durch Distinktion, also Abgrenzung, hervortun, kommt der Charakter der Kapitalerträge in einem spezifischen Feld zu Tage. So stellt z. B. die Konkurrenz um Luxusgüter, die ihre Zugehörigkeit zu einer spezifischen ‚Klasse‘ symbolisieren soll, eine Ebene des Kampfes dar, in der die herrschende ‚Klasse‘ die

9 Bourdieu nutzt den Klassenbegriff, da dieser im Klassenbewusstsein der französischen Gesellschaft durchaus Berechtigung findet. Im Bezug auf die gesellschaftliche Ordnung der Bundesrepublik Deutschland muss zwar ebenfalls von stark selektiven und hierarchisch strukturierten sozialen Ordnungssystemen gesprochen werden, diese sind jedoch weniger durch Klassenbewusstsein bestimmt als vielmehr durch vielfältige Selektionskriterien, die sich vornehmlich an politischen und wirtschaftlichen Interessen orientieren. Da die Verwendung des Klassenbegriffs veraltet und für den Bezugsrahmen dieser Arbeit nicht passend erscheint, wird er in Anführungsstrichen verwendet oder durch die Bezugnahme auf Milieugruppen ersetzt.

Durchsetzung des dominierenden Herrschaftsprinzips austrägt (vgl. ebd., S. 366 f.). Diese Konkurrenz zwingt zu Strategien, aus exklusivem Besitz den maximalen Ertrag an Distinktion zu beziehen. So erhält die Abgrenzung einen scheinbar objektiven Charakter und trägt der gemeinsamen Funktion des Herrschaftsprinzips Rechnung. Demnach werden die unterschiedlichen Merkmale zur Symbolisierung von Zugehörigkeit durch die dominanten Milieus selbst hervorgebracht (vgl. ebd., S. 367). Durch die Investition in bestimmte Kapitalgüter, die innerhalb eines Feldes einen spezifischen Nutzen und Wert haben, ordnen sich die sozialen Akteure einem konkreten Feld zu, auf dem sie in aller Regel auch verbleiben.

Bourdieu differenziert in diesem Zusammenhang zwischen dominanten und dominierten Faktoren, um somit den komplexen Differenzierungsstrukturen innerhalb eines Milieus gerecht zu werden, beispielsweise hinsichtlich sozialer Aufsteiger. Während die dominanten Faktoren dadurch zum Vorschein kommen, dass sich soziale Akteure dadurch auszeichnen, dass sie beispielsweise seit ihrer Geburt mit den kulturellen Gütern ihrer Umgebung vertraut sind und sich somit durch ein unverkrampftes Verhältnis ihnen gegenüber auszeichnen, sind die von dominierten Faktoren umgebenen sozialen Akteure an der vorsichtigzurückhaltenden Haltung gegenüber ihren Neigungen zu erkennen. Letztere mussten sich den Umgang mit kulturellen Gütern zu einem späteren Zeitpunkt mühsam aneignen, denn die diesbezüglichen Lernprozesse fanden nicht im Sozialisationsprozess der Familie statt, sondern wurden erst in der gehobenen Schulausbildung angeregt und eingeübt (vgl. ebd. S. 412 f.). So fallen diejenigen sozialen Akteure eines bestimmten Milieus, die von dominierten Faktoren umgeben sind, eher durch Anpassung, Strenge und Ernst auf, während die dominanten Milieus aufgrund ihrer privilegierten Sonderstellung innerhalb der Gesellschaft einen unverkrampfteren und auch mutigeren Umgang mit den sie umgebenden Gütern pflegen; nicht zuletzt dient dies der Aufrechterhaltung von Distinktion. Es besteht also eine komplexe Beziehung zwischen dem Lebensalter und damit der Möglichkeit, Kapital anzuhäufen, sowie der Zugehörigkeitsdauer zu einem bestimmten sozialen Milieu, denn diese trägt laut Bourdieu zum ethischen und ästhetischen Verständnis einer Person bei; beispielsweise in der Art sich zu kleiden oder der Auswahl von Sportarten, die sie treiben (vgl. ebd., S. 413).

Der erfolgreichste Weg zum sozialen Aufstieg führt über die Akkumulation von kulturellem Kapital und dabei über die Bildung. In diesem Zusammenhang unterscheiden sich die Angehörigen eines bestimmten Milieus weniger

darin, dass sie die Welt der Bildung anerkennen, als darin, inwieweit sie diese kennen. Bourdieu stellt in Befragungssituationen heraus, dass insbesondere diejenigen dem Besuch von kulturellen Angeboten, in diesem Fall dem Theater, positiven Wert bzw. intellektuelle Tugenden zusprechen, die kaum je Gelegenheit zu deren Partizipation haben, sei es aufgrund des Alters, der räumlichen Entfernung oder der Angehörigkeit zu einem kulturell unterprivilegierten Milieu (vgl. ebd., S. 502). Dies ist insofern interessant, als dass daran die Zuschreibung einer enormen Durchsetzungsfähigkeit deutlich wird, die dem kulturellen Kapital und den ausführenden Institutionen zugeteilt wird. Die bedingungslose Anerkennung von maßgeblichen Instanzen innerhalb eines Feldes wächst in dem Maße, wie Distanz zu diesen besteht. So identifiziert Bourdieu im Bildungseifer des aufsteigenden Milieus auch den hilflosen Versuch der Akkumulation eines Kapitalwertes, der doch, je nach Bildungserwerb, nicht selten auf der Stufe der Imitation verweilt (vgl. ebd., S. 503).

Bourdieu's Theorien stellen für die vorliegende Arbeit insofern eine nützliche konzeptionelle Grundlage dar, als dass mit ihnen die Auswirkungen von Ressourcenverteilungen auf die sozialen Repräsentationen verdeutlicht werden können. Abgrenzungs- und Anpassungsstrategien der Befragten erscheinen in einem anderen Licht, wenn man sie im Zusammenhang mit den sozialen Ordnungssystemen wahrnimmt und die dominierenden Faktoren der Mehrheitsgesellschaft mit einbezieht.

2.2.2 Die Bedeutung von Bourdieus Kapitalsorten für Identitätskonstruktionen

Während Bourdieu in seinen Arbeiten zur Feldtheorie und den primären Kapitalsorten insbesondere auf einer strukturellen Ebene argumentiert und die dargestellten Subjekte mehr oder weniger starr in ihrem sozialen Ordnungsprinzip verhaftet wirken, soll im Folgenden Bezug zu einer stärker subjektorientierten theoretischen Forschungsrichtung vorgenommen werden, die sich mit der Verortung von Subjekten in der Spätmodernen auseinandersetzt.

Dazu soll das Werk „Identitätskonstruktionen“ von Heiner Keupp u. a. herangezogen werden, da hier die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einer sich ständig wandelnden sozialen Welt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt werden sowie deren Auswirkungen auf Identitätskonstruktionen (vgl. Keupp u. a. 2002, S. 9). Identitätskonstruktionen sind insofern für die

vorliegende Arbeit von Interesse, als dass in der narrativ biografischen Erzählung eines Interviews ein ‚Selbst‘ mit einer biografischen Identität konstruiert wird (vgl. Dausien 1998, S. 265). Dabei entstehen Identitätskonstruktionen auf unterschiedlichen Ebenen, z. B. biografische Kernnarrationen, Teilidentitäten oder auch situative Selbstthematisierungen (vgl. Keupp u. a. 2002, S. 217 ff.), in denen das erzählende Subjekt versucht sich anderen mitzuteilen. In diesen Narrationen rekonstruiert das Subjekt bestimmte Teile der Lebenszeit in einer sich fortlaufend verändernden sozialen Welt und baut gleichwohl Aspekte dieser in die eigene Geschichte mit ein (vgl. Dausien 1998, S. 266). Im klassischen Verständnis gilt die Identitätskonstruktion als eine adoleszente Entwicklungsaufgabe, die in der Auseinandersetzung mit der sozialen Welt eine bestimmte Persönlichkeit hervorbringt und das gesamte Erwachsenenleben hindurch bestehen bleibt (vgl. Erikson 1973, S. 107). Neuere Untersuchungen haben jedoch gezeigt, dass die Identitätsbildung keineswegs im Erwachsenenalter abgeschlossen ist, sondern als ein lebenslanger Prozess verstanden werden kann (vgl. Keupp u. a. 2002, S. 82 ff.). Da Identität also weder die starre Einheit einer Person mit sich selbst darstellt, noch als endlos flexibler Prozess zu begreifen ist, soll im Folgenden auf die Identitätsarbeit und damit auf ihre Konstruktion in der Spätmoderne eingegangen werden. Dieses Verständnis zur Identitätsarbeit liefert dabei ebenso die theoretischen Grundüberlegungen zur Methodenwahl, wie sie in Kapitel 3 beschrieben werden. Identitätskonstruktionsprozesse stellen also für den erkenntnistheoretischen Hintergrund eine wichtige Basis dar. Vor diesem Hintergrund sollen sie in Verbindung mit Bourdieus Kapitalsortenansatz diskutiert werden.

Bourdies primäre Kapitalsorten bezeichnet Keupp als ökonomische, kulturelle und soziale Ressourcen, die sich verschiedenartig auf die Identitätsarbeit einer Person auswirken. Keupp begreift Identität als einen dynamischen Prozess, der ganz entschieden von Ressourcenarbeit begleitet wird. Da sich Identität stets in einem Aushandlungsprozess des Subjekts mit seiner gesellschaftlichen Umwelt bildet, wird dieser Prozess demnach „von den Ressourcen geprägt, die ein Subjekt bei seiner Identitätsarbeit zu mobilisieren und zu nutzen vermag“ (ebd., S. 198). In der Identitätsarbeit stellt vor diesem Hintergrund der Ressourcentransfer eine nicht unerhebliche Leistung des Subjekts dar. Ein Mangel an Ressourcen erschwert und limitiert die Identitätsbildung, eine üppige Ansammlung vereinfacht, erleichtert und beschleunigt die Identitätsentwicklung. Gleichsam ist sie keineswegs eine Garantie für eine gelingende Identitätsentwicklung.

In der Identitätsarbeit sind zentrale Koordinationsleistungen notwendig, die eine Person ausführen muss. Dazu gehören die relationale Verknüpfungsarbeit, Konfliktaushandlung sowie die Ressourcen- und Narrationsarbeit. Relationale Verknüpfungsarbeit beschreibt insbesondere zwei Grundprämissen der Identität. Identitätsarbeit ist eine permanente Verknüpfungsarbeit, die dem Subjekt hilft, sich im Strom der eigenen Erfahrungen selbst zu begreifen. Dabei stellt sich in der Verknüpfungsarbeit beispielsweise die Frage, wie das Subjekt seine Selbsterfahrung zeitlich ordnet (Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft), wie die lebensweltlichen Verknüpfungen verlaufen (Erfahrungen als Berufstätiger, Lebenspartner, im Freizeitbereich) und wie die inhaltliche Verknüpfung erfolgt (Selbsterfahrungen, die bereits vorhandene Erfahrungen bestätigen oder ihnen widersprechen). Darüber hinaus entsteht Identität als ein Passungsprozess an der Schnittstelle von ‚Innen‘ (im Subjekt stattfindender Prozess) und ‚Außen‘ (Interaktion) (ebd., S. 191).

Identitätsarbeit ist also der Passungsprozess, bei dem vergangene, gegenwärtige und zukunftsbezogene Selbsterfahrungen unter verschiedenen Identitätsperspektiven bewusst reflektiert und zu sogenannten Teilidentitäten, also im Rahmen lebensweltlich bezogener Erfahrungen, zusammengefasst werden. Dieser Prozess funktioniert nicht, ohne dass unterschiedliche Sorten von Ressourcen identitätsbezogen verarbeitet werden und der gesamte Identitätsprozess voller Ambivalenzen, Spannungen und Widersprüche ist (ebd., S. 196). Identitätsarbeit lebt von diesem Spannungszustand zwischen dem, was man erreicht hat, und dem, was man erreichen möchte. Identität wird dabei insbesondere von zwei Standpunkten bestimmt: dem eigenen und dem vom signifikanten Anderen (vgl. Keupp 2002, S. 197).

Wie bereits erwähnt, geht Keupp davon aus, dass Identität in der modernen Gesellschaft nicht statisch ist, sondern vom Menschen permanent hergestellt werden muss. Er begreift dies als einen offenen Prozess, der einer alltäglichen und lebenslangen Bearbeitung unterliegt (vgl. ebd., S. 189).

Zu unterscheiden ist in der Identitätsarbeit auch zwischen den Identitätsentwürfen und Identitätsprojekten. Immer wenn sich das Subjekt selbst zum Gegenstand zukunftsbezogener Reflexion macht, entwickelt es Identitätsentwürfe, konkretisiert diese zu Identitätsprojekten und setzt sie in alltägliche Lebensführung um. Identitätsentwürfe sind also Vorstellungen bzw. Träume, die in der (unmittelbaren) Zukunft Realität werden sollen (vgl. ebd., S. 194).

Identitätsprojekte haben im Gegensatz zu Identitätswürfen einen inneren Beschlusscharakter. Das Identitätsprojekt setzt voraus, dass ein Reflexionsprozess mit Blick auf die vorhandenen Ressourcen stattgefunden hat. Indem das Projekt ausgearbeitet wird, positioniert sich das Selbst ständig neu (vgl. ebd., S. 194).

Für die Identitätsarbeit ist jedoch weniger der bloße Besitz von Ressourcen interessant, sondern vielmehr die Art, wie diese Ressourcen im Rahmen der Identitätsentwicklung genutzt werden können. Dabei sind zwei wichtige Transformationsleistungen zu unterscheiden. Zum Einen können in der Identitätsentwicklung bestimmte Kapitalien in andere Kapitalsorten verwandelt werden (vgl. ebd., S. 201), wenn beispielsweise Freizeitkontakte zur Arbeitsbeschaffung genutzt werden und das Subjekt so vorhandenes soziales Kapital in materielle Ressourcen verwandelt. Es können jedoch auch äußere Kapitalien in identitätsrelevante innere Kapitalien bzw. Ressourcen übersetzt werden (vgl. ebd., S. 202). Hierzu sind drei Übersetzungskategorien zentral:

Der Optionsraum

Die in einem Netzwerk versammelten Personen bilden eine Vielfalt an möglichen Identitätswürfen und -projekten. Sie stellen beispielsweise Vorbilder dar, bieten Spielvarianten möglicher biografischer Abläufe an und sind in deren Verlauf mehr oder weniger zu beobachten, inklusive ihrem Gelingen und Scheitern. In der Auseinandersetzung mit signifikanten Anderen gewinnen Träume und Vorstellungen erst ihre identitätsrelevante Kraft. Hier bietet das soziale Netzwerk jene Aushandlungsprozesse an, die zur Realisierung eines Identitätsprojekts benötigt werden (vgl. ebd., S. 202f.). So ist beispielsweise die angestrebte Form von Partnerschaft nicht ohne ein Gegenüber möglich, das diese Form in gleicher Weise akzeptiert.

Die soziale Relevanzstruktur

Die Entscheidung darüber, welche identitätsrelevanten Perspektiven für die eigene Person zugelassen werden, erfolgt stets in einem Aushandlungsprozess im sozialen Netzwerk. Dieses fungiert als Filter für die z. B. angebotenen Lebensstile. Wofür sich das Subjekt entscheidet, hängt stark von der Bewertung durch die signifikanten Anderen des Netzwerks ab. Je nach Intensität der Beziehungen werden in den Netzwerken Formen von Normalität und seinen Grenzen verhandelt (vgl. ebd. S. 203). Insbesondere finden hier für den

Identitätsprozess wesentliche Verhandlungen statt: von der sozialen Anerkennung bis hin zu negativen Sanktionen.

Bewältigungsressourcen

Soziale Netzwerke fungieren gerade in Orientierungskrisen als Rückhalt und emotionale Stütze. Besonders dann, wenn der Prozess der Identitätsbildung durch innere Spannungen oder äußere Umbrüche kritisch wird, ist es eine Frage des sozialen Kapitals, über welche Möglichkeiten des Krisenmanagements ein Subjekt verfügt (vgl. ebd., S. 203). Hier können entsprechende Unterstützungsangebote zugeteilt werden oder entsprechende Ressourcen (Anerkennung, Zugehörigkeit, Liebe) entzogen werden.

Dies gilt in ähnlicher Weise auch für materielle Ressourcen, mit denen die optionale Qualität der Identitätsentwicklung vergrößert wird. Gleichzeitig werden in diesem Zusammenhang bestimmte Relevanzstrukturen mitgegeben: z. B. teuer ist wertvoll. Viele berufliche und freizeitbezogene Identitätsprojekte erklären sich aus dem Transfer von materiellen Kapitalien, die man sich leisten kann. So kann sich der wohlhabendere Gesellschaftsstand in Identitätskrisen eine eigene Qualität an Fluchtstätten und Rehabilitationsmöglichkeiten leisten, beispielsweise zur Entspannung oder Persönlichkeitsentwicklung (vgl. ebd., S. 204). Ähnliches gilt für das kulturelle Kapital: hier übersetzen Subjekte das vorhandene Kapital in andere Optionsräume, Relevanzstrukturen und Bewältigungsressourcen (vgl. ebd., S. 204).

In einer modellhaften Darstellung erfolgt die Konstruktion der Identitätsarbeit auf drei Ebenen, der situativen Selbstthematizierung, der Teilidentitäten sowie der Metaidentität (vgl. ebd., S. 2.17).

Aus der Reflexion situativer Selbsterfahrungen entstehen Teilidentitäten. So fügen sich beispielsweise berufliche Erfahrungen wie ein Mosaik zu einer Teilidentität zusammen, die sich mit Erwerb einer beruflichen Tätigkeit ansammeln. Dabei kristallisieren sich dominierende Teilidentitäten heraus, ebenso wie ein Identitätsgefühl, bei dem sich die biografischen Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person verdichten und kohärent erlebt werden. Der dem Subjekt bewusste Teil des Identitätsgefühls führt wiederum zu einer narrativen Verdichtung der Darstellung der eigenen Person, der biografischen Kernnarration. Alle drei Ergebnisse fließen auf der Ebene der Metaidentität zusammen, die das Handeln des Subjekts und seine Belastungsbewältigung bestimmt (vgl. ebd., S. 217 f.).

Befinden sich die jeweiligen Ebenen im Einklang miteinander, so entsteht beim Subjekt ein Kohärenzgefühl, das eine wesentliche Ressource für die Bewältigung von Herausforderungen darstellt. Je stärker dieses Gefühl der Übereinstimmung mit sich und der Umwelt ist, desto eher werden Stimulies als Herausforderungen empfunden und Ressourcen können effektiver mobilisiert werden (vgl. ebd., S. 237 f.).

Da der Prozess der Identitätsbildung insbesondere intersubjektiv erfolgt, also im Austausch mit anderen, werden im empirischen Teil dieser Arbeit die biografischen Narrationen genauer beleuchtet, um zu untersuchen, welche Optionsräume, Relevanzstrukturen und Ressourcen den Befragten zugrunde liegen, die sich wiederum in den sozialen Repräsentationen spiegeln. Diese können innerhalb eines Interviews zudem Einblick in die dynamischen und prozesshaften Aushandlungsprozesse von Personen mit ihrer sozialen Umgebung bzw. innerhalb der sie umgebenden gesellschaftlichen Kontexte geben, wie im Folgenden anhand Moscovisis Theorie der sozialen Repräsentationen ausführlich diskutiert werden soll.

2.3 Sozialpsychologischer Ansatz nach Moscovici

2.3.1 Moscovicis Theorie der sozialen Repräsentation

Die Sozialpsychologie als Teilgebiet der Psychologie hat mit der Theorie der sozialen Repräsentation einen wichtigen Gegenstandsbereich hervorgebracht, der auch für die vorliegende Arbeit von zentraler Bedeutung ist. ‚Soziale Repräsentation‘ kann als System sozialen Wissens verstanden werden, in dem die Inhalte des alltäglichen Denkens zusammengefasst sind (vgl. Jacob 2004, S. 37). Dabei steht nicht ein Individuum im Mittelpunkt der Untersuchung, das losgelöst von gesellschaftlichen Kontexten betrachtet wird. Vielmehr werden die Eigenschaften sozialer Prozesse in die Untersuchung einbezogen, so dass individuelles Denken und Handeln im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und institutionellen Prozessen gesehen werden kann (vgl. Moscovici 1988, S. 213). Denk- und Handlungsweisen können damit auch Auskünfte über dominante gesellschaftliche Meinungsbilder und Zuschreibungen sowie den jeweiligen Umgang eines Subjekts mit diesen geben. Hier sei nur kurz noch einmal darauf hingewiesen, dass an dieser Schnittstelle Mecherils Ansatz der Re-Präsentation, im Sinne einer systematischen Auseinandersetzung mit bislang negierten Subjektperspektiven, eine wichtige Ergänzung zu Moscovicis Theorie bietet.

Die Theorie der sozialen Repräsentation geht auf Serge Moscovici zurück, der sich in den 1950er Jahren in Frankreich mit der Frage beschäftigt, wie die Lehren der Psychoanalyse in alltäglichen Diskursen – wie beispielsweise in Alltagsgesprächen oder in den Medien – wiedergegeben werden und dabei einerseits Veränderungen der wissenschaftlichen Erkenntnisse im Alltagsdiskurs als auch andererseits ein deutlicher Einfluss wissenschaftlichen Denkens im alltäglichen Handeln festzustellen ist (vgl. Jacob 2004, S. 5).

Moscovici, der in der Tradition französischer Soziologie und Sozialpsychologie verortet ist, baut in seinen Überlegungen auf Emile Durkheims Konzept der ‚kollektiven Repräsentationen‘ auf, das erklärt, dass soziale Prozesse nicht auf individuelles Denken und Handeln zurückzuführen, sondern Ausdruck eines kollektiven Bewusstseins sind (vgl. Moscovici 1995, S. 278 f.). Er begreift Wissen nicht als eine individuelle Fähigkeit des Menschen, sondern als einen kollektiven Prozess. In Anlehnung an Durkheim kritisiert Moscovici damit eine individualistisch orientierte Sozialpsychologie. Während Durkheims kollektive Repräsentationen jedoch auf eine deutliche Trennung der psychologischen und soziologischen Disziplin pochen, da er beide Disziplinen als autonom und von unterschiedlichen Herangehensweisen geprägt sieht, versucht Moscovici gerade diese Hürde zu überwinden und vielmehr die Notwendigkeit einer Verknüpfung von psychologischen sowie soziologischen Erklärungen als spezifisches Kennzeichen sozialpsychologischen Denkens zu verdeutlichen (vgl. Jacob 2004, S. 44 f.).

Die Theorie der sozialen Repräsentationen geht davon aus, dass sowohl soziales Verhalten als auch individuelle Parameter auf der Grundlage sozialer Wissensbestände betrachtet werden müssen. Es ist die Frage nach den Bedingungen, die sowohl individuellen als auch sozialen Prozessen zugrunde liegen, die Moscovici in der Theorie der sozialen Repräsentationen interessiert (vgl. Moscovici 1995, S. 271). Im Unterschied zu Durkheim versucht Moscovici jedoch, soziale Wissensbestände nicht auf soziale Tatsachen zu reduzieren, sondern weist ihnen einen eigenen Status zu (vgl. Jacob 2004, S. 45).

Moscovici geht davon aus, dass wissenschaftliches Denken und alltägliches Denken und Handeln als zwei nebeneinander existierende Welten in der Gesellschaft bestehen. Beide Formen des Denkens beeinflussen sich dabei gegenseitig; so werden beispielsweise wissenschaftliche Erkenntnisse transformiert und fließen zu Teilen ins alltägliche Denken und Handeln ein und umgekehrt. So entsteht eine Art gesellschaftlicher ‚Gemeinsinn‘, ein Common Sense, der sich in den Meinungen der Menschen einer bestimmten Ge-

sellschaft widerspiegelt, sei es die Lebensart und Lebensform in der Gesellschaft, Gerechtigkeit, Erstrebenswertes oder Bedrohendes betreffend. „All diese Meinungen wirken sich auf das Verhalten, die Empfindungsweise und den Gütertausch aus“ (Moscovici 1995, S. 273). Vor diesem Hintergrund bezweifelt Moscovici, dass alltägliches Denken und Handeln mit wissenschaftlichen Methoden einfach rekonstruiert und erklärt werden können. Ihm geht es vielmehr darum, die Art und Weise der Realitätskonstruktion abzubilden (vgl. Jacob 2004, S. 51). Hierfür beschreibt Moscovici ein Grundmodell, das sich sowohl aus der Psychologie als auch aus der Soziologie herleitet und durch die Ergänzung beider Disziplinen ein eigenes Gegenstandsverständnis erhält (vgl. Moscovici 1989). Man stelle sich dazu ein Raster vor, auf dessen einer Seite ein Subjekt steht, das sich auf der anderen Seite zu einem vielschichtigen Objekt verhält. Während die Psychologie, vereinfacht gesagt, bei einem Subjekt von einem konkreten Individuum ausgeht und ein Objekt die Welt im Allgemeinen umfasst, definiert die Soziologie ein Subjekt eher kollektiv (etwa als Gruppen oder Klassen, wenngleich es wie ein Individuum als Einheit betrachtet wird), und ein soziologisches Objekt als spezifische Ressourcen oder Institutionen (vgl. Jacob 2004, S. 53). Werden beide Seiten als unabhängig voneinander betrachtet, so gehen nach Moscovicis Meinung die wirklich interessanten Erkenntnisse verloren, nämlich die Kontextbedingungen, die beide Seiten miteinander verbinden. Während sowohl psychologische als auch soziologische Modelle gemeinhin soziale Kontexte oder individuelle Kennzeichen als Randvariablen betrachten, plädiert Moscovici für ein Zwischenglied innerhalb des Untersuchungsrasters. Zwischen Subjekt und Objekt fügt er ein mittleres Element ein, das ‚soziale Subjekt‘ (vgl. Moscovici 1989, S. 413). Das Subjekt – Objektmodell soll mit dieser Erweiterung aufgehoben werden. Moscovici geht es darum zu untersuchen, wie Subjekte eine unabhängig von ihnen bestehende Realität wahrnehmen und sich zu ihr verhalten, also wie soziale Prozesse das beeinflussen, was als Realität wahrgenommen wird (vgl. Moscovici 1989, S. 414). Individuelle Entscheidungen und Handlungen bauen diesem Verständnis nach auf einem Wissen auf, dass durch sozialen Austausch entsteht und nicht von so genannten Fakten getragen wird – so entsteht erst in und durch soziale Prozesse das, was als Realität wahrgenommen wird (vgl. ebd. 1988, S. 214).

Für eine Annäherung an soziale Repräsentationen vertritt Moscovici die methodologische Ansicht, dass man sich einem solch komplexen Gegenstand nicht mit einer einzig wahrhaften Methode nähern kann, sondern die verschiedensten Methoden zur Auseinandersetzung mit den sozialen Repräsen-

tationen geeignet sein können. Wenngleich er auch quantitativen Methoden gegenüber nicht abgeneigt ist, spricht er sich dennoch besonders für inhaltlich-explorative und damit qualitative Forschungsmethoden aus, in denen der Beobachtung und Beschreibung Vorrang vor Methoden gegeben wird, die auf Erklärungen ausgerichtet sind, "We must first do a great deal of describing before we can do even a little explaining" (Moscovici 1989, S. 424). Beschreibungen dienen demnach dazu, eine Einsicht in die Inhalte der sozialen Repräsentation und in deren Organisation zu bekommen. Wenn die Inhalte ausreichend beschrieben sind, bieten sie die Möglichkeit, als Erklärung oder Interpretationshintergrund weiterer Kontexte herangezogen werden zu können. Die Theorie der sozialen Repräsentationen ist also als ein Rahmenkonzept zu verstehen, dass sich mit der Struktur von Inhalten auseinandersetzt, die in bestimmten Kontexten und sozialen Umgebungen unterschiedlich (aus-)gefüllt werden. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht dazu jeweils ein soziales Milieu, also voneinander abgrenzbare soziale Zugehörigkeiten oder Interessensgemeinschaften (vgl. Jacob 2002, S. 59). Für die vorliegende Arbeit sind entsprechend des Bildungshintergrundes drei verschiedene Bezugsgruppen gebildet worden (die Bezugsgruppe der Hauptschüler, der Gymnasiasten und der Berufstätigen mit absolviertem Hochschulstudium), da der Bildungsabschluss neben ökonomischem Kapital meiner Meinung nach die größte Ressource darstellt und damit in entscheidendem Maße die strukturelle Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe darstellt. Besondere Aufmerksamkeit hat dabei der Prozess der Kultivierung männlicher Repräsentationen, die im kommunikativen Austausch über Annahmen, Überzeugungen und deren Zirkulierung verhandelt und gefestigt werden, bekommen. Das alltägliche Denken und Handeln als junger Mann im Kontext von ethnisch-kulturellen und sozialen Zuschreibungen dient dabei als Grundlage, um sich dem Common Sense anzunähern. Aus der Perspektive der Theorie der sozialen Repräsentation werden die Befragten als soziale Wesen in Bezug auf eine sozial vermittelte Welt betrachtet. Konkret bedeutet dies, dass die sozialen Prozesse und Strukturen, in denen sich die Befragten befinden, als maßgeblich bedeutsam für ihre Repräsentation erachtet werden. Im Verständnis der sozialen Repräsentation formen also nicht die Befragten aus sich selbst und ihrem kulturellen Hintergrund entsprechend heraus ihre männliche Repräsentation, sondern diese entsteht insbesondere aus dem Bezug des Subjekts und der sozial vermittelten Welt (vgl. ebd., S. 60). Wirklichkeit wird diesem Verständnis nach kommunikativ konstruiert. Dieser erkenntnistheoretische Hintergrund soll jedoch hier nur kurz angeschnitten und ausführlich

im Methodenkapitel 3.1 beleuchtet werden. An dieser Stelle sollen vielmehr die Begrifflichkeiten des Sozialen und der Repräsentation näher definiert werden.

2.3.2 *Begriffsdefinition der sozialen Repräsentation*

Wie bereits erwähnt, geht es bei der sozialen Repräsentation um soziales Wissen innerhalb eines speziellen sozialen Kontextes, das sich im individuellen Denken und Handeln widerspiegelt. Individuelles Denken ist ohne ihre sozial bedingten Anteile nicht möglich, denn Wissen knüpft in aller Regel an früheres Wissen und an das Erlernen durch andere Menschen an, sei es durch Berichte, den Spracherwerb oder auch durch den Gebrauch bestimmter Gegenstände (vgl. Moscovici 1995, S. 275). Für Moscovici ist es keine Neuentdeckung, dass Menschen immer schon voneinander gelernt haben. So liegt ihm ein Verständnis sozialer Prozesse zugrunde, in dem Individuen und gesellschaftliche Institutionen gleichermaßen für die Theorie der sozialen Repräsentation von Belang sind. Nicht nur die Mitglieder einer Gesellschaft formen gesellschaftliches Wissen dadurch, dass sie ihre Gedanken teilen, sondern es existiert über das individuelle Denken hinaus ein soziales Gedächtnis, das von Bedeutung ist. Mit dieser Vorstellung soll die Autonomie eines Subjekts keinesfalls ausgeklammert werden. Doch eine denkende Gesellschaft, Moscovici bezeichnet sie als ‚thinking society‘ (ebd. 1988, S. 224), wird als eine Art strukturelle Voraussetzung für soziale Repräsentationen verstanden, die sich in der alltäglichen Konversation in öffentlichen Räumen, medialen Diskursen, Institutionen wie beispielsweise der Schule etc. abspielt. Hier werden Annahmen, Wahrnehmungen und Überzeugungen über gesellschaftliche ‚Realitäten‘ ausgetauscht, wobei eine denkende Gesellschaft nicht als starr, sondern als dynamisches Gebilde verstanden wird, in dem die Individuen als aktive Teile einer denkenden Gesellschaft anerkannt werden (vgl. Jacob 2004, S. 68). Dadurch, dass Individuen soziale Prozesse reflektieren, werden diese auch durch individuelle Kognition bestimmt. Gleichwohl kann die individuelle Kognition, also das Erfassen, Denken, Erinnern, Kommunizieren, nicht isoliert und ohne ihre soziale Einbindung betrachtet werden. Moscovici bemüht sich darum, Individuum und Soziales miteinander zu verknüpfen und gleichzeitig die Dichotomie beider Begriffe aufzulösen (vgl. ebd., S. 69).

An dieser Stelle soll jedoch Moscovicis Konzept der ‚thinking society‘ und des ‚sozialen Subjekts‘ kritisch beleuchtet werden, da mit diesen beiden Be-

griffligkeiten allzu schnell der Eindruck erzeugt werden kann, dass Gesellschaften allein auf dominante Denk- oder Interpretationsweise zurückgreifen und Individuen Gefahr laufen, psychologisiert zu werden. Diese Sichtweisen wären jedoch keinesfalls angemessen, um die Komplexität von Gesellschaften und den in ihnen lebenden Subjekten widerzuspiegeln. Eine Gesellschaft denkt nicht, vielmehr wird in ihr vielfältig durch Subjekte gedacht und gehandelt. Dabei verfügen die unterschiedlichen Subjekte über einen unterschiedlichen, in machtförmiger Weise geregelten Zugang zu den unterschiedlichsten Diskursen (mediale, politische, fachliche, widerständige Diskurse etc.) und stehen ihnen unter Umständen auch in widerständiger Haltung gegenüber. In diesem Zusammenhang hat sich im angelsächsischen Sprachraum ein Fachdiskurs gebildet, der sich mit der dialektischen Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft sowie darin bestehenden Machtsymmetrien befasst und diese zu wichtigen konzeptionellen und empirischen Fragen in der Theorie der soziellen Repräsentation erhebt (vgl. z. B. Potter & Wetherell 1995; Augoustinos 1995). So stellt sich beispielsweise die Frage, ob „bestimmte Repräsentationen dominanter als andere[sind], weil sie in den meisten gesellschaftlichen Gruppen zu finden sind, oder sind sie dominanter, weil sie mit größerer Überzeugung von mächtigeren Gruppen vertreten werden?“ (Augoustinos 1995, S. 216). Damit wird der Fokus auf die Dynamik zwischen Hegemonie und Widerstand sowie auf Situationen, „in denen dominante Repräsentationen geschwächt oder überholt werden“ (Augoustinos 1995, S. 217; vgl. auch Potter & Wetherell 1995, S. 186) gerichtet.

Um hier also Missverständnisse zu vermeiden, wird Moscovicis Konzept zwar in diesem Kapitel theoretisch umfassend dargestellt, der Subjektbegriff im Rahmen dieser Arbeit jedoch ausschließlich für individuelle (menschliche) Subjekte reserviert. Außerdem hebe ich den Begriff ‚die denkende Gesellschaft‘ durch die Verwendung von Führungszeichen hervor, um zu betonen, dass eine solche Gesellschaft durch die Vielfalt denkender Individuen geprägt wird.

Der Begriff der Repräsentation ist im französischen Sprachgebrauch deutlich vielschichtiger als in der deutschen Verwendung, wo er in philosophischen Zusammenhängen, insbesondere mit Bezug auf die Vergegenwärtigung und Darstellung von Vorstellungen (vgl. Schischkoff 1991, S. 615f.) und in der soziologischen Tradition, eher in Verbindung mit der Vertretung, Darstellung von bestimmten Werten und Verhaltensformen oder mit Blick auf personelle, organisatorische, in Ausnahmen auch institutionelle Vertreter in politischen

Zusammenhängen gebraucht wird (vgl. Hillmann 1994, S. 734). Im Französischen wird der Begriff der Repräsentation weniger als zweitrangiges Gebilde konkreter Phänomene betrachtet. Seine Bedeutung zielt hier eher auf unabhängige Netzwerke, die dem Denken und der Wahrnehmung vorgelagert sind, die sich in Abhängigkeit voneinander sowie durch die Einwirkungen der Außenwelt herausbilden und verändern (vgl. Jacob 2004, S. 70). Vor diesem Hintergrund baut auch Moscovici's begriffliche Verwendung der Repräsentationen weniger auf eine Abbildung von Wahrnehmungen und damit auf der Repräsentation von etwas ‚Zweitrangigem‘, z.B. der Außenwelt, auf, sondern Repräsentationen stellen für ihn eher eigenständige Gebilde dar, die sich um ein spezifisches Thema herumranken. Die Bedeutung der Repräsentation liegt also begrifflich in der Auffassung verankert, dass Konstruktionen der Wirklichkeit von der sozialen Welt bedingt sind und somit die Aufmerksamkeit in der Auseinandersetzung mit Repräsentationen auf soziale Prozesse gerichtet werden muss (vgl. Moscovici 1988, S. 230). Dieses Verständnis von Repräsentationen bezieht sich also auf das Denken, die Deutung und die Vorstellungen über bestimmte soziale Phänomene, welche wiederum die Wahrnehmung beeinflussen und sich gleichwohl auch auf das praktische Handeln auswirken. Die Besonderheit dieses Konzepts liegt darin, dass Kommunikation in ihrer dynamischen Funktion eines lebendigen Austauschs verstanden wird. Moscovici geht es in seiner Konzeption der Theorie der sozialen Repräsentation darum, den spezifischen Charakter spätmoderner Gesellschaften zu berücksichtigen, der sich in hohem Maße durch sozialen Wandel auszeichnet. Das Soziale in den Repräsentationen verdeutlicht den Prozesscharakter eines sich ständig diskursiv verändernden sozialen Wissensbestandes (vgl. ebd, S. 220). Sie nimmt einen Brückenschlag zwischen individuellem Verhalten und öffentlichen Diskursen vor. Vor diesem Hintergrund erhält das Schnittfeld zwischen Moscovici's Theorie der sozialen Repräsentation und Mecherils Konzept der Re-Präsentation im Rahmen dieser Arbeit seine zentrale Bedeutung. Denn erst in dem politischen Anspruch etwas sichtbar und hörbar zu machen, das systematisch ausgeklammert wird, rückt die Wechselwirkung zwischen sozialen Prozessen und ‚gesellschaftlicher Realität‘ stärker in den Fokus gesellschaftlicher Aufmerksamkeit.

2.3.3 *Die soziale Repräsentation als metatheoretischer Rahmen*

Mit der Hypothese, dass soziale Repräsentationen soziale Welt konstruieren, wird die Grundannahme deutlich, dass es keine allgemeingültige soziale Realität geben kann. Nur in Abhängigkeit von dem zugänglichen sozialen

Wissen (den sozialen Repräsentationen) kann in bestimmter Art und Weise Wirklichkeit wahrgenommen werden (vgl. ebd. S. 230). Dabei geht Moscovici von einer prozesshaften Wirkmächtigkeit aus, in welcher Repräsentationen einerseits durch Kategorisierungen wie eine Art Schablone auf unsere Wahrnehmung einwirken und sich andererseits durch die in ihnen verankerten Traditionen wie Normen auf das Denken und Handeln von Menschen auswirken. So beinhaltet die soziale Repräsentation auch einen performativen Charakter, der als Bezugspunkt für soziales Verhalten verstanden werden kann (vgl. Jacob 2004, S. 78).

Herzstück der sozialen Repräsentationen ist die Beschreibung und Analyse der Inhalte von sozialen Repräsentationen, ihre Entstehung und Veränderung, also ihre sozialen Einflussprozesse, deren Verhandlung von Annahmen in Konversationen und auf diese Weise erworbenen Denk-, Deutungs- und Problemlösungsrepertoires (vgl. Moscovici 1995, S. 309). Für Moscovici sind alle Repräsentationen sozial; er unterscheidet sie jedoch hinsichtlich dessen, wie sie sozial geteilt sind in hegemoniale, emanzipatorische und polemische Repräsentationen (vgl. ebd. 1988, S. 221 ff.).

Unter hegemonialen Repräsentationen versteht Moscovici diejenigen, die von großen und komplexen Gruppen (wie einer Partei, einer Stadt oder einer Nation) geteilt werden und sich daher stabilisierend auf Mitglieder dieser Gruppe auswirken – im Sinne einer gewissen Homogenität. Subgruppen verfügen hingegen über eigene und mehr oder weniger autonome Informationen, Interpretationen und Symbole und werden als emanzipatorische Repräsentationen bezeichnet. Polemische Repräsentationen entstehen wiederum in sozialen Kontroversen und Konfliktfeldern, wo die widersprüchlichen Positionen innerhalb der Gesellschaft ihren Ausdruck finden.

Innerhalb der jeweiligen Strukturen und in ihrem Austausch finden also Veränderungsprozesse von sozialen Repräsentationen statt, die neben der Beschreibung der Inhalte von zentraler Bedeutung für diese Theorie sind. Doch für die vorliegende Arbeit stellt sich die Frage, wie diese dynamischen Veränderungen von sozialen Repräsentationen funktionieren, die Moscovici in der Verbreitung von wissenschaftlichen Erkenntnissen und den dadurch angestoßenen Veränderungen des Common Sense begründet sieht.

Die Dynamik sozialer Repräsentationen wird nach Moscovicis Auffassung dadurch angeschoben, dass bislang nicht vertraute Informationen oder Handlungen auftauchen und auch an bisherige Wissensbestände nicht angeknüpft

werden können. Diese ‚neuen‘ Aspekte werden in einem dynamischen Prozess erst verankert und dann objektiviert, um sie sich überhaupt vertraut machen zu können (vgl. ebd. 1984, S. 24 ff.). Dazu muss in einem ersten Schritt der bislang unbekannte Aspekt an eine bereits vorhandene Repräsentation anknüpfen, um dort verankert zu werden (vgl. ebd., S. 30). Hierfür werden sie in alltäglichen Bildern in stark vereinfachter Form umgewandelt, was wiederum eine Reduktion der Inhalte und Komplexität mit sich führt. Es muss also zu Beginn erst einmal die Voraussetzung geschaffen werden, das ‚Neue‘ zu analysieren und es zum Vergleich dem bereits Bekannten gegenüberzustellen; diesen Prozess sieht Moscovici als die eigentliche Bestimmung sozialer Repräsentation an “[...] the purpose of all representations is to make something unfamiliar, or unfamiliarity itself, familiar” (ebd., S. 24). Zur einfachen Erklärung wird das prototypische Bild eines Mannes mit einer Baskenmütze und einem Baguette unter dem Arm herangezogen. Dieser Mann wird auf den ersten Blick für einen Franzosen gehalten und ihm werden weitere Eigenschaften zugeschrieben, die in einer dominanten Deutungsart mit einem Franzosen in Verbindung gebracht werden, ohne zu fragen, welche Zugehörigkeiten der Beobachtete tatsächlich hat (vgl. Jacob 2004, S. 81).

Im Folgenden müssen die bisher fremden Aspekte der dominanten Deutungsart objektiviert werden. Die abstrakten und stark vereinfachten Bilder und Vorstellungen dienen dabei als Grundlage, um sie nun zu konkretisieren und sie als tatsächlich existent zu erkennen. Mit der Information, dass der beobachtete Mann Deutsch-Türke ist, können die bisherigen Merkmale dieser dominanten Deutungsart, die ausschließlich einer bestimmten und bekannten Kategorie zugeordnet worden sind, ergänzt und zu einem eigenen Bild zusammengesetzt werden. Diese Komplexitätsleistung funktioniert deshalb, weil die vereinfachten Vorstellungen einen Platz im Netzwerk der Vorstellungen erhalten und mit Hilfe der Objektivierung als etwas Reales anerkannt werden; kurz: das ‚Unbekannte‘ hat in Form eines tatsächlich erfahrenen Ereignisses eine konkrete Gestalt angenommen (vgl. ebd., S. 82). Die so in dominanter gesellschaftlicher Deutung wahrgenommene Realität basiert also auf einem kognitiven Prozess, in welchem Menschen, Dingen und Ereignissen bestimmte Merkmale zugeschrieben werden, so wie im Rahmen dieser Arbeit im Kontext von ethnisch-kulturellen, sozialen und geschlechtsspezifischen Zuschreibungen, die bestimmte soziale Repräsentationen hervorbringen und auch wieder verändern.

Für die Integration bislang unbekannter Aspekte in hegemonialen Repräsentationen ist es von Belang, dass diese Aspekte an eine in der sozialen Welt vorhandene soziale Repräsentation anknüpfen können, um Neues zu etwas Existentem zu erklären. Um gleichzeitig veränderbar und trotzdem Anknüpfungspunkt für Neues und Unbekanntes sein zu können, bedarf die soziale Repräsentation eines Kernstückes, den Moscovici als konfigurativen Kern sozialer Repräsentationen beschreibt. Dieser besteht aus begrifflichen und bildlichen Grundelementen, die für die entsprechende soziale Repräsentation zentral sind (vgl. Moscovici 1988, S. 222). Dieser Kern-Struktur werden periphere Bereiche zugeordnet, die sich schneller verändern lassen, da sie situationsabhängig und damit in sich selbst flexibler sind. Auch der konkrete Kern ist veränderbar, aufgrund seiner zentralen Bedeutung jedoch weniger leicht und langsamer als die peripheren Elemente, die als Anknüpfungspunkt eher nachrangig angesehen werden (vgl. Jacob 2004, S. 83). Es stellt sich für die vorliegende Arbeit also die Frage nach dem Kern sowie nach den peripheren Bereichen der sozialen Repräsentation der jungen Männer, die durch hegemoniale Vorstellungen und Deutungen aus der Mehrheitsgesellschaft gerahmt werden.

2.3.4 Der metatheoretische Rahmen der sozialen Repräsentation als Interpretationshintergrund im Kontext der Arbeit

Wenn es um die Anwendbarkeit einer Theorie innerhalb eines spezifischen Themenfeldes geht, dann muss geklärt werden, in welcher Weise eine Verknüpfung zwischen Theorie und Gegenstandsbereich erfolgen soll. Das vorliegende Arbeitsvorhaben bietet eine Vielfalt von Anknüpfungspunkten zur Untersuchung der sozialen Repräsentation von Männlichkeit und bedarf daher einer näheren Eingrenzung bzw. Konkretisierung. Es geht der Untersuchung von sozialen Repräsentationen im Kontext dieser Arbeit keinesfalls um die Erfassung kognitiver Wissensbestände innerhalb der Untersuchungsgruppe. Der metatheoretische Rahmen der sozialen Repräsentation dient vielmehr als Hintergrund zur Interpretation, und zwar in der Hinsicht, dass die im Interview vorgestellten Erklärungs- und Handlungsansätze der Befragten in Vergleich zu sozialen Zuschreibungsprozessen gesetzt werden. Dazu gehören geschlechtsbezogene, ethnisch-kulturelle und soziale prototypische Annahmen über die Befragten, die ihnen alltäglich begegnen; sei es in Institutionen wie der Schule oder auch im Berufsalltag, im Rahmen medialer Darstellung, insbesondere in Film und Fernsehen, aber auch durch Vorstellungen und Annahmen in sozialen Gruppen wie beispielsweise in der Peergroup, der

Familie und den Personen im unmittelbaren sozialen Umfeld. In diesem Kontext bietet Mecherils kritische Reflexion über Re-Präsentationen eine hilfreiche Ergänzung, indem diejenigen sozialen Prozesse in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt werden, in denen ein gesellschaftlich herrschender Zwang von Eindeutigkeit existiert. Die Befragten werden dazu angeregt, sich gegenüber den über sie allgemein verbreiteten und institutionell sowie medial vermittelten Annahmen der Mehrheitsgesellschaft mit ihren eigenen Meinungen zu positionieren. Die Exploration richtet sich also darauf, einen Überblick über die Deutungs-, Erklärungs-, Handlungs- und Problemlösungsrepertoires der Befragten zu schaffen und diese Repertoires in Bezug zu den über sie existierenden Zuschreibungen zu setzen.

Mit Blick auf die eingangs gestellte Frage zur Durchführbarkeit empirischer Untersuchungen zu sozialen Repräsentationen kann nun verdeutlicht werden, dass eine Exploration konkreter sozialer Repräsentationen, wie im vorliegenden Fall die soziale Repräsentation von Männlichkeit, in der deskriptiven Darstellung vorhandenen Alltagswissens über Männlichkeiten erfolgen kann. Dabei ist zum Einen die individuelle Vorstellung darüber, was Männlichkeit ausmacht und wie sie erlebt wird, zu untersuchen. Andererseits sind kollektive Formen von männlicher Repräsentation zu analysieren, wie sie beispielsweise in Filmen und weiteren Medien auftauchen und innerhalb der unmittelbaren sozialen Umgebung verhandelt werden. Gleichzeitig steht die Untersuchung der Kontextbedingungen der Befragten im Vordergrund, wozu die oben genannten Zuschreibungsprozesse gehören sowie die Sichtbarmachung von bislang negierten Subjektansichten.

Für die vorliegende Arbeit ist diese Perspektive als metatheoretischer Rahmen insbesondere deswegen interessant, da bereits mehrfach die einseitigen Erklärungsansätze problematisiert worden sind, mit denen speziell jungen Männern, deren Eltern in der Türkei geboren sind, ein geschlechtsspezifisches Rollenverständnis (in aller Regel das sogenannte Machogehabe) zugeschrieben und – wie selbstverständlich – mit einem bestimmten kulturellen, meist traditionsverhafteten Hintergrund begründet wird. Auch diese Erklärungsansätze bauen auf einem Verständnis auf, wonach Repräsentationen von Männlichkeit als Abbildung von ‚Wirklichkeit‘ und nicht als ihre von der sozialen Welt hervorgebrachte Konstruktionen gelten. Dieser Perspektivwandel ermöglicht auch diejenigen sozialen Prozesse in die Repräsentation von Männlichkeit junger türkischer Migranten einzubeziehen, die durch Zuschreibungen, Denkangeboten, Erklärungen, öffentlich geführte Debatten, wissen-

schaftliche Annahmen, aber auch Alltagsmeinungen entstehen und sich wandeln.

Aus den dargelegten Zusammenhängen wird deutlich, dass das soziale Bewusstsein der Gesellschaft durch vielfältige Faktoren bestimmt wird, so z. B. durch politische Entscheidungen, Überzeugungen und Einstellungen gegenüber anderen Gruppen, zwischenmenschliche Beziehungen, Alltagspraktiken, institutionell erzieherische Einflüsse sowie deren mediale Darstellungsformen. Insbesondere in letzterem Kontext werden in Zeiten der Massenmedien dominante Diskurse über allochthone junge Männer in Deutschland weit verbreitet, die in Alltagsdiskussionen der Mehrheitsgesellschaft wieder auftauchen (vgl. Leiprecht 2001, S. 10; S. 66). Daher soll im Folgenden der medialen Darstellung von jungen Männern im Kontext von Migration besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

2.4 Ansätze aus der Verknüpfung von Medien- und Migrationsforschung

2.4.1 Medien und Macht

Die Rolle der Medien – gemeint sind in diesem Zusammenhang insbesondere Printmedien wie die Zeitung und Bildmedien wie das Fernsehen oder Filme – hat in alltäglichen Diskursen eine wichtige Bedeutung eingenommen. Es liegt die Vermutung nahe, dass dominante Bilder, immer wiederkehrende Darstellungen und Meinungen über Lebensweisen und Personengruppen dabei einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die Wahrnehmung von Gesellschaftsmitgliedern in einer globalen Welt ausüben. Daher soll in diesem Abschnitt der medialen Darstellung im Kontext von Migration, Geschlecht und sozialem Status besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Immer mehr Menschen leben – legal und illegal – je nach Sichtweise und Wanderungsmotiv beispielsweise als Einwanderer, Wirtschafts- und Armutsflüchtlinge, Arbeitsmigranten oder Asylbewerber. Auch westliche Industrienationen sind, unabhängig davon, ob sie sich selbst als Einwanderungsländer verstehen oder nicht, von weltweiten Wanderungsbewegungen betroffen. Damit konstituieren sich ‚neue‘ Gesellschaftsformen, die dauerhaft nicht am Mythos der Sesshaftigkeit festhalten können (vgl. Yildiz 2006, S. 39). Es stellt sich jedoch die Frage, wie diese Prozesse durch die Medien begleitet werden und ob eine konstruktive Gestaltung als wichtige Herausforderung der Gesellschaft angesehen wird. „Neben der Migration sind es in erster Linie

die Medien, welche globale Öffnungsprozesse vorantreiben und durch ihre Informationspolitik einen zentralen Einfluss auf die Meinungsbildungsprozesse ausüben“ (ebd., S. 39). Medien greifen Normalitätsvorstellungen auf, die in politischen und wissenschaftlichen Kontexten entstanden sind. Dabei transportieren sie Deutungen und Bilder, die in der Gesellschaft bereits existieren, und tragen entscheidend dazu bei, dass sich dominante Diskurse bilden und wiederum andere marginalisiert werden. So konstruiert sich ein Zentrum, welches ‚Wahrheit‘ und ‚Wirklichkeit‘ hervorzubringen scheint (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2003, S. 31). Der Einfluss von Massenmedien ist deshalb besonders groß, da die mediale Kommunikation von Rezipienten aufgegriffen und in einem mehrstufigen Prozess von sogenannten Meinungsführern weitergegeben wird. Meinungsführer verfügen dabei über einen Informationsvorsprung und gestalten die transportierten Inhalte in entscheidendem Maße mit (vgl. Faulstich 2002, S. 37). Sie bestimmen also nicht nur, was als wichtig und diskussionswürdig im Kontext eines Themas erachtet wird, sondern auch die Art und Weise, wie darüber berichtet und das Dargestellte argumentativ hergeleitet wird. Kurz zusammengefasst: Medien üben einen starken Einfluss darauf aus, wie über ein Thema gemeinhin gedacht wird.

Medien prägen neben den (Zerr)Bildern von Zuwanderern und ethnischen Minderheiten auch das Denken und Handeln von sesshaften Einheimischen und beeinflussen deren Haltung in Hinblick auf Vorstellungen eines friedlichen Zusammenlebens zwischen Menschen unterschiedlicher Nationalität, Herkunft, Kultur und Religion, indem sie Möglichkeiten und Grenzen der Integration ausloten und öffentliche Debatten darüber führen (vgl. Yildiz 2006, S. 42). Da Migration in den Medien in erster Linie als bedrohliche und gesellschaftsgefährdende Massenbewegung dargestellt wird, fallen öffentlich geführte Diskussionen dementsprechend in aller Regel einseitig aus (vgl. Ruhrmann 1999, S. 102). Doch auch darüber hinaus ist zu beobachten, dass die Berichterstattung über Migranten in aller Regel einer bestimmten, distinktiv angelegten Perspektive folgt, denn die „Strategien, Strukturen und Verfahren der Nachrichtenbeschaffung, die Themenauswahl, der Blickwinkel, die Wiedergabe von Meinungen, Stil und Rhetorik richten sich alle darauf, ‚uns‘ positiv und ‚sie‘ negativ darzustellen“ (Leiprecht 2006, S. 252).

Daran wird deutlich, dass eine ungleichgewichtige Darstellungsform von dominanten bzw. marginalisierten Diskursen über Migration weitreichende Konsequenzen hat. „Bei der medialen Darstellung der Migrant(inn)en wird man im Allgemeinen mit einer bestimmten „Normalität“ konfrontiert, in der

die Einwanderer als in Ghettos lebende Fremde bzw. als Traditionsorientierte und Nichtintegrierte dargestellt werden“ (Yildiz 2006, S. 41). Unbenannt bleiben in dieser Darstellung die eingeschränkten sozialen Handlungsspielräume für Migrantinnen und Migranten in der Aufnahmegesellschaft sowie ihre von Ausgrenzung und Abwertung durchzogenen Erfahrungswelten. Durch ihre einseitigen Darstellungen werden somit rassistische Tendenzen in der Gesellschaft verstärkt und Handlungshintergründe verschleiert – soziale Ungerechtigkeit wird hier in Fremdheit übersetzt (vgl. Terkessidis 2000, S. 93). Die Wahrnehmung von Migrantinnen und Migranten ist im dominanten Diskurs im Wesentlichen von stigmatisierenden Metaphern wie ‚Ghetto‘, ‚Machos‘, ‚Ausländerkriminalität‘ durchzogen. Wenn von ‚sozialen Brennpunkten‘ oder ‚Türkenghettos‘ die Rede ist, dann entstehen vor unserem inneren Auge einseitige und problematische Bilder. Die gesellschaftlichen Techniken des ‚Othering‘ in Form von ethnisierten Diskursen (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2003, S. 31) bleiben in diesem Zusammenhang unbenannt.

Anhand dieses Beispiels wird deutlich, dass das Ergebnis eines solchen Diskurses nicht die faktische Situation der dargestellten Migrantinnen und Migranten ist. Vielmehr wird hier eine homogene Gruppe konstruiert, ein ethnisierten Gegenstand des dominanten Diskurses, der vor allem von den Medien fraglos übernommen wird (vgl. Yildiz 2006, S. 43). Dieses diskursiv hervorgerufene Bild hat sich derweilen so stark im Bewusstsein festgesetzt, dass es immer wieder als Hintergrundfolie zur Darstellung der Situation von Einwanderinnen und Einwanderern herangezogen wird. Dies verdeutlicht die Macht des Imaginären, der internalisierten Bilder dominanter Diskurse (vgl. Said 2003, S. 19). Sie bestimmen in entscheidendem Maße die alltagsweltliche Wahrnehmung von Wirklichkeit und verweisen auf die Wirkmächtigkeit zwischen Diskurs, Wissen und Macht. So wird eine Repräsentationsform geschaffen, die Ausdruck eines ausgeprägt eurozentristischen Macht- und Herrschaftsanspruches ist (vgl. Ha 2003, S. 66 ff.).

Dominante Diskurse erzeugen eine Normalitätsvorstellung und legitimieren damit die vorhandenen Machtverhältnisse. Innerhalb des dominanten Diskurses werden Deutungsangebote formuliert, die in die gewöhnliche Alltagspraxis einfließen und somit die Wahrnehmung des Alltags sowie den eigenen Blick deutlich strukturieren (vgl. Bommes 1998, S. 365). Eine deutliche Trennlinie wird dazu zwischen ‚Uns‘ (Inländer = legitim) und den ‚Anderen‘ (Ausländer = illegitim) gezogen. Oder wie Yildiz es sagt: „Es handelt sich mithin um eine soziale Praxis, mit der Individuen in ihrem Alltagshandeln die

Unterscheidung zwischen „In-“ und „Ausländern“ permanent (re)produzieren“ (Yildiz 2006, S. 44). Die damit verbundenen strukturellen Ungleichheiten (soziale Ausgrenzung, begrenzte Einstiegs- und Zugangsmöglichkeiten zum Arbeitsmarkt, mangelnde Partizipationsmöglichkeiten an gesellschaftlichen und politischen Prozessen, benachteiligende Gesetzeslage, Rassismus etc.) werden dabei meist nicht benannt.

2.4.2 *Die Verschiebung struktureller Ungleichheit*

Unter strukturellen Problemen sind neben allen Formen von Diskriminierung auch die ungleiche Verteilung von Einkommen, Bildungschancen und Lebenserwartung sowie das Wohlstandsgefälle zu verstehen. Diese Aspekte werden in den Medien gerne als kulturelle und ethnische Konflikte präsentiert, um eine größere mediale Aufmerksamkeit zu erlangen. Gutiérrez Rodríguez fragt in diesem Zusammenhang, wie sich ethnisch markierte und marginalisierte Gruppen in die Öffentlichkeit einmischen können, „wenn die Möglichkeit des Sprechens und des Zuhörens ungleich verteilt bzw. eine solche Möglichkeit diesen nicht zugedacht ist“ (Gutiérrez Rodríguez 2003, S. 31).

In einer Studie „Was guckst du, was denkst du? Der Einfluss des Fernsehens auf das Ausländerbild von Kindern und Jugendlichen“ von Bernd Schorb und anderen wurden 9- bis 14-Jährige in den alten und neuen Bundesländern nach ihrer Wahrnehmung von Ausländern im Fernsehen befragt. Mittels einer Inhaltsanalyse wurden dazu 30 verschiedene Sendungen, die am Nachmittag und am Vorabend ausgestrahlt werden (Daily Talks, Gerichtsshow, Boulevardmagazine, Daily Soaps), analysiert. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass das Bild von Menschen mit Migrationshintergrund im Fernsehen primär von ausländischen Männern geprägt ist und insbesondere durch bestimmte Typen repräsentiert wird. Die wichtigsten und am häufigsten vorkommenden Typen sind der ‚südländische Macho‘ und der ‚kriminelle Ausländer‘ (vgl. Schorb u. a. 2003).

Mediananstalten sind wettbewerblich organisiert und konkurrieren um die Aufmerksamkeit des Zielpublikums. Auch wenn Medien untereinander sowie in sich selbst je nach Berichtsbereichen, Sparten oder Programmen höchst heterogen organisiert sind und mit einem unterschiedlich hohen Anspruch an Meinungsvielfalt agieren, so stellt sich für alle Mediananstalten die zentrale Frage nach aufmerksamkeitseffektiven Beiträgen, um ein möglichst großes Publikum zu erreichen. In Zeiten des ökonomischen oder politischen Wettbewerbs und damit untereinander konkurrierender Mediananstalten werden Ent-

scheidungen über das, was als gesellschaftlich problematisch dargestellt wird, bereits im Vorfeld über zuvor festgelegte Kategorien getroffen. Butterwege und Hentges (vgl. ebd. 1999, S. 8) entlarven in diesem Zusammenhang die Umdeutung sozioökonomischer Krisenprozesse in ethnische, um eigene ökonomische Ressourcen zu sichern.

Yildiz beschreibt zudem sehr eindrücklich, wie rasch eine mediale Inszenierung zu einer rassistischen Strategie werden kann. Türkische Migrantinnen und Migranten versuchten Ende der 1970er Jahre in einem Kölner Stadtteil der durch die Entindustrialisierung aufkommenden Arbeitslosigkeit zu entgehen, indem sie die von Einheimischen aufgegebenen Läden wiedereröffneten. In der medialen Darstellung – sowohl in Fernsehdokumentationen sowie in wissenschaftlichen Studien – tauchte der Stadtteil primär in Zusammenhang mit Fundamentalismus, Drogenverkauf und dem Leben im Ghetto auf. Die Ghettometapher wurde zum zentralen Repräsentationsmittel (vgl. Yildiz 2006, S. 47, auch Bukow/Yildiz 2002). Der dominanten Ghettometapher ist entgegenzuhalten, dass sich hier keine kulturellen Elemente aus der Türkei manifestierten. Kulturelle Elemente aus dem türkischen und arabischen Raum werden gerne und häufig von europäischen Vorstellungen des Orientalismus überlagert. Eine ‚orientalische Inszenierung‘ hat dabei beispielsweise in Istanbul eine vollkommen andere Bedeutung als in einem neuen lokalen Kontext (vgl. ebd., S. 49). Der Fokus konzentriert sich auf die kulturelle Zuschreibung und blendet damit alle weiteren Facetten von Zugehörigkeiten aus. Neben den ungeachteten lokalen Kontextbezügen bleiben weitere Zusammenhänge unberücksichtigt, wie beispielsweise die jeweiligen Lebensphasen.

2.4.3 Jugendkulturelle Orientierung und Medien

Jugendgruppen bilden sich heute kaum mehr nach Herkunft, sondern differenzieren sich nach altersspezifischen Lebensstilen aus. Das medial vermittelte Bild allochthoner adoleszenter Jugendlicher und junger Erwachsener konzentriert sich in diesem Zusammenhang jedoch primär auf die Herkunft und taucht in der Regel in Zusammenhang mit problembehafteten Situationen auf, in denen zwischen ‚uns‘ und ‚den anderen‘ unterschieden wird. Exemplarisch seien hier Gewaltszenen, Drogenkonsum, Kriminalität auf dem Schulhof genannt, wie sie 2006 von den Medien beispielsweise innerhalb der Berliner Rütli-Schule diskutiert und mit dem hohen Anteil an Migrantenkinder

begründet wurden („Notruf der Rütli-Schule“¹⁰, erschienen in: Spiegel Online vom 30.03.2006). Zur Erklärung wird die kulturelle Herkunft herangezogen. Altersspezifische Dynamiken sowie Herausforderungen der Lebensphase werden hingegen ausgeblendet. Insbesondere allochthone junge Männer werden in den Medien skandalisiert und als Negativbeispiel männlicher Repräsentation in den dominanten Diskurs aufgenommen. Nicht sie selbst kommen mit ihren Alltagserfahrungen zu Wort, sondern es wird über sie gesprochen – meist über die Probleme, die sie vermeintlich ‚verursachen‘. Sie werden instrumentalisiert, um dominante mediale Bilder zu bedienen. Nicht selten spielen männliche Migrant*innen dieses ‚Spiel‘ mit, da ihnen in dieser Rolle zumindest Aufmerksamkeit zukommt und suggeriert wird, wahrgenommen zu werden. Statt sich jedoch auf den dominanten Ghetto-Diskurs zu konzentrieren und die Einwanderung zu skandalisieren, plädiert Burkow (2001) dazu, den Blick auf den Alltagsdiskurs zu richten und die veränderten Alltagsrealitäten adäquat zu präsentieren. Auch Yildiz bestätigt die Notwendigkeit, alle „Menschen, die in der Bundesrepublik Deutschland aufgewachsen sind, fraglos als Bürger/innen der Gesellschaft zu betrachten, sie also einschließlich ihres für sie typischen Lebensstils mit ihren jeweiligen Lebenserfahrungen wie ihrer jeweiligen Sprachpraxis und in ihrer religiösen Orientierung als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft zu akzeptieren. Dazu kann ihre mediale Repräsentation wesentlich beitragen“ (Yildiz 2006, S. 52).

Durch die alltägliche Konfrontation mit massenmedialen Repräsentationen teilen sich Jugendliche und junge Erwachsene verstärkt über Medienereignisse und Mediensymbole mit. Als zentrale Zielgruppe der Medienindustrie haben sie vielfältige Zugänge und nutzen das medial Dargestellte als Bindeglied zwischen eigenen Erfahrungen und Aushandlung mit der sozialen Umwelt. Daher enthält das Reden und Sich-Austauschen über Magazine, Comics, Romane, Musikdarbietungen, Fernsehserien, Kinofilme, Videos und Computerspiele immer auch etwas von ihnen selbst, etwas, das sie ansprechen wollen, etwas, das sie innerlich bewegt, beschäftigt, also mit ihnen selbst zu tun hat (vgl. Leiprecht 2006, S. 239; Barthelmes/Sander 2001, S. 302). Es ist jedoch davon auszugehen, dass Jugendliche nicht zwingend bestimmte Printmedien oder Nachrichtensendungen gelesen oder gehört haben müssen, um über eine mögliche Wirkung nachdenken zu können. Leiprecht weist darauf hin, dass Informationen sehr schnell über ihre ursprünglichen ‚Quellen‘ hin-

10 <http://www.spiegel.de/schulspiegel/0,1518,408803,00.html>

aus verbreitet werden, wenn sie nur bedeutungsvoll genug erscheinen – durch das Elternhaus, Bekannten- und Freundeskreise, auf Schulhöfen etc. Hier werden Informationen verbreitet und erreichen auch diejenigen, die selbst keine Nachrichten oder die Presse verfolgen (vgl. Barthelmes/Sander 2001, S. 251 f.). In der Medienwirkungsforschung wird dies auch als „two-step-flow of communication“ bezeichnet (vgl. Faulstich 2002, S. 37). Ein kausales Ursachen-Wirkungs-Modell, demzufolge die Medieninformation in eine entsprechende Reaktion der Rezipientinnen und Rezipienten mündet, wird der Komplexität und der Wechselseitigkeit im Verhältnis von Medien und Alltag nicht gerecht (vgl. ebd., S. 42 ff.). Wie die Gewichtung, Interpretation und Wertung von Medieninformationen verarbeitet werden, ist in entscheidendem Maße durch eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen Massenmedien und Politik beeinflusst. „Der Inhalt, die Aufbereitung und Präsentationsform, die Dominanz der „Botschaft“ einer Medieninformation, aber auch die Art des Mediums, seine Zugänglichkeit usw. sind in eine solche Untersuchung mit einzubeziehen“ (Leiprecht 2006, S. 252). Um die politische Wirkmächtigkeit der Medien offen zu legen, ist eine Auseinandersetzung mit der damit verbundenen Sicherung eigener Ressourcen notwendig. Die eigene Inklusion erzwingt eine Schaffung und Ausgrenzung eines ‚Fremden‘.

2.4.4 *Inklusion und Exklusion*

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass Ethnisierung als ein sozialer Exklusionsmechanismus fungiert, der Minderheiten schafft und diese fast immer negativ etikettiert, um Privilegien einer dominanten Mehrheit zu sichern (vgl. Bukow 1996). Butterwegge sieht den Nährboden für ethnische und kulturelle Differenz besonders dann politisch aufgeladen, je mehr Konkurrenz im Zuge der Globalisierung ins Zentrum zwischenstaatlicher wie zwischenmenschlicher Beziehungen rückt. Medien treten dabei als Bindeglieder zwischen institutionellem (strukturellem, staatlichen), intellektuellem (pseudowissenschaftlichem) und individuellem Alltagsrassismus auf (vgl. Butterwegge 2006, S. 188).

Die Identifikation und Negativklassifikation ‚des Fremden‘ dient dabei auch dem Zweck, die ‚nationale‘ Identität des eigenen Kollektivs schärfer hervortreten zu lassen, wobei hier insbesondere im nationalen Kontext unter den Einheimischen zwischen Sesshaften und Eingewanderten unterschieden wird. „Der medial konstruierte und auf diese Weise deformierte „Fremde“ ist überflüssig oder gefährlich, zu bedauern oder zu fürchten – meistens allerdings beides zugleich“ (Böke 1997, S. 191). Das trifft vor allem auf Musliminnen

und Muslime aus der Türkei zu, da sie zahlenmäßig die mit Abstand größte Zuwanderergruppe Deutschlands sind und damit von der deutschen Mehrheitsbevölkerung als bedrohlich¹¹ wahrgenommen werden. Verdeutlicht hat sich dies beispielsweise 2006 im Streit um die Absetzung der Mozart-Oper „Idomeneo“ oder den Bau einer Moschee in Berliner Stadtteil Neukölln, wo sich eine Bürgerbewegung aus Angst vor religiöser Überfremdung mobilisierte, um den Baustop der Sehlik Moschee zu veranlassen („So knicken wir schon vor dem Islam ein“, erschienen in der Bild Online vom 28.09.2006¹²) oder in der jüngst von Sarrazin angestoßenen Debatte um sein Buch (2010) „Deutschland schafft sich ab“, das auf dem bereits vielfach widerlegten und dennoch von Zeit zu Zeit immer wieder aufkeimenden, rassistischen Gedankengut über genetische Unterschiede zwischen ethnischen Gruppen aufbaut¹³.

Von Muslimen wird insgesamt weniger berichtet. Wenn doch, dann in der Regel in negativ besetzten Zusammenhängen, insbesondere als Kriminelle, soziale Problemfälle die Geld kosten, gefährlich sind und eine Belastung für die Gesellschaft darstellen (vgl. Butterwegge 2006, S. 190). Deutsche hingegen erfahren überwiegend eine Darstellung als Einzeltäter, wohingegen Migranten eher im Täterkollektiv auftauchen. Butterwegge problematisiert dabei bereits die Nennung der nichtdeutschen Herkunft von Tatverdächtigen und Straftätern in Berichten über Verbrechen, da somit der Eindruck vermittelt bzw. verstärkt werde, die Amoralität eines Gesetzesbrechers hänge mit dessen Abstammung oder ethnischer Herkunft zusammen (vgl. ebd., S. 192). Das dahinterliegende Bild erweckt den Eindruck, dass Eingewanderte durch ihr Verhalten den Wohlstand und das friedliche Zusammenleben in der Bundesrepublik Deutschland gefährden.

Doch die mediale Darstellung ist noch weitaus komplexer als bisher dargestellt. Migration differenziert sich neben den negativ besetzten ‚Flüchtlingsmigranten‘, die als Nachteil der eigenen Volkswirtschaft gesehen werden, auch in transnationale Eliten- bzw. Expertenmigration aus, die positiv besetzt ist und als ‚Standortvorteil‘ in miteinander konkurrierenden Volkswirtschaften bewertet wird (vgl. ebd. 2003, S. 65 ff.). Diese Unterteilung wird auch in

11 Gemeint sind hier Ängste vor äußeren Einflüssen auf Gesellschaft, Kultur und Sprache durch „den Islam“ auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft.

12 <http://www.bild.t-online.de/BTO/news/aktuell/2006/09/29/islam-diskussion/deutschland-islam-diskussion.html>

13 vgl. dazu auch <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,714558,00.html>

der aktuellen Migrationsberichterstattung reproduziert, verstärkt und verfestigt. „Positiv werden vor allem Zuwanderer dargestellt, die einen sozialen Aufstieg erleben oder erhoffen können und „freiberuflich“ oder unternehmerisch tätig sind“ (ebd. 2006, S. 208 f.).

Politik, Wissenschaft und Medien suggerieren, dass Zuwanderer mehr als bisher ihre besonderen Fähigkeiten, Spezialkenntnisse und intellektuellen Ressourcen entwickeln bzw. anwenden müssen, wenn sie akzeptiert sein wollen. Dass diesem Anspruch von neoliberaler Nützlichkeits- und Leistungsdenken zahlreiche Migrantinnen und Migranten unterliegen, lässt sich daran erkennen, dass diese immer häufiger ihre interkulturellen Kompetenzen als Pro-Argument für ihre Arbeitskraft hervorheben. Mit dieser (Über-)Anpassung bzw. Profilierungsstrategie heben sie sich auf Kosten unterprivilegierter und sozial exkludierter Landsleute ab, was jedoch kaum noch thematisiert wird (vgl. ebd. 2006, S. 209). Damit wird bereits auf einen Trend gedeutet, der auf eine subtile Duldung gemäßigt-rechter Einstellungen in der Mitte der Gesellschaft verweist.

2.4.5 Die ungleiche Darstellung von Gewalt in den Medien

Butterwegge weist darauf hin, dass schon zu Beginn der 1990er-Jahre rassistisch motivierte Gewalttaten entweder als ‚Dumme-Jungen-Streiche‘ oder als ‚normale Kriminalität‘ ihrer politischen Dimension beraubt wurden (vgl. Butterwegge 2006, S. 211). Im Zentrum steht dabei weniger das Mitgefühl mit dem Opfer oder seinen Angehörigen, als vielmehr mit den durch Gewalt in Misskredit geratenen Deutschen, die sich so mit einer fortwährenden Prüfung der Geschichte konfrontiert sehen (vgl. ebd., S. 211).

Die Themen ‚Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt‘ sind in der Regel durch die Massenmedien stark verkürzt und lediglich auf Sensationshascherei reduziert. Über die Drahtzieher im Hintergrund sowie über die Folgen rassistisch motivierter Übergriffe wird kaum bis gar nichts in den Medien berichtet (vgl. ebd., S. 213).

Hinzu kommt, dass in den Medien häufig eine ‚Täter-Opfer-Umkehrung‘ stattfindet. Gewalt gegenüber Migranten wird vielfach subtil relativiert. Erklärungsmuster, welche die adoleszente Lebensphase des Täters als Ursache für einen Gewaltausbruch heranziehen, oder Erklärungsversuche, nach denen die Aggressivität und Brutalität des Opfers im Umgang mit Familienangehö-

rigen, Landsleuten und Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft dramatisiert werden, skizzieren diese Umkehrungsversuche (vgl. ebd., S. 214).

Um einer Verschleierung von Ursache und Wirkung entgegenzuwirken, muss verdeutlicht werden, dass nicht Flüchtlinge und Arbeitsmigrantinnen und -Migranten eine Gefahr für das friedliche Zusammenleben von Menschen darstellen, sondern Rechtsextremismus und Rassismus (vgl. ebd., S. 220). Dazu ist es notwendig, Migrantinnen und Migranten in den Medien nicht auf eine Objektkontrolle zu reduzieren. Statt über Probleme zu berichten, die vermeintlich durch sie verursacht werden, müssen Migrantinnen und Migranten selbst mehr zu Wort kommen. Im Rahmen dieser Studie findet daher mit den Befragten u. a. eine Auseinandersetzung über die dominanten Darstellungen von männlichen Migranten in den Bildmedien statt. So konnte einerseits eine Auseinandersetzung darüber angestoßen werden, wie die Befragten sich selbst gegenüber stereotypen Darstellungen und ethnischen Zuschreibungen positionieren. Kurz: Die Befragten sollten aus ihrer Perspektive darstellen, welchen Einfluss dominante mediale Bilder ihrer Meinung nach darstellen und welche Gegenentwürfe sie zu den klischeebehafteten Darstellungen entwickeln. Darüber hinaus gab es einen Fragenblock über eigene Filmidole, um den Befragten die Möglichkeit zu geben, in eine fiktive Rolle zu schlüpfen, die es ihnen ggf. eher ermöglicht oder leichter macht, über Wünsche, Bedürfnisse, aber auch Ärger und Wut sprechen zu können.

Im Folgenden sollen nun die vorgestellten Theorien in ihrem Zusammenspiel und mit Bezug zum Arbeitsthema dargestellt werden.

2.5 Zusammenführung der Theorien

Nachdem nun die für die vorliegende Arbeit zentralen Theorien ausführlich vorgestellt und in ihrer Herleitung als relevant identifiziert wurden, sollen in einem nächsten Arbeitsschritt die diskutierten Konzepte miteinander verbunden und auf einer abstrakteren Ebene ein Resümee über die Theorie der hegemonialen Männlichkeit, des Habitus und der sozialen Repräsentation gezogen werden.

Die Bedeutung des Geschlechtshabitus kann als ein in den Körper eingeschriebener Ordnungssinn verstanden werden, da sich in ihm die öffentliche bzw. gesellschaftliche Bedeutung des Trägers widerspiegelt; „Der Körper ‚weiß‘, wie man sich darstellen muss, um als Frau oder Mann anerkannt zu

werden; im Körper ist die Geschlechtlichkeit habitualisiert“ (Meuser 2006, S. 118).

Meuser vertritt darauf aufbauend die These, dass pro Geschlecht nur ein Habitus existiert, ein männlicher bzw. ein weiblicher. Laut Connell manifestiert sich jedoch der jeweilige Habitus nicht in einer Uniformität von Handlungen, Einstellungen und Attributen. Er ruft vielmehr unterschiedliche Ausgestaltungen von Weiblichkeiten und Männlichkeiten hervor, wobei das soziale Milieu, die Generationenzugehörigkeit, die aktuelle Entwicklungsphase sowie die familiäre Situation sich als lebensweltliche Erfahrungshintergründe erweisen. Ihre Summe und Relevanzstrukturen haben Einfluss auf die Muster, in denen sich der geschlechtliche Habitus manifestiert. „Selbst dort, wo der geschlechtliche Habitus gezeugnet bzw. abgelehnt wird, erweist sich – im Sinne der Dialektik von Determination und Emergenz – seine strukturelle Macht“ (ebd., S. 120).

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit kann demnach nicht als eine Errungenschaft der individuellen Person verstanden, sondern muss immer in Relation zu einem Gegenüber begriffen werden. Es entsteht in sozialer Interaktion zwischen Männern und Frauen sowie zwischen Männern untereinander. Dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit liegt eine systematische Logik zugrunde, nach welcher Handlungspraxen (re)produziert und in Institutionen verfestigt werden. Um diese Logik zu rechtfertigen, ist ein Negativentwurf notwendig, von welchem sich die hegemoniale Männlichkeit abheben kann.

Der Begriff der hegemonialen Männlichkeit stellt in diesem Zusammenhang das kulturell erzeugte Einverständnis der Unterprivilegierten heraus. Dieses garantiert das Funktionieren der Geschlechterordnung und äußert sich in der Regel nicht in physischer, sondern vielmehr durch symbolische Gewalt, wie sie beispielsweise durch Ausschlüsse ausgeübt wird (vgl. Bourdieu 1997, S. 164). Diese Form der sozialen Ausschlüsse ist insbesondere für die Auseinandersetzung mit als ‚fremd‘ markierten Männlichkeitsentwürfen genauer zu untersuchen.

Meuser hebt darauf aufbauend hervor, dass hegemoniale Männlichkeit der Kern des männlichen Habitus ist. Hegemoniale Männlichkeit ist als Erzeugungsprinzip eines vom männlichen Habitus bestimmten doing gender bzw. doing masculinity zu verstehen, jedoch nicht als Praxis selbst (vgl. Meuser 2006, S. 123). Vor diesem Hintergrund ist in Anlehnung an Connell die heterosoziale Dimension in den Vordergrund zu rücken: “The ain axis of

power in the contemporary European/American gender order is the overall subordination of women and dominance of men" (Connell 1995, S. 74). Kimmel hingegen scheint der homosozialen Dimension eine stärkere Bedeutung zu geben "Masculinity is largely a homosocial enactment" (Kimmel 1996, S. 7). Auch Bourdieu zufolge wird der männliche Habitus nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum konstruiert und vollendet, „in dem sich, unter Männern, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen“ (Bourdieu 1997, S. 203). Diese Spiele durchziehen alle Handlungsfelder. Frauen ist in diesen Feldern eine marginale Stellung zugeordnet. In der Her- und Darstellung von Männlichkeit spielen Frauen gleichwohl keine unwichtige Rolle. Bourdieu bezieht sich zur Skizzierung ihrer Position im männlich dominierten Feld auf Virginia Wolf. Frauen seien demnach auf eine Rolle als Zuschauerinnen verwiesen oder betätigten sich als schmeichelnde Spiegel, die dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwürfen, dem er sich angleichen solle und wolle (vgl. Bourdieu 1997, S. 203).

Wie zuvor bereits dargestellt wurde, resultiert aus der gemeinsamen habituellen Basis allerdings keine Gleichförmigkeit des doing masculinity. Der männliche Habitus äußert sich vielmehr in einer Vielzahl von Formen. In der einen wie in der anderen Dimension ist die hypermaskuline Ausprägung (symbolisiert in den Figuren des Rambo oder Macho) eine Ausnahme und nicht die Regel. Ein habitustheoretisches Verständnis von Männlichkeit fragt nach der Einheit in der Differenz.

Führt man Bourdieus Habitusstheorie und Connells Konzept hegemonialer Männlichkeiten zusammen, so kann man festhalten, dass zur Konstruktion von Männlichkeit in der westlichen Geschlechterordnung einerseits die Dominanz gegenüber Weiblichkeiten sowie die hierarchische Einordnung von Männlichkeitskonzepten, in denen die hegemoniale Männlichkeit an der Spitze steht, die wichtigsten Parameter zur Aufrechterhaltung der Macht sind. Andererseits konstituiert sich Männlichkeit in den, wie Bourdieu sie nennt, ‚ernsten Spielen des Wettbewerbs‘, die Männer insbesondere untereinander austragen. Es folgt jedoch nicht aus jeder Dominanz von Männern über Frauen hegemoniale Männlichkeit. Hegemoniale Männlichkeit kann nur in Abgrenzung zu einem spezifischen Gegenüber entstehen. Der dazu notwendige Vergleichshorizont ist auf der homosozialen Ebene zu suchen. Hegemoniale Männlichkeit lässt sich also nur verstehen, wenn dem Gegenüber Eigenschaften zugeschrieben werden, die eine Art Negativfolie darstellen, also die Verkörperung nichthegemonialer Männlichkeit. Insofern müsste gerade denjeni-

gen Konzepten von Männlichkeit Aufmerksamkeit geschenkt werden, die zur Distinktion herangezogen werden. Meuser kritisiert zu Recht, dass Connell dies zwar benennt, daraus jedoch keine theoriestrategischen Konsequenzen zieht (vgl. Meuser 2006, S. 125).

Anknüpfend an Bourdieu kann hegemoniale Männlichkeit als eine Orientierungsfolie zur Herstellung eines hegemonialen Geschlechterhabitus verstanden werden. In der Ausübung des *doing masculinity* wird bereits frühzeitig für ‚die ernstesten Spiele des Wettbewerbs‘ geprobt. Dabei handelt es sich um Spiele über Macht, Dominanz und Überlegenheit. Das Ergebnis ist aber nicht notwendigerweise und nicht einmal überwiegend die Konstitution einer hegemonialen Männlichkeit, wie bereits im Theoriekapitel über die hegemoniale Männlichkeit diskutiert wurde. Das gleiche generative Prinzip gilt laut Meuser also auch für die untergeordnete Männlichkeit. Auch diejenigen, die in diesen Spielen unterliegen, spielen mit. Indem sie sich auf das Spiel einlassen und damit die Spielregeln akzeptieren, reproduzieren sie das Prinzip der hegemonialen Männlichkeit. „Ihr ‚Spielsinn‘ ist nicht weniger als derjenige der Überlegenen von diesem Prinzip durchdrungen“ (ebd., S. 126 f.). An dieser Stelle, an der der Übergang vom sozialen Ordnungssinn in den Geschlechtshabitus dargelegt wird und sich letzterer wiederum im Kontext hegemonialer Männlichkeiten bewegt, stellt sich die Frage, wie sich diese ‚ernstesten Spiele des Wettbewerbs‘ für die befragten jungen Männer ausgestalten. In welcher Weise lassen sie sich auf das Spiel hierarchisch geordneter Männlichkeiten ein und welche Ressourcen mobilisieren sie dazu? Dieser Frage kann man sich über die Theorie der sozialen Repräsentation annähern, die das Individuum und die Gesellschaft in ihrer wechselseitigen Beziehung betrachtet. Wie schon vorab diskutiert, kann die soziale Repräsentation als System sozialen Wissens verstanden werden, in dem die Inhalte des alltäglichen Denkens zusammengefasst sind (vgl. Jacob 2004, S. 37). Dabei stehen sich Individuum und soziale Prozesse gegenüber, so dass individuelles Denken und Handeln im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und institutionellen Prozessen gesehen werden können (vgl. Moscovici 1988, S. 213). Dem sozialen Ordnungssinn, der in einem konkreten historischen Zeitabschnitt ein hierarchisch aufgebautes Konzept von über- und untergeordneten Männlichkeitsbildern beinhaltet und in einem bestimmten sozialen Raum performativ hergestellt wird, liegt ein soziales System zugrunde, das es aus Deutungs-, Erklärungs- und Problemlösungsweisen der Individuen herauszuarbeiten gilt. Es geht also darum zu untersuchen, wie Subjekte die sie umgebende gesellschaftliche Realität wahrnehmen und sich zu ihr verhalten (vgl. Moscovici

1989, S. 414). Gerade vor dem Hintergrund stereotyper Zuschreibungen durch die Mehrheitsgesellschaft, die sich in den dominanten Bildern medialer Berichterstattung beständig halten und sich insbesondere in massenmedialen Zeiten durchaus einflussreich auf die soziale Meinungsbildung auswirken, sind meiner Meinung nach die Effekte von Zuschreibungen auf den sozialen Ordnungssinn, wie sie sich in den Deutungs-, Erklärungs- und Problemlösungsansätzen der Individuen zeigen, besonders wichtig zu untersuchen. Da bereits dargelegt wurde, dass Medien einen starken Einfluss darauf ausüben, wie über ein Thema gemeinhin gedacht wird, ist es dringend angeraten, die von stereotypen Zuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft Betroffenen selbst zu Wort kommen zu lassen, um zu erfahren, was diese in ihnen bewirken und mit welchen Strategien sie sich diesem gesellschaftlichen Phänomen gegenüber verhalten.

Die im Vorfeld skizzierten Bilder und Diskurse über allochthone junge Männer dienen in diesem Zusammenhang primär als Hintergrundfolie, um diese bei der Analyse sozialer Repräsentation zu berücksichtigen und kritisch zu reflektieren, ohne sie zu bestätigen.

3 Methodische Konzeption

3.1 Das Forschungsdesign

Grundlegende Überlegungen

Zur Wahl eines der Forschungsfrage entsprechend angemessenen Forschungsdesigns gehört zunächst einmal die Darlegung des wissenschaftstheoretischen Grundverständnisses. Erst auf dieser Grundlage lässt sich ein entsprechendes Forschungsdesign mit passendem Erhebungs- sowie Analyseverfahren ableiten.

Wie bereits im vorherigen Kapitel angedeutet, liegt der Theorie der sozialen Repräsentation eine Erkenntnisauffassung zugrunde, nach welcher Wirklichkeit nicht einfach von Menschen abgebildet, sondern diese in Abhängigkeit von konkreten Rahmenbedingungen konstruiert wird. Zu diesen Bedingungen, die durch Prozesse der sozialen Welt gerahmt und begrenzt werden, zählen beispielsweise die Sprache und das zugängliche Wissensrepertoire, aber auch dominante Meinungen und Zuschreibungen, denen sich Menschen in unterschiedlicher Art und Weise gegenübergestellt sehen. Vor diesem Hintergrund geht auch das erkenntnisleitende Interesse dieser Arbeit davon aus, dass Repräsentationen keine Abbildung von faktischer Wirklichkeit sind, sondern Repräsentationen ‚Wirklichkeit‘ konstituieren, genau wie sie Identität, Persönlichkeitsmerkmale und Gruppeneigenschaften konstituieren (vgl. Moscovici 1995, S. 312 f.). Diese Position verdeutlicht die erkenntnistheoretische Annahme, dass Wirklichkeit kommunikativ konstruiert wird, dass das Verhältnis eines Subjekts zur Welt primär durch die Vermittlung sozialer Instanzen bestimmt ist (vgl. ebd. 1988, S. 229 ff.).

Auch im Hinblick auf die im vorherigen Kapitel dargelegten Annahmen eines gesellschaftlichen Ordnungssinns, in welchem sich dominierte und dominante Gruppen in einer ihnen zugrundeliegenden Abgrenzungsbeziehung zueinander befinden, um machtbesetzte Strukturen zu sichern, indem dominierte Gruppen auf ihre ‚unteren‘ sozialen Plätze verwiesen werden, lässt sich die erkenntnistheoretische Annahme ableiten, dass in der sozialen Wirklichkeit eines Einzelfalls immer das Allgemeine impliziert ist und somit der Ein-

zellfall die Möglichkeit bietet „die Effekte der gesellschaftlichen Struktur (...) wahrzunehmen (...)“ (Bourdieu 2005, S. 394).

Wendet man sich der methodischen Frage nach dem Erhebungsinstrument zu, dann muss eine weitere erkenntnistheoretische Perspektive einbezogen werden. Hier gilt es den Fokus stärker auf den sozialen Akteur zu richten, der sich, eingebettet in gesellschaftliche Zusammenhänge, repräsentiert. Wie schon eingangs argumentiert, verfolgt die vorliegende Arbeit den Anspruch, die Dualität zwischen Individuum und Gesellschaft (vgl. Moscovici 1995, S. 271) und dies unter Einbezug sozialer Ungleichheit und der darin eingeschlossenen Ressourcenverteilung (Bourdieu 1993, S. 228) neu aufzuschlüsseln. Dies ist am ehesten in qualitativen und biografieorientierten Interviews herauszuarbeiten, in denen sich Subjekte selbst erklären sowie in ihren Kernnarrationen den Versuch unternehmen, zentrale Sachverhalte des eigenen Lebens auf den Punkt zu bringen und damit eine Lesart von sich selbst anzubieten „So will ich gesehen werden“ bzw. „Ich bin so, weil...“ (Keupp 2002, S. 229, vgl. auch 300f.). Doch mit der Selbstpräsentation ist keine willkürliche Konstruktion einer beliebigen Identität gemeint. Mit Bezug auf die Erkenntnisse über Identitätskonstruktionen spätmoderner Lebensläufe kann festgehalten werden, dass Individuen im Prozess des Erzählens zwar auf unterschiedliche Erlebnisse und Erfahrungen zurückgreifen und diese auch in Bezug zu ihren Teilidentitäten in neuer Form miteinander verbinden können (vgl. ebd., S. 195), doch die erzählenden Individuen können deshalb nicht ihre Vergangenheit immer wieder neu erfinden, sondern müssen Erlebnisse vielmehr aus einem mehr oder weniger reichen Erfahrungsschatz zu einer sinnstiftenden Erzählung miteinander verknüpfen. Diese sozialkonstruktivistische Sichtweise legt nahe, dass alltägliche Narrationen aus einem vielfältigen Reservoir an Erfahrungen gespeist werden können, die biografischen Kernnarrationen jedoch immer sowohl hinsichtlich vergangener Erfahrungen als auch in die Zukunft gerichteter Entwürfe, also in retrospektiver und prospektiver Hinsicht, miteinander verbunden sind (vgl. ebd. S. 195), womit sie immer auch als ‚authentisch‘ dahingehend bezeichnet werden können, dass sie für Subjekt und Zuhörer sinnstiftend sein müssen.

Diese Argumentation alleine würde jedoch zu kurz greifen, da sie den Rahmen des Gesprächs ausklammert und damit wichtige Bedingungen der Interaktion negieren würde. Wie Scholz in der methodischen Auseinandersetzung zu lebensgeschichtlichen Erzählungen über Männlichkeiten festhält, erfolgt das Erzählen von Geschichten nicht kontextlos, sondern in bestimmten Situ-

ationen, mit bestimmten Motiven und an einen bestimmten Zuhörenden gerichtet, so dass diese Aspekte mitbestimmen, was erzählt wird (vgl. Scholz 2004, S. 79).

Für das methodische Vorgehen muss daher ein Qualitätssicherungssystem ausgesucht werden, dass sich sowohl auf die Erhebung als auch auf die Analyse anwenden lässt. In diesem Zusammenhang erlaubt allein die Reflexivität im gesamten Forschungsprozess einen Einblick in das komplexe Zusammenspiel von Individuum und Gesellschaft, ohne dass Stereotypen erneut festgeschrieben werden (vgl. Schulze 2010, S. 429, Leiprecht/Lutz 2006, S. 219 f., Bourdieu 2005, S. 393f.). Oder mit Bourdieu gesagt, ist mit Hilfe der Reflexivität im gesamten Forschungsprozess eine Beziehung des aktiven und methodischen Zuhörens zu schaffen, um „die symbolische Gewalt, die durch die Interviewbeziehung zur Ausübung kommen kann, so weit wie irgend möglich zu reduzieren“ (Bourdieu 2005, S. 395).

3.1.1 Untersuchungsziel und -ablauf

Das Ziel dieser Arbeit ist es, einen Einblick in die komplexen Zusammenhänge von Erklärungs-, Deutungs-, Handlungs- und Problemlösungsrepertoires auf Seiten von jungen Männern mit türkischem Migrationshintergrund zu erlangen. Herausgearbeitet werden sollen einerseits die Bedingungen auf der strukturellen Ebene, auf welcher die jungen Männer von außen ‚markiert‘ und ihre gesellschaftlichen Handlungsbereiche (mit-) strukturiert werden. Andererseits sind die jeweiligen Beweggründe männlicher Repräsentationen und ihre Aushandlungsräume, aber auch die zur Verfügung stehenden Ressourcen zu untersuchen. Dazu sollen sowohl bildungserfolgreiche junge Männer befragt werden als auch solche, die sich im Berufsvorbereitungsjahr im Anschluss an die Hauptschule befinden, wo sich häufig sogenannte Bildungsverlierer sammeln.

Da im vorliegenden Untersuchungsfeld bislang nur wenig Forschungsmaterial vorliegt (vgl. etwa Spies 2010, Spindler 2006), bietet sich für das Forschungsdesign ein exploratives Vorgehen, also eine grundlegende Auseinandersetzung mit Einzelfällen an.

Einzelfallanalysen stellen ein zentrales Element innerhalb des qualitativen Forschungsdesigns dar. Ziel ist es dabei, den Menschen in seinem konkreten Kontext und seiner Individualität zu verstehen. Dazu ist ein auf einzelne Fälle bezogener Ansatz erforderlich, wobei Gegenstände einer Fallanalyse auch

komplexe soziale Systeme wie die Familie oder eine soziale Gruppe, aber auch gesellschaftliche Strukturen wie Organisationen oder Institutionen sein können. In diesem Zusammenhang wird den Funktions- und Lebensbereichen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Aufgabe der Fallanalyse ist es jedoch ganz generell, die Komplexität des gesamten Falles abzubilden, wobei konkret geklärt werden muss, welche methodologischen Zugänge seine Rekonstruktion erfordern (vgl. Flick 2004, S. 253 f.). Im Rahmen der vorliegenden Arbeit spielen dabei sowohl die gesellschaftlichen Bedingungen als auch die lebensgeschichtlichen Hintergründe eine zentrale Rolle.

Der deutlichste Vorteil von Fallanalysen besteht darin, dass die wenigen Einzelfälle möglichst umfassend und damit umso detaillierter beobachtet, beschrieben und analysiert werden können (vgl. Kromrey 1998, S. 507). Steht also eine tiefere Einsicht in ein spezielles Feld im Vordergrund, dann bietet sich die Fallstudie als Forschungsdesign an. In Auseinandersetzung mit dem Facettenreichtum von Einzelfällen lassen sich dann sukzessive erste Variablen und Hypothesen im Forschungsfeld ermitteln.

Da das erkenntnisleitende Interesse der Arbeit auf soziale Repräsentationen von Männlichkeiten sowie auf die darin eingeschlossenen Einflüsse von geschlechtsspezifischen, ethnisch-kulturellen und sozialen Zuschreibungen ausgerichtet ist, liegt die Herausforderung des methodischen Vorgehens darin, eine Verknüpfung zwischen einem Subjekt und den ihm zugrundeliegenden sozialen Prozessen der Gesellschaft zu ermöglichen. Dies kann m. E. nur in einer subjektorientierten und dezidierten Auseinandersetzung mit konkreten Menschen und deren komplexen lebensweltlichen Bedingungen erfolgen. Die vorliegende Arbeit verfolgt daher das methodische Ziel, sich beschreibend den gesellschaftlichen sowie strukturellen Bedingungen, Hintergründen, Motiven und Bedeutungen in den subjektiven Darstellungen von männlichen Repräsentationen zu nähern. Dem Verständnis folgend, dass es keine Rohdaten im eigentlichen Sinne gibt, sondern diese immer als sozial bestimmt zu betrachten sind, können auch soziale Repräsentationen nicht als sogenannte Fakten verstanden, sondern müssen in ihren jeweiligen Kontexten beschrieben und analysiert werden (vgl. Moscovici 1988, S. 238 ff.; auch 1989, S. 418). Wie bei Moscovici ist auch in Bourdieus theoretischem Verständnis das Individuum nicht isoliert, sondern immer von sozialen und gesellschaftlichen Prozessen gerahmt zu betrachten. So stellen die inkorporierten sozialen Praktiken des Habitus ein gutes Beispiel dafür dar, wie soziale Prozesse in den Einzelnen eingeschrieben sind und damit gesellschaftli-

che Vorstellungen sowohl verwirklichen als auch im Individuum widerspiegeln (vgl. Bourdieu 1976, S. 195).

Um sich den sozialen Repräsentationen von Männlichkeiten zu nähern, wurde als Erhebungsinstrument qualitativer Forschung das Interview gewählt. Mit Blick auf die vorliegende Forschungsfrage erschließt sich die Tiefe des Untersuchungsfeldes am ehesten über die bereits eingangs vorgestellte Form qualitativer Leitfrageninterviews mit narrativen und biografischen Frageelementen. Mit Hilfe der teilstandardisierten Interviews können konkrete Themenfelder wie beispielsweise Auswirkungen von Fremdzuschreibungen auf die männliche Repräsentation im Interview angesprochen und die Antworten der unterschiedlichen Befragungsgruppen später hinsichtlich des Umgangs mit Zuschreibungs- und Diskriminierungsprozessen in Vergleich zueinander gesetzt werden. Gleichzeitig bietet das teilstandardisierte Fragebogenkonzept Raum für (teil-)biografische Erzählungen und stellt damit das Subjekt mit seinen eigenen thematischen Schwerpunkten, Beweggründen und Bewertungen, die es zu verstehen gilt, in den Mittelpunkt, um die subjektive Konstruktion der Repräsentationen wiederum im Kontext gesellschaftlicher Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen zu rekonstruieren (vgl. Rosenthal 2005, S. 60 f.).

3.1.2 Das Untersuchungsverfahren

Datenerhebung, Datenaufbereitung und Auswertung

Verknüpfungen von gesellschaftlichen Bedingungen und subjektive Bedeutungen, die in der qualitativen Forschung von zentraler Bedeutung sind, lassen sich am ehesten über den verbalen Zugang ableiten. Hier sind die Erzählenden Experten für ihre eigenen lebensgeschichtlichen Bedeutungsgehalte und bieten damit die Möglichkeit, in subjektorientierter Hinsicht die Verschränkung von Individuum und gesellschaftlich-sozialen Bedingungen abzuleiten. Für die qualitative Datenerhebung auf sprachlicher Basis stehen unterschiedlichste, aber zur Auseinandersetzung mit lebensgeschichtlichen Erzählungen auch in der Biografieforschung verschiedene Verfahren zur Auswahl, die sich grob in teilstandardisierte (stärker strukturierte) und narrative (offene) Interviews unterteilen lassen (vgl. Hopf 2004, S. 353).

Für die vorliegende Arbeit wurde das Einzelinterview mit teilstandardisierten biografisch-narrativen Frageelementen als zielführendes Erhebungsinstrument ausgewählt, da hier dem jeweiligen Befragten größtmöglicher Raum für die

selbstbestimmte Darstellung von Erfahrungen und Sinnzusammenhängen im Untersuchungskontext gegeben und durch das aktive Zuhören auch die Chance des Fremdverstehens erhöht wird (vgl. Rosenthal u. a., 2006). So ist es möglich, die jeweiligen Repräsentationen in Form von Deutungs-, Handlungs-, Erklärungs- und Problemlösungsrepertoires der jungen Männer zu kontextualisieren und damit einen Einblick in die Aushandlungsprozesse um Männlichkeiten zwischen Individuum und Gesellschaft zu gewinnen.

Um diese Erkenntnisse jedoch nicht nur mit dem individuellen Erleben innerhalb eines bestimmten sozialen Milieus zu begründen, sondern nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den Deutungs-, Handlungs-, Erklärungs- und Problemlösungsstrategien innerhalb bestimmter sozialer Felder (Bildungseinrichtungen, Medien, sozialen Netzwerken) über die jeweiligen Bildungshintergründe hinaus zu suchen, fiel die Wahl der Datenerhebung auf ein teilstandardisiertes Verfahren zur Interviewgestaltung (vgl. auch Keupp 2002, S. 307 f.). Durch fokussierte Fragestellungen wurde der Interviewleitfaden leicht strukturiert. So konnte gezielt nach Abgrenzungs- und Zugehörigkeitsdynamiken gegenüber männlichen Repräsentationen innerhalb der wesentlichen sozialen Gruppen in Schule/Arbeit, Freizeit und Familie gefragt werden. Außerdem ließen sich Fragen nach Stigmatisierungserfahrungen mit idealtypischen Figuren, wie die des ‚türkischen Machos‘, systematisch in den Leitfaden einbauen.

Das Erhebungsverfahren basiert also auf einem teilstandardisierten Leitfaden zur thematischen Fokussierung, der jedoch um narrative und biografische Elemente erweitert wurde. So ließ das Interview genügend Raum zur Schwerpunktssetzung wichtiger Bedeutungszusammenhänge und gab darüber hinaus Freiheit für (teil-)biografische Erzählstränge.

Das Analyseverfahren baut hingegen auf einem vielschichtigen Materialdurchgang auf, in welchem die reflexive Hermeneutik und die Intersektionalitätsanalyse das methodische Grundgerüst darstellen. So konnten einerseits die Auswirkungen der eigenen Person im Forschungsprozess mitreflektiert und andererseits die im Interview auftauchenden Differenzlinien herausgefiltert werden. Im Folgenden wird die Vorgehensweise der Erhebungs- und Auswertungsmethode im konkreten Vorgehen genau beleuchtet.

3.1.3 *Über die Leitfadeninterviews*

Bei einem teilstandardisierten, qualitativen Interview steht eine bestimmte Themenstellung im Vordergrund, die zu Beginn des Interviews eingeführt wird. Im Interviewverlauf kommt die Interviewerin oder der Interviewer immer wieder auf diese Themenstellung zu sprechen. Im konkreten Fall dieser Arbeit stehen dabei die Erfahrung von und mit jungen Männern sowie männlichen Aushandlungsprozessen im Vordergrund.

Die narrative Interviewform wurde – wie bereits oben erwähnt – aus dem erkenntnisleitenden Interesse heraus als wichtiges Erhebungsinstrument ausgewählt. Sie geht, klassisch gesehen, auf Fritz Schütze zurück und sieht in seiner ursprünglichen Form keine teilstandardisierten Anteile vor, wie sie jedoch mittlerweile in der Forschungspraxis durchaus eingesetzt werden (vgl. Hopf 2004, S. 355).

Da das vorliegende Forschungsvorhaben, wie in Kapitel 2.3 bereits beschrieben, davon ausgeht, dass Identitäten in einem dynamischen Passungsprozess aus vergangenen, gegenwärtigen und zukunftsbezogenen Selbsterfahrungen unter verschiedenen Identitätsperspektiven vom Individuum reflektiert und zu Teilidentitäten im Rahmen von lebensweltlich bezogenen Erfahrungen zusammengefasst werden, löst sich das methodische Vorgehen von streng klassischen Ansätzen der Biografieforschung. Diese klassischen Ansätze gehen davon aus, dass Erfahrungsströme rekapituliert werden können, indem die autobiografische Erzählung einer lebensgeschichtlichen Struktur folgt, die analog des Stroms ehemaliger Erfahrungen wiedergegeben wird (vgl. Schütze 1984, S. 78). Die vorliegende Arbeit geht hingegen davon aus, dass lebensgeschichtliche Erzählungen nicht zwangsläufig einer spezifischen Struktur folgen, die Abbild einer chronologisch aufgebauten, lebensgeschichtlichen Erfahrung ist. Lebensgeschichtliche Erzählungen beziehen sich im Verständnis dieses Arbeitskontextes vielmehr auf vergangene, gegenwärtige und zukunftsbezogene Selbsterfahrungen, die unter verschiedenen Identitätsperspektiven reflektiert und im Rahmen lebensweltlich bezogener Erfahrungen zusammengefasst werden.

In Anlehnung an Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997) werden die einzelnen Schritte des narrativen Interviews folgendermaßen beschrieben (vgl. ebd., S. 356):

1. Die Erzählaufforderung muss so formuliert sein, dass die Gesprächspartner nicht zu sehr gedrängt werden und ihnen geholfen wird, Erinnerungen zu mobilisieren und frei zu erzählen.
2. Es muss eine autonom gestaltete Haupterzählung bzw. eine biografische Selbstpräsentation geben.
3. Nachfragen müssen erzählgenerierend gestellt werden. Diese sind als Stichpunkte während des Gesprächs zu notieren, um den Erzählfluss nicht zu stören und werden in einer der narrativen Selbstpräsentation nachgeordneten Phase gestellt.
4. Das Interview ist durch einen ordentlichen Interviewabschluss zu beenden.

Bereits vor dem Gespräch analysiert die Interviewerin die Problemstellung und arbeitet bestimmte Aspekte heraus, die in einem Interviewleitfaden zusammengefasst werden und den Gesprächsverlauf teilweise strukturieren. Der Leitfaden enthält also nun die einzelnen zuvor gesammelten Thematiken, welche in vernünftiger Reihenfolge eine lockere Struktur des Interviews vorgeben. Das Interview stellt damit ein offenes, halbstrukturiertes bzw. fokussiertes Interview dar.

Zu diesem Vorgehen sind im Vorfeld drei Prinzipien von Bedeutung (vgl. Witzel 1982, S. 72):

- Vor dem Interview wird eine Skizze von wesentlichen, objektiven Aspekten, die an gesellschaftliche Problemstellungen anknüpfen, erarbeitet. Dies wird als Problemzentrierung bezeichnet.
- Das Verfahren wird auf einen speziellen Gegenstand bezogen und übernimmt damit keine vorgefertigten Instrumente. Darin liegt die Gegenstandsorientierung dieses Verfahrens.
- Die Analyse des wissenschaftlichen Problems meint schließlich die Prozessorientierung des Forschungsverlaufs. Schritt für Schritt werden die Daten gewonnen und geprüft. Nach und nach treten Zusammenhänge sowie Strukturen der einzelnen Elemente hervor. Dabei wird ein ständig reflexiver Bezug auf die Methode vorgenommen.

Zentral ist bei diesem Vorgehen, wie eingangs bereits erwähnt, die Offenheit während des Interviews. Die Befragten sollen jeweils frei antworten können und nicht durch vorgegebene Möglichkeiten einer Antwort beeinflusst werden. Dabei ist stets auf eine offene und nicht suggestive Fragenformulierung zu achten, die frei von Differenzzuschreibungen ist. Um das Gespräch fest-

zuhalten, wird bei Einwilligung des Interviewten eine Tonbandaufzeichnung vorgenommen.

Ein Vorteil dieser Methode zur Datenerhebung liegt darin, dass besonders schnell klar wird, ob die gestellten Fragen von den Befragten angenommen werden und ein Einlassen auf das Interview gewünscht ist. Die Befragten können zudem subjektive Zusammenhänge und komplexere Strukturen im Interview entwickeln und auch die konkrete Interviewsituation mit all ihren Bedingungen zum Thema machen. Grundlegend wichtig ist hierzu, dass zwischen Interviewerin und Befragtem eine Vertrauensbeziehung aufgebaut werden muss, eine Atmosphäre, in der sich der Befragte ernst genommen und nicht ausgehorcht fühlt (vgl. Hermanns 2004, S. 363). Angelehnt an die bedeutsame Rolle von Erzählungen im Alltag, lassen sich zudem laut Mayring zwei wichtige Schlüsse ziehen (vgl. Mayring 2002, S. 72):

- Erzählungen sind natürliche, in der Sozialisation eingeübte Diskursverfahren, mit denen sich die Menschen untereinander der Bedeutung von Geschehnissen ihrer Welt versichern.
- Durch Erzählungen werden übergreifende Handlungszusammenhänge und Verkettungen deutlich.

Das narrative Interview bietet somit die Möglichkeit, über das Erzählen einen Zugang zu den unterschiedlichen Ebenen der für Alltagswirklichkeit und Alltagshandeln konstitutiven Erfahrungen zu finden. Diese Interviewform wird, wie bereits erwähnt, häufig in der Analyse biografisch relevanter Alltagserfahrungen angewandt und basiert auf den von Fritz Schütze entwickelten erzähltheoretischen Überlegungen, die folgendermaßen formuliert werden: „Erzählungen (Geschichten) sind im Alltag ein allgemein vertrautes und gängiges Mittel, um jemandem etwas, das uns selbst betrifft oder das wir erlebt haben, mitzuteilen. Erzählungen sind Ausdruck selbst erlebter Erfahrungen, d. h. wir greifen immer dann auf sie als Kommunikationsmedium zurück, wenn es darum geht, Eigenerlebtes einem anderen nahe zu bringen. Insofern kann also von Erzählen als ‚elementarer Institution menschlicher Kommunikation‘ gesprochen werden.“ (Schütze 1987, S. 77).

Zur Kontextualisierung von sozialen Repräsentationen sind zudem die vielschichtigen Auseinandersetzungen des Befragten mit der eigenen Lebenssituation von Interesse, da sich in ihr die Verarbeitung struktureller Gegebenheiten widerspiegelt (vgl. Spindler 2006, S. 110). In der Analyse biografischer Erzählungen wird daher Wert darauf gelegt, die aufeinander bezogenen Schich-

ten biografisch relevanter Erfahrung in der Erzählung zu unterscheiden – und zwar so, wie sie in der Erzählung vom Befragten selbst entfaltet werden. Dies eröffnet zum Einen den Zugang zu den ‚Prozessstrukturen des Lebensablaufs‘ und der daraus resultierenden Identitätsbildung bzw. der Habitusformation der Erzählerin oder des Erzählers (vgl. Bohnsack 2003, S. 92). Zum Anderen bietet die biografische Erzählung einen Einblick in die gesellschaftlichen Kontextbedingungen des Erzählers. Gabriele Rosenthal, als eine der zentralen Vertreterinnen biografisch-narrativer Gesprächsführung sowie deren Methodenlehre, betont den Zusammenhang von kollektivem und individuellem Anteil in Erzählungen, indem sie das Allgemeine im einzelnen Fall ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt (vgl. Rosenthal 2005, S. 49 f.). Für die biografische Analyse bedeutet dies, dass bei der Rekonstruktion von Bedeutungen bestimmter Phänomene sowohl deren Entstehung als auch deren Reproduktions- und Transformationszusammenhang in den Fokus gerückt werden, wobei man sich zunächst auf das Verstehen einzelner Biografien konzentriert. „Die Rekonstruktion des Einzelfalls in seiner Einbettung in soziale Kontexte ermöglicht es, die Wechselbeziehung zwischen Individuellem und Allgemeinem, zwischen Individuum und Gesellschaft aufspüren zu können. Die am interpretativen Paradigma orientierte BiografieforscherIn strebt dabei keine numerische Verallgemeinerungen, sondern basierend auf einzelnen Fallrekonstruktionen theoretische Verallgemeinerungen an“ (ebd., S. 50). Zur Verallgemeinerung von Einzelfällen werden dazu von ihr Vergleiche mit kontrastiven Fällen gefordert.

Die vorgestellten Techniken eignen sich also in dreierlei Hinsicht besonders, um einerseits mit den biografisch-narrativen Elementen a) die Innenperspektive junger Männer in den Mittelpunkt zu stellen und sich damit von der defizitbelasteten Außenperspektive auf ihre Person abzuwenden (vgl. Spindler 2006, S. 114) und um andererseits mit dem leicht strukturierten Fragenverlauf eine Problemorientierung zu verfolgen und b) die sozialen Repräsentationen der jungen Männer in bestimmten sozialen Feldern zu beleuchten sowie c) den Umgang mit Zuschreibungen in Vergleich zueinander zu setzen (vgl. Witzel 1982, S. 72).

3.1.4 Der Leitfaden

Die Auswahl der Fragen erfolgte einerseits auf Basis eines Leitfadens aus dem soziologischen Projekt „interkulturelle Lebensläufe“ an der Universität Oldenburg unter Leitung von Prof. Karin Flaake und Dr. Lydia Potts, der die

Grundlage für den Intervieweinstieg und den Ausklang bildete sowie das thematische Gerüst für die Fragenkomplexe über gesellschaftliche Rahmenbedingungen darstellte. Darüber hinaus wurden die Fragen dem erkenntnisleitenden Interesse der vorliegenden Arbeit angepasst und unter Bezug auf aktuelle Literatur modifiziert. So wurde insbesondere der Fragenkomplex zur ‚Beliebtheit‘ in enger Anbindung an die Studie „Young masculinities“ von Frosh/Phoenix (2002) erstellt. Zu Beginn der empirischen Phase waren mehrere Pretests notwendig, um den Kern des Leitfadens so zu gestalten, dass er im Kontext der Auseinandersetzung über Männlichkeiten auch tatsächlich erzählgenerierend war. Diese Phase der Leitfadententwicklung war insofern schwierig, als dass ein Fragengerüst entwickelt werden musste, das sowohl für die Bezugsgruppe knapp zwanzigjähriger junger Männer aus der Schule, als auch für berufstätige junge Männer Anfang/Mitte Zwanzig ausgerichtet war. Gemeinsam war den jungen Männern ihre Lebensphase, in der sie sich – wenngleich aufgrund der verschiedenen Bildungshintergründe unterschiedlich alt – durch den anstehenden oder kürzlich absolvierten Bildungsabschluss finanziell eigenverantwortlich in der Gesellschaft positionieren mussten. Gemeinsam war den Befragten ebenfalls, dass ihre Eltern in der Türkei, sie selbst aber bereits in Deutschland geboren waren oder zumindest einen Großteil der schulischen Laufbahn in Deutschland durchschritten hatten, so dass von einer ähnlichen gesellschaftlichen Sozialisation auszugehen war. In der vorliegenden Endversion entstanden sechs Interviews mit einer Gesprächslänge zwischen anderthalb und zweieinhalb Stunden. Im Folgenden sind die Fragen aufgeführt, wie sie nach Einverständnis einer Aufzeichnung und Aufbau der dazugehörigen Geräte sowie einem parallel laufenden ersten Gespräch über Alltäglichkeiten zur Kontaktaufnahme erfolgten.

Einstieg

Kannst du mir zu Beginn erzählen, wie dein Alltag aussieht?

In diesem Interview soll es um Männlichkeiten gehen. In den Medien wird sehr viel über deutsch-türkische Jungen und junge Männer gesprochen, aber sie selbst kommen nur sehr wenig zu Wort. Mich interessieren deine Vorstellungen von Männlichkeit, deine Erfahrung mit Männern, wie du dich selbst als junger Mann erlebst und wie du von anderen wahrgenommen wirst. Erzähle einfach, was dir spontan einfällt.

Schule

Die Schule ist/war für eine ziemlich lange Zeit ein Ort, in dem du dich täglich aufhältst/aufgehalten hast. Kannst du mir darüber etwas erzählen? Wie verläuft/verlief dein Tag da?

Und die Jungen in deiner Schule? Erzähle mir etwas über sie. Wie kommt/ kamt ihr miteinander aus?

Und wie kommst/kamst du mit den Mädchen aus?

Beliebtheit

Gibt/gab es an dieser Schule besonders beliebte bzw. angesehene Jungen? Was sind/waren das für Jungen und warum sind/waren sie beliebt?

Gibt/gab es etwas, was du mit den anderen Jungen aus deiner Schule besonders gerne machst/gemacht hast?

Gibt/gab es auch etwas, was du nicht so gerne mitmachst/mitgemacht hast?

Gibt/gab es auch mal Probleme unter euch? Warum?

Hast du mal ein großes Gefühl von Zusammengehörigkeit unter euch Jungen erlebt? Was für eine Situation war das?

Und wie ist/war das Verhältnis zu deinen Lehrern?

Mediale Repräsentationen

In den Medien werden Jungen, deren Eltern aus der Türkei kommen, häufig als Machos dargestellt. Wie denkst du darüber und wie findest du das?

Im Fernsehen wird auch viel über ‚Stolz und Ehre‘ geredet. Was bedeuten Stolz und Ehre für dich?

In den meisten Filmen geht es in diesem Zusammenhang um Gewalt. Was denkst du darüber?

Wenn du mal einen Film über Jungen/junge Männer drehen könntest, was für ein Film wäre das und was für eine Rolle würdest du darin spielen?

Familie

Ich würde mit dir auch gerne über deine Familie sprechen.

Wer lebt in deiner Familie?

Wie ist das Verhältnis zu deinen Eltern?

Gab es auch mal Probleme mit deinen Eltern? Was für welche?

Bist du/ist deine Familie religiös? Welche Rolle spielt für dich der Glauben?

Vorbilder

Hast du männliche Vorbilder? Wen bzw. was bewunderst du?

Gibt es auch etwas, was du an Männern nicht so gut findest; was?

Statistische Angaben

- a. Alter
- b. Alter von Mutter und Vater
- c. Berufstätigkeit der Mutter

- d. Berufstätigkeit des Vaters
- e. Alter und Geschlecht der Geschwister

Wie hast du das Interview empfunden? Gibt es etwas, was du zum Ende gerne noch sagen möchtest?

Vielen Dank!

3.2 Das Analyseverfahren

In der Auseinandersetzung mit dem Forschungsdesign wurde bereits argumentiert, dass die Rahmenbedingungen einer jeweiligen Gesprächssituation unmittelbaren Einfluss darauf nimmt, was erzählt wird. Jeder kennt aus eigener Erfahrung, dass die situative Beantwortung von identischen Fragen durch vertraute Personen anders ausfällt als beispielsweise durch Vorgesetzte, denen gegenüber man sich ggf. nur in einem bestimmten Licht darstellen möchte. Dabei wirken nicht nur hierarchische Unterschiede auf die Gesprächssituation ein, sondern auch bereits zurückliegende Erfahrungen mit bestimmten Personen, aber auch verbale und nonverbale Signale, die die Befragten zur Mitarbeit ermuntern oder hemmen können, wie zum Beispiel das verwendete Sprachniveau (vgl. Bourdieu 2005, S. 395). Folgt man Bourdieus methodischem Konzept des ‚Verstehens‘, indem man eine Beziehung des aktiven Zuhörens aufbaut, dann muss im Interview eine Struktur geschaffen werden, in der sich die Befragten die Befragung aneignen, also das leitende Interesse des Interviews kennen und teilen, um so zu deren Subjekten werden zu können (vgl. ebd. S. 395). Diese Beziehung des aktiven Zuhörens bezieht sich jedoch nicht ausschließlich auf den direkten Befragungszeitraum, sondern führt sich in der Analyse des erhobenen Interviews fort. Denn auch oder gerade hier im Prozess der Re-Präsentation eines sozialen Akteurs ist das Einfühlen in den Befragten derart wichtig, um ihm in dieser Re-Präsentation gerecht zu werden, seine Aussagen im gesellschaftlichen Raum zu verorten und damit seine Sicht der Welt verständlich zu machen (vgl. ebd., S. 410).

Doch alle methodischen Verfahren und Bemühungen, Distanz im Interview zu reduzieren, haben auch ihre Grenzen und es kann zu Interviewsituationen kommen, die den Eindruck erwecken, als wären die Erzählungen an sozial erwünschten Vorstellungen gemessen. Doch auch, wenn dies passiert – ggf. auch, weil Interviewpartner und Interviewerin gesellschaftlich (durch Alter, Lebensphase, sozialen Status etc.) weit voneinander entfernt sind – so kann

die Interviewerin doch in ihrer Arbeit fortfahren, indem sie durch Tonfall und Inhalte der Fragestellung vermittelt, dass sie sich gedanklich in ihr Gegenüber hineinversetzt und Probleme des Befragten zu ihren eigenen macht, ohne die eigene gesellschaftliche Distanz zu verleugnen; kurz gesagt: Interesse zeigen an der Einsicht in die Existenzbedingungen, die gesellschaftlichen Mechanismen und deren Wirkungen sowie den damit verknüpften psychischen und sozialen Auswirkungen, die sich im biografischen Werdegang der erzählenden Person eines bestimmten Sozialraums widerspiegeln (vgl. ebd., S. 398). Der Verlauf des Analyseverfahrens ist vor diesem Hintergrund in reflexiver Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Interviewpartner erfolgt, wie im Folgenden erläutert wird.

Doch vorab soll noch Bezug auf die eigene Involviertheit ins Interviewgeschehen genommen werden. Wenn man davon ausgeht, dass Wissenschaft immer auch mit Deutungen, mit Interpretationen zu tun hat, so bedeutet dies auch, dass diese Interpretationen nie voraussetzungslos möglich sind. Das Vorverständnis der Forscherin oder des Forschers beeinflusst somit immer die Interpretation, wie im vorangegangenen Abschnitt über das theoretische Grundverständnis beschrieben.

In diesem Zusammenhang wurde zu Beginn der Forschungsarbeiten auch mittels psychoanalytischer Forschungsbegleitung eine so genannte Introspektion durchgeführt, also eine Analyse des eigenen Denkens, Fühlens und Handelns in Bezug auf die durchgeführten Interviews. So konnten Irritationen und Missverständnisse in der Kommunikation herausgearbeitet werden, die sich beispielsweise durch die unterschiedlichen Lebensphasen gerade in der Kommunikation mit den Hauptschülern ergeben haben und die sich während der Durchführung der Pretests gezeigt hatten. So ließen sich auch auf Seiten der Interviewerin störende, unbewusste Anteile in der Kommunikation aufspüren und für die Durchführung der Studie vermeiden.

Die Interviews wurden zum Schutz der Interviewpartner insbesondere hinsichtlich Namen, beruflichen Tätigkeiten und Wohnorten anonymisiert. Um die im Laufe der Arbeit vorgestellten Interviewpassagen nachvollziehbar zu machen, sollen an dieser Stelle auch kurz diese Regeln erläutert werden:

- (lacht) = Kommentar des Interviewten
- (...) = kurze Pause
- (Pause) = lange Pause, mindestens 5 Sekunden
- [...] = Auslassung in der Passage

lacht = Kommentar der Interviewerin
glauben = besondere Betonung im Interview

3.2.1 *Die reflexive Hermeneutik*

Die reflexive Hermeneutik unterscheidet sich insofern von klassischen hermeneutischen Arbeitsweisen, als dass sie zwar einer klaren Struktur folgt, nicht jedoch einer starren Regelgeleitetheit. Auch bedarf sie keiner Vielzahl zusätzlicher Methoden zur Qualitätssicherung. Die Methodenabsicherung erfolgt vielmehr in der ständig begleitenden Reflexion während des Arbeitsprozesses, in welcher der Forscher Rechenschaft gegenüber seinen Lesern ablegen muss, um den Verlauf der Untersuchung sowie die jeweils getroffenen Entscheidungen und Ergebnisse nachvollziehbar zu machen. Dazu gehören ein Arbeitstagebuch, die Kennzeichnung der Intervieweekdaten, eine kursorische Lektüre sowie die reflexive Auseinandersetzung mit dem Text (vgl. Schulze 2010, S. 429).

Die reflexive Hermeneutik nach Schulze findet seinen Ursprung in der Biografieforschung. Da das vorliegende Arbeitsvorhaben jedoch nicht ausschließlich seinen Fokus auf die Rekonstruktion biografischer Verläufe gerichtet hatte, gleichzeitig jedoch die Reflexivität des Verfahrens im Kontext der narrativen Ausrichtung der Interviews als zielführend und sinnvoll erachtet worden war, wurde das Verfahren leicht abgeändert, indem Arbeitsschritte zur biografischen Rekonstruktion verkürzt wurden. Der konkrete Verlauf soll im Folgenden genauer beleuchtet werden.

Jedes Interview wurde zu Beginn mit Eckdaten versehen, wozu Angaben zur Person, zur Kontaktaufnahme, dem Interviewort und der Interviewlänge zählten. Während des ersten Lesedurchgangs wurden interessante und wichtig erscheinende Stellen markiert, auftauchende Themen mit Überschriften am Textrand versehen und Notizen zu Grundthemen gemacht. Anschließend wurden eigene Eindrücke zum Text gesammelt. Hier wurden Schwierigkeiten benannt, eigene Vorannahmen notiert, Probleme und Fragen niedergeschrieben. All diese Auseinandersetzungsprozesse und Eindrücke (z. B. das Interesse weckende Stellen, aber auch Probleme, Fragen, vorauszusehende Schwierigkeiten) sind in einem Arbeitstagebuch festgehalten worden, um sie zu einem späteren Zeitpunkt in die Auseinandersetzung mit dem Text einzubeziehen und sich selbstreflektiert Rechenschaft in der Interpretationsentwicklung abzulegen. Dazu zählte auch der Bewusstwerdungsprozess über eigene Vorannahmen sowie über die Voraussetzungen, die zur Problemlösung und im

Umgang mit Schwierigkeiten von Seiten der Forscherin mitgebracht wurden (vgl. Schulze 2010, S. 430).

Da sich die reflexive Hermeneutik im Rahmen der Biografieforschung entwickelte, gehörte zum Verfahren gleichwohl die Einordnung des Erzählten in einen zeitlichen Zusammenhang. Zeitangaben mussten sortiert und in Verbindung zu den verschiedenen Erzählsträngen gesetzt werden, um den lebensgeschichtliche Kontext herstellen zu können.

Für die inhaltliche Gliederung wurde das Gesprächsprotokoll im weiteren Arbeitsschritt Absatz für Absatz durchgegangen, um Themen und Themenkomplexe festzuhalten. Alles, was im Interview zur Sprache kam und thematisiert wurde, erhielt in diesem Arbeitsschritt besondere Aufmerksamkeit. Die angesprochenen Themen wurden mit Überschriften versehen und am Rand notiert. So entstand eine Skizze aus über- und untergeordneten Themenfeldern, die gebündelt und miteinander in Verbindung gesetzt wurden.

Um den Befragten in seinem soziokulturellen Raum einzuordnen, mussten seine biografischen Bewegungen und sozialen Felder verzeichnet werden, von denen aus, zwischen denen und in denen drin der Mensch, um den es ging, sich bewegte (vgl. ebd., S. 431). Dazu gehörten beispielsweise die Familie, Freundes- und Bekanntenkreise, Freizeiteinrichtungen und dortige Kontakte, Schulen und weitere Institutionen, mit denen der Befragte in Kontakt stand. Bezugspersonen und Interaktionspartner wurden notiert, ebenso Hinweise auf Vorfälle und Konflikte oder andere einschneidende Erlebnisse, um diese in Bezug zueinander zu setzen und sich wiederholende und zuspitzende Entwicklungen zu erkennen. Zur Veranschaulichung der Analyseergebnisse wurden Verläufe, Interviewpassagen aus besonders dichten Erzählungen ausgewählt, um daran die Interpretationsergebnisse nachvollziehbar darzustellen.

3.2.2 *Die Intersektionalitätsanalyse nach Crenshaw und Lutz*

Die Grundidee der Intersektionalitätsanalyse geht insbesondere auf eine in den 1980er und 1990er Jahren im englischsprachigen Raum geführte Diskussion um Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse zurück. Der Fokus dieser Debatte richtete sich auf die Verwobenheit der Trias von race, class und gender, in dessen Zusammenhang die Juristin Crenshaw den Begriff ‚intersectionality‘ einbrachte (Crenshaw 1989). Schon lange zuvor gab es Bemühungen das Intersektionalitätskonzept zu verbreiten, doch erst Crenshaw gelang es mit dem Konzept Eingang in breite Forschungsfelder und Politikbereiche zu finden (vgl. Lutz/Herrera Vivar/Supik 2011, S. 4). Crenshaw

kritisierte, dass die separate Betrachtung von Differenzlinien zu kurz greifen würde, wenn man sie nicht in ihrer Komplexität begreifen würde. Sie nutzte dazu die Metapher einer Verkehrskreuzung, auf welcher unterschiedliche Machtachsen zusammentreffen und sich überschneiden. Nicht immer ließe sich im Falle eines Unfalls auf einer solchen Straßenkreuzung eindeutig klären, aus welcher Richtung der Unfall seinen konkreten Verlauf genommen habe und wer schlussendlich dafür verantwortlich sei. Eine eindimensionale Sicht auf Diskriminierungsmechanismen würde jedoch im übertragenen Sinne bedeuten, dass im Falle eines Verkehrsunfalls erst dann ein Krankenwagen zur Behandlung der Verletzten gerufen würde, wenn die Unfallverantwortlichen identifiziert werden konnten (vgl. Crenshaw 2011, S. 29).

Anlass zu diesen Überlegungen gaben ihr die Einstellungspolitiken von us-amerikanischen Firmen, die Forderungen und Erfahrungen von weißen Frauen oder schwarzen Männern in ihren Anti-Diskriminierungsregelungen berücksichtigten, nicht jedoch diejenigen von schwarzen Frauen. Nicht lediglich eine Kategorie der Trias race-class-gender, sondern nur das Zusammenspiel dieser und weiterer Differenzkriterien müsse Berücksichtigung finden. Vor diesem Hintergrund plädiert sie für die Einnahme einer multidimensionalen Perspektive zur Analyse von gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnissen (vgl. ebd., S. 25 f.).

Die seither breit geführten Diskussionen um Intersektionalität bewirkten, dass das Bewusstsein für die notwendige Berücksichtigung von Differenzen in den Forschungsfeldern der deutschsprachigen Sozial- und Erziehungswissenschaften deutlich anstieg (vgl. Leiprecht/Lutz 2006, S. 219) und der Begriff Intersektionalität besonders in den Frauen- und Geschlechterstudien bereits zu einem Leitbegriff wurde (vgl. Klinger/Knapp 2007, S. 34). Es keimte jedoch auch Kritik dahingehend auf, dass unter dem Begriffsgebrauch ‚Intersektionalität‘ teilweise jedoch noch immer lediglich einzelne Differenzkategorien berücksichtigt und „gebetsmühlenartig herunterbetet“ (vgl. Klinger/Knapp 2007, S. 36) bzw. in additiver Form aneinandergereiht würden (vgl. Yuval-Davis 2006, S. 196 f.). Dabei verfolgt die intersektionelle Forschungsperspektive ganz konkret den Anspruch einer „Subjekttheorie, die Identitäten auf Kreuzungen lokalisiert; gleichzeitig werden soziale Positionierungen untersucht, die nicht eindimensional, sondern das Produkt von simultanen, sich kreuzenden Mustern von Verhältnissen und Merkmalen sind“ (Lutz 2004, S. 482).

Vor dem Hintergrund des vorliegenden Arbeitsvorhabens gilt es innerhalb der geführten Interviews die vorhandenen Machtverhältnisse für jede Situation zu analysieren. Dabei ist es wichtig, dass selbst bei offensichtlich oder dominant erscheinenden Themen, wenn also im Interview beispielsweise Ethnizität im Vordergrund zu stehen scheint, immer zu überprüfen ist, ob nicht ein anderes Thema ebenfalls eine Rolle spielt. Lutz plädiert in diesem Zusammenhang für einen fortfolgenden Reflexionsprozess, in dem Differenzlinien immer wieder auf eine Durchkreuzung von weiteren Differenzen hin zu untersuchen sind (vgl. Leiprecht/Lutz 2006, S. 219 f.). Zur Veranschaulichung der komplexen Verschränkung unterschiedlichster Differenzlinien wurde von Leiprecht und Lutz eine Tabelle mit 15 bipolaren hierarchischen Differenzlinien erstellt, die in Zusammenhang mit den ihnen zugeordneten Grunddualismen aufgeführt (ebd., S. 220), jedoch nicht als abschließend zu betrachten sind.

Liste der Differenzlinien	
<i>Kategorie</i>	<i>Grunddualismus (Norm/Abweichung)</i>
Geschlecht	männlich/weiblich
Ethnizität	nicht ethnisch/ethnisch
Nation/Staat	Angehörige/nicht-Angehörige
Klasse/Sozialstatus	etabliert/nicht etabliert
Religion	säkular/religiös
Sprache	überlegen/unterlegen
Kultur	‚zivilisiert‘/‚unzivilisiert‘
Besitz	reich, wohlhabend/arm
Gesellschaftlicher Entwicklungsstand	modern,fortschrittlich/ traditionell, rückständig

(vgl. Leiprecht/Lutz 2006, S. 220)

Jede aufgeführte Differenzlinie scheint sich zu ergänzen, ist jedoch in unserem gesellschaftlichen Leben hierarchisch verortet. Dabei dienen die Grunddualismen der Veranschaulichung von dominanten (‚normalisierten‘) und dominierten (abweichenden) Positionen. Das Konzept geht davon aus, dass „alle Menschen sozusagen am Schnittpunkt (intersection) dieser Kategorien positioniert sind und dort ihre Loyalitäten und Präferenzen entwickeln“ (Leiprecht/Lutz 2006, S. 220); diese gilt es aufzuspüren.

In der Intersektionalitätsanalyse sind daher die Kontextbedingungen bei der Subjektpositionierung von zentraler Bedeutung. Es ist weiterhin davon aus-

zugehen, dass jede Positionierung ebenfalls von taktischen oder strategischen Gesichtspunkten mitbestimmt sein kann und Positionierungen daher niemals als repräsentativ für eine bestimmte Gruppe anzusehen sind (vgl. Yuval-Davis 2006, S. 205 f.). Spies führt in diesem Zusammenhang unter Bezug auf Riegel und Geisen (2007) an, dass Reaktionen auf ethnisierende Zuschreibungen oder Rassismuserfahrungen häufig Selbstpositionierungen hervorbringen, die von Widerständigkeit gekennzeichnet sind, um sich gegen die ihnen zugewiesene soziale Positionierung oder Zuschreibung zur Wehr zu setzen (vgl. Spies 2010, S. 151). In der Männerforschung findet die Intersektionalitätsanalyse erst in den letzten Jahren Einzug (vgl. Scholz 2004, Spindler 2006, Spies 2010). Aufgrund der hergeleiteten und dargelegten Argumente ist sie zentraler Analysebestandteil auch dieser Arbeit.

3.3 Zusammenfassende Betrachtung des methodischen Vorgehens

Mit Blick auf die beiden zentralen Forschungsfragen nach a) den Alltag durchkreuzenden Zuschreibungserfahrungen und b) deren Auswirkung auf die Repräsentationen der jungen Männer erscheint das methodische Vorgehen insofern zielführend, als dass die narrativ-biografischen Interviews in ihren Erzählungen Einblicke in die Verknüpfung zwischen einem Subjekt und den ihm zugrundeliegenden gesellschaftlichsozialen Prozessen geben, die es in der Analyse herauszuarbeiten gilt. Anders, als in der klassischen Biografie-forschung (vgl. Rosenthal 2005, S. 61), geht es in dieser Arbeit nicht darum, komplette Lebensgeschichten zu rekonstruieren, sondern die oben genannten Fragestellungen im Kontext von gegenwärtigen, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu beleuchten.

In Auseinandersetzung mit den Lebenshintergründen und -bedingungen der Befragten lassen sich zudem zugrundeliegende Ressourcen aufspüren: diejenigen zur Verfügung stehenden Ressourcen, mit denen die jungen Männer ihren Alltag gestalten, und diejenigen, die sie in ihrem sozialen Kontext insbesondere mobilisieren. Biografisch-narrative Erzählungen bieten in der Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Fragestellungen zudem die Chance, dass die Herstellung und Aushandlung von männlichen Repräsentationen aus einem bestimmten Kontext heraus analysiert werden kann. Wie Scholz (2004) eindrücklich beschrieben hat, wird Männlichkeit im Alltagsverständnis als etwas ‚Natürliches‘ und fraglos Gegebenes angesehen, wodurch eine direkte Frage über das, was Männlichkeit ausmache oder sei, für den Befragten schlichtweg absurd erscheint (ebd., S. 35). Vor diesem Hinter-

grund bietet sich die Reflexion über die eigene Person im Kontext anderer junger Männer an (dem Freundeskreis oder der Peergroup) sowie innerhalb der direkten sozialen Umgebung (ebenfalls Freunde, Klassenkameraden, Kollegen, Nachbarn, Familie). Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die Aushandlungsräume um Männlichkeiten.

Unter Bezugnahme der Intersektionalitätsanalyse kann dem Forschungsvorhaben hinsichtlich der Berücksichtigung vielfältiger Kontextbedingungen Rechnung getragen werden: durch die beispielsweise aufzuspürenden Differenzlinien als auch das Einfließen der jeweiligen biografischen Voraussetzungen und ihrer Verarbeitungen, wie im folgenden Kapitel über die Fallstudien dezidiert dargelegt werden wird.

4 Fallstudien

4.1 Die Erfahrungen der Hauptschüler

4.1.1 Fallstudie Ismail: Kurzbiografie

Ismail ist 19 Jahre alt, in Ankara aufgewachsen, hat dort die erste Klasse eines Gymnasiums besucht. Vor acht Jahren kam er mit seinen Eltern nach Deutschland. Seine Mutter, die zuvor in Ankara ein eigenes Geschäft als Schneiderin geführt hatte, nahm in Deutschland ein Angebot als Näherin in einer Fabrik an. Ismails Vater zog, nachdem er eine Stelle auf dem Bau angeboten bekommen hatte, kurze Zeit später mit Ismail nach. Da Ismail ohne Deutschkenntnisse einreiste, wurde er in einer Haupt- und Förderschule eingeschult. Drei Jahre nach der Einwanderung trennten sich die Eltern wegen vermehrter und teilweise gewalttätiger Auseinandersetzungen. Ismail sagt, dass Deutschland seinen Vater krank und aggressiv gemacht habe. Sein Vater kehrte zurück in die Türkei, wo er das zuvor gemeinsam mit dem Onkel betriebene Lebensmittelgeschäft übernahm. Seine Mutter lernte einen deutschen Mann kennen, der sich als Psychologe nahe Osnabrück niedergelassen hatte, heiratete diesen und zog mit Isamil kurzer Zeit später zu ihm.

Ismail leidet unter der fremden Situation in der Schule und immer stärker unter der Trennung der Eltern. Er betont mehrfach, dass er seinen Vater stark vermisse. Sein Stiefvater will ihn zu einer Therapie überreden. Da Ismail jedoch kein Vertrauensverhältnis zu ihm aufbauen kann, wehrt er sich gegen seine Vorschläge. Er kommt vermehrt mit Drogen in Kontakt und wird beim Handel mit ihnen in der Schule von Lehrern erwischt. Es droht eine Anzeige. Nach vielen Gesprächen in der Schule und zu Hause wird auf Drängen eines vertrauten Sozialpädagogen vonseiten der Schulleitung von einer Suspension abgesehen und vorgeschlagen, Ismail solle für fünf Monate in die Türkei zu seinem Vater reisen. Dort solle er eine Entscheidung treffen, ob er zukünftig bei ihm in der Türkei oder mit seiner Mutter und seinem Stiefvater in Deutschland leben wolle.

Ismail berichtet, dass er sich aus pragmatischen Gründen für Deutschland entscheidet, weil es für seine berufliche Zukunft besser sei. Er kehrt nach fünf Monaten zurück zu seiner Mutter und seinem Stiefvater.

Gemeinsam mit einem Freund und zwei ebenfalls in Deutschland lebenden Cousins gründet er die Band „Türkische Armee“ und organisiert kleinere Auftritte in Jugendclubs, mit denen er sehr erfolgreich ist. In der Schule hat er weiterhin Probleme. Er steht im Verdacht, gemeinsam mit Mitschülern Schulcomputer geklaut zu haben. Ismail gibt zu, dass er beim Diebstahl anwesend gewesen sei, die Computer jedoch nicht entwendet und sich von den tätigen Mitschülern distanziert habe. Nun wird erneut über eine Schulsuspension entschieden, sollte sich seine Beteiligung am Diebstahl beweisen lassen. Dann wäre auch sein Ausbildungsplatz zum Elektriker gefährdet.

4.1.1.1 Zur Interviewsituation

Das Interview mit Ismail fand in einem leeren Besprechungsraum seiner Schule statt, den uns der Sozialpädagoge, durch den der Kontakt zu Ismail hergestellt worden war, organisiert hatte. Ismail ist mittelgroß, schlank, sportlich modern gekleidet und trägt halblange, stylisch frisierte dunkle Haare. Er hat eine verwaschene Jeans mit angedeuteten Verschleißerscheinungen, einen unifarbenen dunklen Pullover mit sichtbarem Logo einer Luxusmarke sowie eine dunkle Lederjacke und passende Turnschuhe an. Im Ohr trägt er einen geschliffenen Stein als Ohrstecker, der einem Diamanten ähnelt. Seine gesamte Erscheinung ist präzise gestylt. Ismails ernste Mimik verleiht ihm auf den ersten Blick einen recht distanzierten Eindruck, was wohl gewünscht ist. Gleichzeitig lässt er bereits zu Interviewbeginn Offenheit und Zugewandtheit durchscheinen.

Das Gespräch mit Ismail beginnt zögerlich. Ich sage ihm, dass ich gerne mehr über die Erfahrungen von jungen Männern in Deutschland, deren Eltern aus der Türkei gekommen sind, wissen würde und mich darum sowohl für seine bisherige Lebensgeschichte als auch für seine Erfahrungen mit anderen Männern interessiere. Obwohl ich zu Beginn erkläre, dass ich ihm im Interview viel Raum für seine Erzählungen geben und mich selbst mit Fragen und Zwischenbemerkungen sehr zurückhalten werde, irritiert ihn anfänglich die Offenheit der Interviewführung und er sucht den Dialog. Zudem ist die Gesprächsatmosphäre zu Beginn leicht angespannt. Möglicherweise hängt dies damit zusammen, dass sich Ismail in der vergangenen Zeit vielfach mit ihm anschuldigenen Gesprächen durch Autoritätspersonen gegenüber sah und er

sich so der Vertrauenswürdigkeit der Interviewerin versichern muss. Um das Gespräch aufzufangen, orientiert sich dieses Interview in einer Dialogform stärker an der lebensgeschichtlichen Erzählung und folgt primär Ismails Impulsen. Die Elemente des Fragenkatalogs wurden grob ins Interview eingeflochten. So lässt die anfängliche Irritation relativ schnell nach und Ismail kommt auf drei zentrale, das Interview durchziehende Themen zu sprechen, die ihn zu ausführlichen Narrationen anregen: die Beziehung zu seinem Cousin und die mit ihm gegründete Rapband, die Trennung seiner Eltern und die sich zuspitzenden Probleme wegen kleinkrimineller Delikte.

4.1.1.2 Rappen als Ressource zur Anerkennung und als Ausdruck des persönlichen Potentials

Etwa zwei Jahre nach der Trennung seiner Eltern und kurz nachdem Ismails Mutter erneut geheiratet hat, beginnen Ismail und sein Cousin sich fürs Rappen zu interessieren. Sie treffen sich regelmäßig, um gemeinsam Musik zu hören, und stoßen dabei auf das für sie neue Stilmittel des Raps.

„Also wir, wir sind so angefangen, als ich das erste mal Rap gehört habe. Ich habe das erst mal gehasst, ne. Aber das war auch neu und ich wollte das verstehen. Ich hab es immer, jeden Tag gehört und irgendwann musste ich weiterhören, hatte das bei mir immer an, hab gesagt ‚das ist mein Ding‘. Ja, dann haben wir angefangen, so, vorm Fernseher waren wir voll dabei (...) zum Beispiel Eminem oder Tupac, voll geil fand ich die damals noch.“

Ismail beschreibt die Entdeckung des Raps als einen schleichenden Prozess, dem er sich langsam mit seinem Cousin angenähert hat. Dem neuen und bislang unbekanntem musikalischen Stilmittel begegnet Ismail erstmals mit Skepsis. Mehr und mehr beginnt es ihn jedoch zu faszinieren – vermutlich auch, durch die Repräsentationen der Musiker in ihren medialen Auftritten. Zu Beginn eifern die beiden Cousins dem Image eines Gangsters nach, weil dies zur kollektiven Inszenierung eines medialen Rappers dazugehört. Eminem und Tupac stehen dabei für Prototypen einer musikalischen Widerstandskultur. Beide Figuren verkörpern gesellschaftliche Außenseiter. Eminem repräsentiert dabei einen weißen jungen Mann aus bürgerlichem Milieu, der sich den normativen Anforderungen der us-amerikanischen Gesellschaft widersetzt und insbesondere durch Provokationen gegen den Anstand auffällt. Tupac hingegen gilt als erfolgreichster us-amerikanischer Rap-Musiker, der 1996 im Alter von 25 Jahren auf der Straße erschossen

wurde. Als schwarzer Rapper verhandelte er in seinen Texten vor allem den von Rassismus, Gewalt, Härte, Drogen und Aufstiegswünschen geprägten Alltag im Ghetto.

Je länger Ismail mit seinem Cousin rappt, desto mehr beginnt das Erleben des persönlichen Potentials an Bedeutung zu gewinnen und die kollektive Inszenierung rückt in den Hintergrund, wenngleich nicht gänzlich.

„Wir sind, wir machen jetzt auch noch so gangstermäßig, sag ich mal, weil die tun auch so cool und so [Eminem und Tupac, Anm. d. Autorin]. Aber wir rappen so, weil wir das mögen, ne, ich mag das halt einfach so. So schnell rappen, oder mal langsam rappen, was weiß ich, selber Beat machen und so und selber Text schreiben. Das ist auch für mich ganz wichtig, da muss man auch selbst kreativ sein.“

Die Ausdruckskraft der persönlichen Kreativität, das Erleben des eigenen und kunstvollen Gestaltens eines Songs und die Wahrnehmung des eigenen Potentials, das sich in jedem der Lieder verbirgt, all dies tritt für Ismail an primäre Stelle in der Selbstpräsentation als Rapper. Inzwischen sind noch ein weiterer Cousin sowie ein Freund der Rapband beigetreten. Gerappt wird auf deutsch und türkisch. In den Songs geht es um politische Themen wie beispielsweise us-amerikanische Systemkritik oder die ironische Darstellung von medialen Persönlichkeiten wie beispielsweise Popstars. Mittlerweile sind sie in ihrer Clique so beliebt, dass sie ab und zu sogar einen kleinen Auftritt organisieren und erste CDs produzieren. Mit der Abgrenzung gegenüber kommerziellen Rappern bemüht sich Ismail um eine individuelle Rolle innerhalb der lokalen Rap-Szene – womöglich auch, weil damit Wünsche an eine erfolgreiche Musikkarriere verknüpft sind. Die dominante Inszenierung ‚des Gangsters‘ vermag Ismail jedoch nicht vollkommen abzulegen.

4.1.1.3 Körperlichkeit in der Repräsentanz als junger Mann

Ismail mag es gerne, wenn sich Männer stylen und sich Mühe mit ihrem Aussehen geben. Ungepflegt hingegen findet er Bärte jeglicher Art, da er mit dem unkontrollierten Haarwuchs bei Männern eine gewisse Unhygiene verbindet.

„Mit Bart find ich total uncool. [...] Weiß ich nicht, das meinen, das sagt jeder so ‚ey, wie bist du denn drauf?‘ und so. Sage ich aber trotzdem nein zum Bart. Und das find ich, dass wir stinken. Wir stinken mehr als die Frauen.“

Ismail erzählt, dass er im Gesicht früher von Mädchen gestreichelt und für seine zarte Haut bewundert wurde. Diese Form von Zuwendung und körperlichem Begehren ist ihm nachhaltig im Gedächtnis. Als sein Bartwuchs begann, wurde seine Haut plötzlich stachelig und zog das tägliche Rasieren mit sich, was ihm missfiel. Ismail assoziiert mit Bartragen seither mangelnde Hygiene. Damit ordnet sich Ismail einer Generation von Männern zu, die vornehmlich in großstädtischen Milieus leben und für die der Körperkult ein wesentliches Element moderner und begehrenswerter Männlichkeit darstellt. Dass er mit dieser Haltung bei anderen jungen Männern aneckt und auf Unverständnis stößt, stört Ismail offenbar nicht. Selbstbewusst verteidigt er seine Einstellung innerhalb der Peergroup.

Ismails mediales Vorbild männlicher Repräsentation ist im Gegensatz zu seiner Selbstinszenierung als Musiker kein Gangsterrapper, sondern der puertoricanische Sänger Ricky Martin, der Ende der 1990er Jahre als charmanter Beau die europäischen Charts stürmte. Ismail würde gerne so aussehen wie er. Ricky Martin trägt in seinen Musikvideos in der Regel körperbetonte Kleidung und spielt mit dem Image des avantgardistischen, selbstbewussten jungen Mannes, der mit seiner körperlichen Anziehungskraft kokettiert. Da Ismail viel Wert auf seine äußere Erscheinung legt, pendelt er in seiner Repräsentation als junger Mann zwischen der Verkörperung von Abgrenzung gegenüber normativ-gesellschaftlichen Ansprüchen (in Figur des Rappers) und dem Wunsch, als Mann sexuell begehrenswert zu sein (in der Figur des körperbewussten Popsängers).

4.1.1.4 Comedy als Mittel zur geschlechtsspezifischen und soziokulturellen Verortung und Abgrenzung

Wenn Ismail die Möglichkeit hätte einen Film drehen zu können, dann würde er gerne einen lustigen Film drehen und zieht als Vergleich Erkan und Stefan, das Comedyduo eines Privatsenders, heran, welches in stark überzogenen Gesten ein deutsch-türkisches¹⁴ Freundschaftspaar aus der Subkultur mit künstlich türkischem Akzent und süddeutschem Dialekt darstellt. Bei beiden dargestellten Figuren werden kulturelle und geschlechtsspezifische Zuschreibungen massiv überzeichnet, so dass das Comedyduo „Erkan und Stefan“ primär von der spielerischen Auseinandersetzung mit Klischees lebt. Gleich-

14 Der Begriff „deutsch-türkisch“ wird in diesem Zusammenhang herangezogen, da die beiden medialen Akteure in ihren Sketchen gezielt auf die ethnisch-kulturelle Herkunft beider und die entsprechenden Zuschreibungen fokussieren.

wohl verfestigten Erkan und Stefan durch das Aufgreifen dominanter Stereotypen diese ebenso. Um über die dargestellten Szenen lachen zu können, müssen die stark überzogenen Zuschreibungsmuster als solche erkannt werden. Dabei werden die kulturellen und geschlechtsspezifischen Klischees innerhalb der Sketche zwar durch die starke Überzeichnung aufgespürt, andererseits werden die aufgespürten Zuschreibungen durch die fortwährend zur Schau gestellte Zugehörigkeit zum Machokult und der Verhaftung der beiden Figuren innerhalb eines bildungsfernen Milieus nicht dekonstruiert, sondern eher weiter verfestigt. Erkan und Stefan stehen für zwei wortgewandte, widerständige Underdogs, die keinen gesellschaftlich anerkannten Erfolg verkörpern.

„Um die Leute so zum Lachen bringen. Ja, so witzig so, so wie (...) Stefan und Erkan so. (...) oder so, wissen Sie, so, einen Polizisten so könnt ich mir auch vorstellen, so mal ganz ernsthaft. (...) Oder ich will auch gern mal so, so, beim Film gibt's ja die, die zehn Frauen bei sich haben, so typisch so Playboy sag ich mal. Ja, das ist aber übertrieben, so kann ich auch nicht phantasieren und so. Nee.“

Ismails Identifikation mit dem Schauspielpaar „Erkan und Stefan“ kann möglicherweise als Hinweis darauf interpretiert werden, dass auch er selbst zwar bestehende und ihn treffende Zuschreibungen und Klischees durchschaut, er diese jedoch gleichzeitig nicht gänzlich aufzubrechen vermag, sondern sich innerhalb dieser Zuschreibungsmuster verortet. Dass es für ihn schwer ist, die ihm zugewiesene Rolle innerhalb eines bestimmten Milieus und ohne größeren, gesellschaftlich anerkannten Erfolg gedanklich zu verlassen, deutet er an, indem er angibt, auch mal gerne eine ernsthafte Rolle als Polizisten spielen oder einen Frauenhelden verkörpern zu wollen, einen Mann, dem die Frauen zu Füßen liegen. Beides verwirft er jedoch gleich wieder, da ihm die Realisierung dieser Fantasien zu abwegig in seinem Leben erscheinen.

4.1.1.5 Der Wettkampf um Anerkennung unter marginalisierten jungen Männern

Die Rapband hat Ismail zu einem beliebten Jungen in seiner sozialen Umgebung gemacht. Er erfährt Anerkennung von Gleichaltrigen und spielt unter einem Teil von ihnen eine bedeutende Rolle. Gleichzeitig sieht er sich neben der gewonnenen Anerkennung jedoch auch einem verstärkten Wettstreit gegenübergestellt. Speziell die Auseinandersetzung mit Musik verspricht den

jungen Männern einen möglichen Raum zur Selbstdarstellung und ggf. auch zum gesellschaftlichen Aufstieg, den sie, beispielsweise durch gesellschaftliche Teilhabe, politische Mitgestaltung oder auch durch erfolgreiche Berufsperspektiven, wenig erleben und in ihrem Umfeld daher auch nicht (mehr) erwarten. Die Konkurrenz der jungen Männer konzentriert sich somit auf wenige Felder des öffentlichen Lebens – in diesem Falle das der Musik. Dabei wetteifern sie insbesondere um personenbezogene Aufmerksamkeit und Anerkennung, kurz um ernstzunehmende Möglichkeiten der Selbstdarstellung innerhalb der Musikszene.

„Manchmal treffen wir uns in der Stadt, da kommen drei Jungs zu mir und meinen ‚du rapst, ja?‘ und ich so, ‚ja, mach ich‘, ‚ja, mach mal freestyle!‘. Dann mach ich freestyle und der hört das und der weiß, dass ich besser bin und der kann das nicht ab, dann gibt’s da Stress, weil der das nicht abkann, dass ich besser bin als er und der kann das nicht akzeptieren.“

In der Auseinandersetzung darüber, wer besser spontan rappen kann, verdeutlicht Ismail den Druck, dem er sich jederzeit gegenübergestellt sieht. Er muss permanent damit rechnen herausgefordert werden zu können, wenn ein anderer der Szene versucht, ihm seinen Ruf streitig zu machen. Dabei verortet Ismail den Konkurrenzgedanken insbesondere unter ‚ausländischen‘ Jungen als besonders ausgeprägt, da sie gezielter den Wettstreit suchen würden. Unerwähnt bleiben jedoch die strukturellen Bedingungen, denen sich die ausländischen jungen Männer gegenübergestellt sehen. So erfährt das Klischee des aufbrausenden Südländers in der Selbst-Repräsentation erneut Bestätigung. Die dargestellte Austragung dient jedoch vielmehr der Zuweisung von Positionen innerhalb eines hierarchischen Systems bereits gesellschaftlich ausgegrenzter junger Männer.

„Die [Ausländer] denken, wer Kraft hat, der gewinnt auch. In Osnabrück ist so. Die machen immer die anderen schlecht. Also ey, „pass mal auf, komm, lass uns doch schlagen, dann kannst du sehen, wer ich bin“ und so. Die zeigen gerne, wer sie sind. Ich war genauso. Ich wollte zeigen, was ich kann und was ich mich traue so. Deswegen hab ich immer Scheiße gebaut und so. Dann wussten die, ah, von Ismail Finger weglassen und so. Aber irgendwann muss man auch damit aufhören.“

Die Anerkennung unter Jungen erfolgt durch eine Zur-Schau-Stellung glaubwürdigen Respekts. Dabei kann Respekt laut Ismails Schilderung auf unterschiedliche Weise erworben werden: durch überlegenes Auftreten, Stärke,

Können oder Rhetorik. Nicht selten wird jedoch in einer Schlägerei ausgetragen, wer zukünftig die respektablere und damit ‚ranghöhere‘ Person innerhalb der Peergroup darstellt. Durch die gewaltsame Auseinandersetzung untereinander und das damit erworbene Ansehen, halten sich die Konkurrenten ihre Angreifer fern. Ismail erzählt, dass er sich selber früher geprügelt habe, um sein Ansehen zu stärken und damit möglichst viele Konkurrenten auf Abstand zu halten.

Auch innerhalb des Klassenkontextes kommt es zu konkurrenzhaften Auseinandersetzungen über das hierarchische Gefüge. Ismail berichtet darüber, wie er einmal von einem Streit zweier Klassenkameraden mitbekommt und sich einschaltet, um den Streit zu schlichten. Als er jedoch bei seinem Schlichtungsversuch mehrmals von einem Mitschüler beleidigt wird, schlägt er zu.

„Ich hab gesagt ‚wenn du so was noch mal sagst, gibt’s Problem‘. Dann er hat mich Hurensohn genannt. Ich bin halt Türke ne, wenn da mir jemand so was sagt, da hab ich kein Respekt vor dem. Da hab ich gesagt ‚komm, ich will mit dir reden‘. Da hab ich gelogen. Ich hab gesagt ‚komm, lass uns reden‘. Ich wollte sofort schlagen, ich hab gesagt, komm, lass erstmal reden und so. (...) Dann hab ich ihn genommen, ich hab gesagt, ‚sag so was noch mal zu mir‘. Dann hat er es noch mal gesagt (...) ja, dann hab ich ihn geschlagen. Eigentlich war das ja nicht mein Thema, aber dann nachher war es mein Problem gewesen. Ich wollte schlichten und nachher war ich der Schuldige.“

Ismail begründet sein Verhalten erneut mit seiner ethno-nationalen Zugehörigkeit. Die beschriebene Konkurrenzsituation der beiden Schüler, in der es primär um die gezielte Provokation zur Abwertung des Gegenübers geht, erscheint hier als ‚ausländertypisches Kampfszenario‘, in dem Ismail vermeintlich aufgrund seiner Zugehörigkeit als Türke agiert.

In einer oberflächlichen Betrachtung könnte in dieser Szene das Sinnbild zur Verhandlung um Stolz und Ehre gesehen werden. Diese Stereotype passt nur allzu gut zu den dominanten Bildern des aggressiven und schnell aufbrausenden türkischen Mannes, der seine Ehre verteidigen muss. Möglicherweise ist diese Repräsentanz von Ismail sogar durchaus gewünscht. Ismail beschreibt die aus dem Ruder gelaufene Situation des Konflikts als notwendige Reaktion auf den Angriff seines Provokateurs. Der ursprüngliche Anspruch der Streitschlichtung scheidet, als Ismail mehrfach provoziert wird. Er sieht sich selbst gegenüber in der Pflicht, seinen Respekt aufrecht zu halten.

Die geschilderte Szene erlaubt jedoch – meiner Interpretation nach – insbesondere, einen Blick auf die zugrundeliegenden gesellschaftlichen Bedingungen zu werfen, in denen sich die beiden Schüler den alltäglichen Mechanismen von Repression und gesellschaftlichem Ausschluss gegenüber sehen. In der gezielten Provokation durch Beleidigung und Abwertung des Gegenübers steckt die direkte Aufforderung zum Kampf um gegenseitiges Kräfteressen; aber wohl auch der Kampf um Selbstverantwortung, indem sich die Kontrahenten der eigenen Autonomie versichern, die ihnen gesellschaftlich mehr und mehr abgesprochen wird (vgl. Spindler 2006, S. 323 f.). Der so provozierte Wettkampf dient dabei wohl primär der Verhandlung der jungen Männer um eine Neuverteilung von ohnehin gesellschaftlich an den Rand gedrängten Positionen. Der dargestellte Kampf um Anerkennung unter den jungen Männern ist somit vielmehr Abbild eines sozialstrukturellen Problems als eines ethno-kulturellen Phänomens.

Setzt man sich mit Ismails Verständnis gegenüber dem Begriffspaar ‚Stolz und Ehre‘ auseinander, so wird deutlich, dass Ismail ihm nur wenig eigene Bedeutung geben kann. Ehrsamkeit definiert er mit allgemeinen Begrifflichkeiten, wie ehrsam zu leben, indem man hilfsbereit ist, sein Wort hält und sich als respektvolle Person hervorhebt. Inhaltlich auskleiden kann er das Begriffspaar jedoch nur ansatzweise.

„Also, ich bin erstmal so stolz auf mich, dass ich erstmal so Türke bin, und wie ich jetzt bin und so. Und Ehre, ich weiß nicht, was das ganz so bedeutet, aber was ich davon verstehe und so, (...) poah, das ist wirklich schwer, ja. (...) Weiß nicht, also. Das ist zu schwer. (Pause)“

Ismails primärer Bezug zu dem Begriffspaar ist die nationalstaatliche Zugehörigkeit als Türke, doch auch hier bleibt die inhaltliche Ausgestaltung dessen, was in dieser Zugehörigkeit konkret für seinen Stolz verantwortlich ist, offen. Auch der Ehrbegriff vermag nicht inhaltlich gefüllt zu werden, sondern bleibt als abstrakte Begrifflichkeit im Raum stehen.

Die Repräsentanz als beliebter und begehrter Junge hat weitere Schattenseiten. Ismail und seinem Cousin ist es mit der Rapband zwar gelungen einen großen Bekanntheitsgrad zu erreichen – dieser ist jedoch von vielfältigen Begleiterscheinungen gekennzeichnet.

„Zum Beispiel bei mir und meinem Cousin, wenn wir in die Stadt gehen. Jeder kennt uns. Wir kennen die Leute nicht, die Leute kennen uns auch nur vom Aussehen und Erzählen her, weil wir zum Beispiel rappen und so. Wir rappen da, wir machen so Spaß und manche

mögen uns deswegen und manche nicht. Und wenn wir rappen, ist das auch ein bisschen, also, für mich auch so ein bisschen scheiße, weil, da kannst du nicht sagen, der mag mich oder der mag mich nicht. Irgendjemand sagt ‚ich mag ihn nicht‘ und dann kommt er an und sagt ‚ich mag dich sehr‘ und so. Also mich persönlich, mich kennt auch fast jeder hier in der Stadt. Wenn ich in die Stadt geh abends, das ist manchmal voll stressig, weil, manche gucken so voll böse, die denken, dass wir eingebildet sind oder dass wir cool sind, was weiß ich.“

Das Gerede hinter seinem Rücken und das undurchschaubare sowie möglicherweise unehrliche Auftreten gegenüber Ismail und seinem Cousin macht ihn zu einem Skeptiker und führt in gewisser Weise zu Sozialstress. Er genießt zwar die Anerkennung völlig fremder Personen, ist sich jedoch immer unsicher, ob die gezeigte Anerkennung ehrlich oder geheuchelt ist. Auch sein Privatleben ist seit den öffentlichen Bandauftritten beeinträchtigt.

„Weil ich, zum Beispiel immer am Wochenende oder danach, da hab ich immer gehört ‚ey, Ismail ist cool, Ismail ist hübsch‘ und so. Natürlich, das sag ich zu Mädchen auch, zu meinem Cousin sag ich das auch, so ‚ich mag sie sehr, ich find sie ist voll hübsch‘. Aber, wenn man das oft hört, dann stört es, so. Weil dann haben Sie keine Freundin mehr. Sagen die ‚ey Ismail, die labern über dich nur Scheiße‘. Weil, du kennst jeden, und jeder kennt dich auch. (...) Deswegen, ich krieg ja nicht so, fast keine Freundin. OK, die finden mich schon hübsch, aber, wenn ich so in eine Beziehung geh, dann sagen die ‚ne, du bist beliebt, und jede kennt dich, da kann was passieren‘. Ja, deswegen ist so bisschen scheiße, natürlich ist auch schön, aber auch bisschen ätzend ist das.“

Paradoxerweise treibt ihn seine Bekanntheit in eine gewisse Isolierung. Das Privileg, beliebt zu sein, bedingt gleichzeitig, eine große Unsicherheit mit sich herumzutragen – speziell mit dem anderen Geschlecht. Die selbst empfundene Skepsis anderen gegenüber wird Ismail ebenfalls widergespiegelt. Er erzählt, dass er ‚keine feste Freundin‘ mehr fände, da ihm unterstellt wird, dass er aufgrund seiner Beliebtheit untreu werden könne. Damit zeichnet er das ambivalente Bild eines erfolgreichen, aber einsamen (Frauen-)Helden. Unerwähnt bleibt in seiner Schilderung hingegen eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den vermeintlichen Vorwürfen. So kann vermutet werden, dass die Inszenierung des begehrten, aber ungebundenen Musikers möglicherweise durchaus gewünscht ist, da sie idealisierten Vorstellungen über erfolgreiche Männer der Musikszene entspricht. Dominante Bilder über erfolg-

reiche Musiker der Rapszene stellen diese in aller Regel hypermaskulin und mit häufig wechselnden Partnerinnen dar. Wie stark sich Ismails Repräsentanz sich an diesem Bild abarbeitet und ob die geschilderten Probleme mit dem weiblichen Geschlecht tatsächlich einen hohen biografischen Eigenanteil haben, bleibt im Interview leider verborgen. Deutlich hingegen wird sein ambivalentes Erleben des musikalischen Erfolgs. Einerseits genießt er seine Bekanntheit und triumphiert mit ihr, andererseits beklagt er sie wegen der durch sie entstehenden Unsicherheiten und Zweifel. Obwohl in der Klage Koketterie mitschwingt, so steckt Ismail als beliebter junger Mann doch in dem Dilemma, sich seiner Beliebtheit nie wirklich gewiss sein zu können.

4.1.1.6 Nähe unter Männern

Ismails engster Vertrauter ist sein Cousin. Beide haben eine zentrale Parallele in ihrem Leben, da sich auch die Eltern von Ismails Cousin getrennt haben. Sein Cousin lebt in Deutschland alleine mit seinem Vater zusammen, während seine Mutter zurück in die Türkei gegangen ist. Ismail beschreibt die Beziehung zu seinem Cousin weitaus stärker als eine Freundschaft, sein Cousin ist wie ein Bruder für ihn.

„Niemals ist er ohne mich in der Stadt oder ich. Die anderen sagen immer ‚na, seid ihr schwul?‘ oder was weiß ich. So die verarschen uns ‚wollt ihr heiraten?‘ und so. Wir sind immer zusammen. Wir unterhalten uns über alles, ich weiß, wie er denkt und wie er fühlt, wir gehen immer weg und so. Immer. [...] Das ist wie Brüder so. Das ist voll heftig.“

Die beiden Cousins erscheinen ihren Freunden gegenüber als symbiotisches Pärchen, das sie mit einem Ehepaar vergleichen. Mit diesem Vergleich wird die große Vertrautheit der beiden miteinander deutlich. Ismail selber fehlen zur Beschreibung seiner Gefühle für seinen Cousin die Worte. Die Beziehung zu seinem Cousin sei unbeschreiblich und einfach ‚voll heftig‘. Dass er durch die große Nähe zu ihm mit schwulenfeindlichen Sprüchen attackiert wird, nimmt er in Kauf. Die verbalaggressive Abwertung dieses innigen Kontakts unter Männern veranschaulicht die irrationale Angst seiner Peergroup vor zu großer Nähe unter Männern. Obwohl er seinem Cousin uneingeschränkte Zuneigung und großen Wert beimisst, sieht er sich dennoch in der Verpflichtung, seine heterosexuelle Normativität zu betonen, und hebt die Brüderlichkeit der Beziehung hervor. Damit scheint ihm einerseits die starke Nähe, die

jedoch rein mentaler Natur sei, treffend umschrieben, ohne sich andererseits dem ‚Vorwurf‘ der Homosexualität ernsthaft ausgesetzt zu sehen.

Ismail präsentiert sich im Laufe des Interviews als direkter, junger Mann. Er beschreibt, dass er keine Probleme damit habe, anderen jungen Männern gegenüber seine Anerkennung zu äußern. Mag er eine Person nicht, dann ignoriert er sie. Er verurteilt es hingegen, zu einer Person vordergründig freundlich, aber hinter ihrem Rücken schlecht über sie zu reden. Ismail fühlt sich über solches Verhalten erhaben. Seine Gradlinigkeit bringt er dadurch zum Ausdruck, dass er, obwohl er immer wieder unter den ‚Homosexualitätsverdacht‘ gerät, der Anerkennung und Wertschätzung unter Männern großen Wert beimisst.

„Zum Beispiel, wenn ein Typ so läuft, der sieht gut aus und so, dann kann ich das auch sagen. Das heißt nicht, dass ich schwul bin, wenn ich sag ‚guck mal, der sieht auch gut aus‘. Zum Beispiel, manche können das nicht ab, die sagen ‚ne, du Angeber, du Arschloch‘ und so, die machen mich sofort an.“

Die Anerkennung, die Ismail einem Mann qua seines Erscheinungsbildes gibt, ist zwar ernsthaft gemeint, jedoch auch hier lediglich in distanzierter Art und Weise und soll keinesfalls mit sexueller Anziehung verwechselt werden. Ismail stellt klar, dass er nicht schwul ist, wenn er sich über das gute Aussehen eines Mannes unterhält. Er möchte es sich nicht nehmen lassen, auch an Männern körperliche Schönheit anzuerkennen. Die gegenseitige positive Würdigung unter Männern erscheint Ismail wichtig. Die Abwertung von Homosexualität steckt jedoch tief verankert in dieser Repräsentationsfigur.

4.1.1.7 Die verlorene Vaterfigur

Ismails Eltern trennten sich, als er vierzehn Jahre alt war. Sein Vater ging zurück in die Türkei, während er mit seiner Mutter in Deutschland blieb. Die Trennung belastet Ismail bis heute. Mehrfach spricht er davon, dass er seinen Vater sehr liebe und ihn in der momentanen Lebensphase als heranreifender junger Mann auch zur Orientierung brauche. Ismail lebt seit der Trennung seiner Eltern mit seiner Mutter und seinem Stiefvater, der Psychologe ist, zusammen. Mit dem neuen Partner seiner Mutter kommt Ismail jedoch nicht zurecht. Er beschreibt ihn als überkorrekt und penibel.

Als sich in Ismails Leben die Probleme häufen und er sich nicht gegenüber seiner Mutter oder ihrem neuen Mann öffnen möchte, greift er erstmals zu Drogen.

„Und mein Vater war in der Türkei und mir ging’ s so scheiße. Und ich war einsam, nur meine Cousins und so, da war ich allein. Ich konnte nicht meine Probleme mit, zum Beispiel mit meinen Eltern reden, mit meiner Mutter oder mit meinem Stiefvater. Da hab ich Drogen angefangen, Drogen genommen und so. Und an der Schule haben sie mich erwischt, da bin ich rausgeflogen, da musste ich in die Türkei, mehr wollt ich ja nicht, nur zu meinem Vater. Da hab ich alles aufgehört. Aber dann bin ich doch wieder hergekommen und jetzt mach ich meinen Ausbildungsplatz und so, ja.“

Die Trauer um die Trennung der Eltern und der damit verbundene Verlust seines Vaters können von Ismail nicht verarbeitet und überwunden werden. Es fehlt ihm die vertraute männliche Bezugsperson, sein Vater. Sein Leben gerät mit steigendem Alter und dem Durchleben der Adoleszenz mehr und mehr aus der Bahn, so dass der Drogenkonsum im Alter von siebzehn, achtzehn Jahren sicherlich auch als Versuch gewertet werden kann, sich Erleichterung von den Problemen in seinem Leben zu verschaffen. Er konsumiert zuerst Haschisch, später Koks und steigt dann auch in den Verkauf von Drogen ein. Dies bleibt jedoch nicht unbemerkt und so wird er von der Schule suspendiert, als man ihn mit Drogen erwischt. Ismails Probleme werden damit noch größer und sein einziger Wunsch ist es, zu seinem Vater in die Türkei zu reisen. Er kommt für einige Monate in eine Psychiatrische Klinik und macht einen Entzug mit. Wie es dazu kam und wie er diese einschneidende Zeit erlebt hat, berichtet er nicht. Es wird jedoch deutlich, dass er primär durch den Schulsozialarbeiter für sich sinnvolle Unterstützung erfährt. Dieser setzt sich für Ismails prekäre Situation ein und bewirkt, dass die Schule ihm das Angebot macht, für mehrere Monate zu seinem Vater in die Türkei zu reisen. Dort solle er sich erholen und sich mit seinem Vater in Ruhe über seine Zukunft austauschen – einschließlich einer Rückkehroption.

„Ich hab mir gesagt, du musst dich jetzt entscheiden, entweder nach Deutschland oder hier. Das war voll schwer für mich zu entscheiden, ne, weil mein Vater ist da und ich weiß in der Türkei ist das nicht so wie in Deutschland. In Deutschland kannst du eine bessere Zukunft haben und so. Entweder Zukunft oder Vater, da hab ich Zukunft genommen.“

Seine Entscheidung ist folgenschwer, da er sich mit einer Zukunft in Deutschland gleichzeitig gegen die Nähe seines Vaters entscheiden muss. Die damit verbundene Auseinandersetzung zieht eine Phase der Zerrissenheit nach sich. Ismail erzählt, dass er seine Probleme nicht mit jedem besprechen kann und sich daher häufig sehr einsam fühlt. Dabei identifiziert er sich stark mit seiner natio-ethnokulturellen Zugehörigkeit und begründet sein Verhalten damit, dass ‚Türken‘ sich eben nicht allen gleich anvertrauen würden.

Ismail berichtet, wie verletzt er von seinem Vater damals war, als dieser ihm von dem Trennungsentschluss erzählte. Gründe für die Trennung waren Streitereien seiner Eltern und Aggressionsausbrüche des Vaters, die sich auch in Schlägen gegenüber Ismails Mutter entluden. Ismail hätte sich damals von seinem Vater gewünscht, dass dieser für den Erhalt der Beziehung zwischen seinen Eltern einträte und kämpfe. Als dies ausbleibt, dehnt sich in Ismail ein Gefühl der Verletztheit und Trauer über das Verhalten seines Vaters aus.

Der Verlust der leiblichen Vaterfigur in Ismails Leben ruft in ihm große Sehnsüchte hervor. Diese Sehnsüchte bedingen sich durch die Seltenheit der Vater-Sohn-Begegnungen. Da er seine Mutter täglich um sich hat, die Kontakte zu seinem Vater jedoch rar sind, führt er die Zerrissenheit seiner Gefühle gegenüber seinen Eltern auf die neue Lebensform zurück. Die Scheidung seiner Eltern ereignete sich für Ismail in einer Lebensphase, in der er emotional und strukturell auf seine Eltern angewiesen war. Neben den regulären Abnabelungstendenzen ihnen gegenüber möchte er sich vermutlich auch aus dieser erlebten Abhängigkeit möglichst schnell befreien.

„Ja, für mich ist ganz wichtig, dass ich meinen Ausbildungsplatz habe, dass ich auf eigenen Beinen stehen kann. Nicht, dass ich zu meiner Mutter sage ‚ja kannst du mir helfen oder kannst du mir Geld geben‘. Ich will ja endlich mal selbstständig sein. Nicht nur wegen Geld, ich will selbstständig, will erwachsen werden so, ne. Weil, neunzehn Jahre bin ich und meine Mutter ist immer bei mir und sie sagt immer ‚Ismail, komm das du’s schaffst‘ und so. Ich will das nicht mehr, ich will das so sehr, dass ich alles alleine kann. [...] Dass ich dann meiner Mutter auch Geld geben kann. Ja, und dass ich zu meinem Vater auch Geld schicken kann. So: ‚Hier Vater, ich hab Geld und...‘ [...] Weil ich will das, dann kann mein Vater auch sagen und meine Mutter auch: ‚Ja, der Junge hat alles geschafft, der kann jetzt alleine leben‘ und so. Dann machen sie sich nicht mehr so Sorgen über mich.“

Die Sorge um ihn als Sohn scheint Ismail zu bedrücken. Aus diesem Grund setzt er augenblicklich alles daran, einen Ausbildungsplatz zu bekommen und sowohl finanziell als auch emotional aus der Rolle des bedürftigen Sohnes herauszukommen. Ismail spricht davon, dass er gerne einmal die Rollen tauschen würde. In dem Moment, in dem er sein eigenes Geld verdient, möchte er seinen Eltern gegenüber finanzielle Unterstützung anbieten. Mit dieser Zukunftsvision wird auch sein Unabhängigkeitswunsch gegenüber seinen Eltern deutlich. Gerade die Sorge seiner Mutter um ihn beschreibt Ismail immer wieder als bedrückend. Seine vierundzwanzigjährige Schwester rufe sie beinahe täglich an. Ihm gegenüber würde sie häufig Ängste äußern. Auch dieses Verhalten wird als typisch orientalisches beschrieben. Kurden, Araber und Türken seien so. Als Ismail einmal sieben Stunden lang im Koma lag (die Gründe dafür sind nicht bekannt), da sieht er sich beim Erwachen direkt mit dem Kummer seiner Mutter konfrontiert.

„Sieben Stunden war ich mal im Koma gewesen und so. Als ich wach war, ich hab meine Mutter gesehen, voll heftig, so ihr Gesicht und so, voll fertig war sie. Und wenn ich einmal Kopfschmerzen hab, dann weint sie ab und zu, dass ich wieder so in Koma geh oder was weiß ich. Wenn es mir schlecht geht, dann geht's ihr auch so schlecht.“

Ismail stört weniger, dass sich seine Mutter um ihn kümmern möchte, als vielmehr, dass sie sich ausschließlich um ihn sorgt. Die beschriebene Symbiose wird als bedrückend geschildert, da er neben der Sorge um sein individuelles Leben auch die Verantwortung für das Wohlergehen seiner Mutter mit sich trägt. Er wünscht sich von seiner Mutter mehr Vertrauen in ihn als heranreifenden Erwachsenen. Ismail beschreibt, dass sie sich durch die Sorge um ihn körperlich und seelisch kaputt machen würde. Da er die türkische Staatsbürgerschaft trägt, müsse er nach seiner Ausbildung zum Militärdienst in die Türkei. Er fragt sich zugleich, wie seine Mutter wohl damit zurecht kommen werde, wenn er ein ganzes Jahr nicht bei ihr sei, und scherzt, dass sie sich womöglich umbringen könne. Auch wenn diese Aussage ironisch gemeint sein mag und gegebenenfalls Koketterie darin mitschwingt, so steckt doch möglicherweise auch Angst in Ismail, dass sein Erwachsensein vielleicht nie akzeptiert werden könne und er damit nicht aus der Rolle des unselbstständigen und von den Eltern umsorgten Sohnes entfliehen könne.

Ismail legt in der Darstellung seiner Familiengeschichte viel Wert auf die funktionierende Unterstützungsstruktur der neuen Patchworkkonstellation seiner Familie. In der Türkei hat Ismails Vater erneut geheiratet. In der ersten

Zeit war Ismail sehr eifersüchtig auf dessen neue Frau, mittlerweile hat sich das Verhältnis jedoch positiv entwickelt. Auch wenn die Beziehung zwischen Ismail und seinem Stiefvater von Spannungen gezeichnet ist, beschreibt er auch ihn als fürsorglich gegenüber Ismail. Beide Familien halten grundsätzlich zusammen und unterstützen sich in Notsituationen, was Ismail wichtig ist. Das enge Familienband, das er als ‚typisch türkischen Wert‘ ansieht, wurde durch die Scheidung nicht in Frage gestellt. Ismail führt das darauf zurück, dass seine Familie aus einer türkischen Großstadt komme und daher selbstverständlicher mit einer Trennung umgehe. Auf dem Land wäre das in der Türkei häufig nicht der Fall und es käme zu gegenseitigen Verleumdungen. Ismail präsentiert sich und seine Eltern somit als fortschrittliche und moderne Patchworkfamilie aus der Großstadt und erreicht dies durch die Abgrenzung gegenüber einer vermeintlich traditionsverhafteten Landbevölkerung.

4.1.1.8 Rebellion gegen institutionelle Autoritäten

In der Schule beschreibt sich Ismail als lustigen Typen, der im Unterricht nicht still ist und lieber mit seinen Freunden über dies und jenes lacht. Dies bedeutet für ihn jedoch nicht selten, dass er aus der Klasse verwiesen wird, weil das Lachen der Schüler den Unterricht störe. Sein Verhalten begründet er damit, dass ihn der theoretische Unterricht langweile, weil er zum Zuhören verdammt sei. Praktische Arbeit, in die er sich auch einbringen könne, mache ihm hingegen sehr viel Freude, so dass er dabei volles Engagement zeige.

Ismail steht unter Verdacht Laptops aus der Schule geklaut zu haben, weswegen es kürzlich zu Einzelgesprächen mit zwei Vertrauenspersonen kam, die sich während seiner Schulsuspendierung sehr für ihn eingesetzt hatten. Ismail beteuert, zwar bei dem Diebstahl anwesend und nicht abgeneigt gewesen zu sein sich zu beteiligen, an der Tat schlussendlich jedoch nicht mitgewirkt zu haben. Ein paar Schüler jedoch haben seinen Namen genannt, als es um die an der Tat beteiligten Personen ging.

„Ich hab auch zugegeben, ne. Ich hab auch gesagt ‚ich wollte nehmen. Ich hab alles eingepackt so, in meine Tasche, ich hab alles, Laptop und Maus, Ladegerät, ich hab alles eingepackt, aber ich hab mich nicht getraut‘. (...) Weil ich hab kein Bock mehr auf den Stress und so. Wenn eine Anzeige käme, dann wäre vielleicht Ende mit mir. Ich bin ja vernünftig geworden. Von den Drogen und so bin ich wieder losgekommen und deswegen will ich nicht so Scheiße bauen. Ich hab genau

so gesagt, wollte ich nehmen, hab ich alles eingepackt, aber hab mich nicht getraut, will ich nicht, hab ich nicht genommen. Ja, aber was sollen sie machen, wenn da sechs, sieben Leute meinen Namen sagen.“

Ismail kann zwar für sich Partei ergreifen und wird von einer Anzeige verschont, die beiden Vertrauenspersonen glauben jedoch nicht an seine Unschuld. Ismail bekundet offen, dass er sich an dem Diebstahl beteiligen wollte. Die Reflektion über die Konsequenzen habe ihn jedoch davon abgehalten. Er sagt von sich selber, dass er ‚vernünftig‘ geworden sei. Da er es auch geschafft habe von den Drogen Abstand zu nehmen, sieht er in dieser Argumentation auch den Beweis für seine Unschuld. Um seine Unschuld zusätzlich zu unterstreichen, geht er für eine freiwillige Aussage sogar zur Polizei und erläutert auch dort, dass er sich zwar an dem Diebstahl beteiligen wollte, letztendlich jedoch die Tat nicht begangen habe. Dennoch reicht das Zutrauen der beiden Vertrauenspersonen in der Schule nicht aus, da sie Ismail vorwerfen, dass er während seines Drogenkonsums den Verkauf von Drogen ebenfalls bestritten habe.

4.1.1.9 Drogen – Jugendkult und die Anziehungskraft von Klischees

Die Trennung seiner Eltern fällt für Ismail in eine Lebensphase, in der die Auseinandersetzung mit einem männlichen Vorbild, in der Regel mit dem Vater, große Bedeutung für die Ausbildung der eigenen Geschlechtsidentität hat. Da sein Vater in dieser Phase zurück in die Türkei zieht und durch die Trennung bzw. Neuordnung seines Lebens auch viel mit sich selbst beschäftigt ist, steht er Ismail für dessen Entwicklungsarbeit nicht zur Verfügung. Auch sein Stiefvater eignet sich aufgrund persönlicher Antipathie nicht als Vorbild. So konzentriert sich Ismail bei der Suche nach Personen zur Auseinandersetzung von Männlichkeit zwangsläufig primär auf die Peergroup. Ismail verkehrt in verschiedenen Freundeskreisen, in denen er auch sukzessive mit Drogen in Berührung kommt. Anfänglich konsumiert er lediglich so genannte weiche Drogen, im Laufe der Zeit kommt er dann auch mit härterem Rauschgift in Kontakt. Die prekäre Lebensphase begünstigt seine Bereitschaft zum Drogenkonsum zusätzlich zum sich aufbauenden Gruppendruck seiner Peergroup, die sich über den Mut zur persönlichen ‚Entgrenzung‘ durch die Einnahme von Rauschgiften definiert.

„Ich hab’s selber genommen und jeder fragt so ‚Kiffst du?‘, ich so: ‚Ja natürlich, man‘ und so, voll ganstermäßig, weil ich so, ich fand das

damals so cool. Ich hab gesagt: ‚Natürlich, man‘ und so: ‚Was denkst du‘. Aber jetzt, ich lach jetzt viel wegen meiner Vergangenheit. Ich kann darüber nur lachen.“

Ismails Image scheint innerhalb der Peergroup durch den Drogenkonsum zusätzlich aufgewertet zu werden. Der Verweis auf die Bedeutung des ‚Gangsterimages‘ innerhalb der Peergroup kann möglicherweise als Hinweis auf eine Verherrlichung des Drogenkonsums und -handels interpretiert werden. Speziell in der so genannten Gangster-Rapszene existiert das nicht unumstrittene Klischee des durch Drogenhandel erfolgreich und einflussreich gewordenen schwarzen Mannes¹⁵.

Die Jugendlichen erhoffen sich, möglicherweise durch den Drogenhandel auf kurzfristigem Weg zu Geld und Ansehen zu kommen. Da ihnen gesellschaftlich kaum erfolgsversprechende Optionen zur Teilhabe am Erwerbsleben, zur Mehrung ökonomischen Kapitals oder auch zur gesellschaftlichen Partizipation (beispielsweise um ihre Situation zu verändern) zur Verfügung stehen, erfährt diese Vorstellung zusätzlichen Reiz. Ismail konsumiert und verkauft schließlich Koks. Als er mit den Drogen in der Schule erwischt wird, droht ihm ein Schulverweis. Diese Phase seines Lebens beschreibt er kaum, er verdeutlicht lediglich, dass er durch den Drogenkonsum viele seiner Freunde verloren habe. Dies kann als Hinweis darauf interpretiert werden, dass der Drogenkonsum in erster Linie der Anerkennung und erhofften Wertschätzung seiner Person durch die Peergroup diene. Mittlerweile gibt er an, keine Drogen mehr zu konsumieren und einen Teil seiner Freunde wieder zurückgewonnen zu haben. Rückblickend betrachtet belächelt er sein Verhalten, da er durch die Drogen so unverhältnismäßig viel aufs Spiel gesetzt habe. Gleichwohl trägt die Drogenvergangenheit in seiner Selbstpräsentation bis heute zu seinem Ansehen bei. Dass er diese Passage seines Lebens so unglaublich glatt präsentiert, ist sicherlich der Tatsache geschuldet, dass der Interviewkontakt durch den Schulsozialarbeiter zustande gekommen ist. Auch wenn zu Beginn des Interviews der Kontakt zwischen Schulsozialarbeiter und Interviewerin als flüchtig beschrieben und die Inhalte der Interviews als vertraulich bestätigt werden, will Ismail möglicherweise so wenig wie möglich über seine derzeitige Haltung gegenüber Drogen sprechen. Deutlich hingegen macht er die Bedeutung des unerschrockenen Umgangs mit Drogenkonsum

15 Unreflektiert bleibt dabei in der Regel, dass hier erneut die Stereotype des „unkultivierten“ und „ignoranten“ schwarzen Mannes bedient wird.

und -handel, um in der Peergroup unter Jungen und jungen Männern anerkannt zu werden.

4.1.1.10 Abschließende Betrachtung

Ismails Geschichte ist durch eine Vielzahl von Differenzlinien durchzogen.

Seine Erfahrungen als Scheidungskind im adoleszenten Alter und recht kurz nach der Migration lassen den Drogenkonsum in einem anderen Licht erscheinen als im Fokus der Peergroup und der damit verbundenen Bedeutung zur Anerkennung unter jungen Männern. So kann der Drogenkonsum sicherlich nicht allein auf die Trennungssituation der Eltern zurückgeführt werden, sondern dient auch der Inszenierung von Männlichkeit in einer jugendlichen Subkultur. Gleichzeitig darf der biografische Hintergrund hinsichtlich des spiralenförmigen Verlaufs einer immer prekärer werdenden Lebenssituation durch Drogenkonsum, Drogenhandel und neueren Anschuldigungen des Diebstahls nicht außer Acht gelassen werden. Der Hinweis darauf, dass im gesamten Interview nur vereinzelt erwachsene Vertrauensfiguren eingeführt werden, verdeutlicht, wie wenig ernsthafte Unterstützung er aus seinem sozialen Umfeld erhalten hat und wie früh er somit im Leben auf sich alleine gestellt war. Offensichtlich vermag auch die Beziehung zwischen Ismail und seinem Stiefvater keine stabile Unterstützungsstruktur zu bieten, in der er sich ernsthaft angenommen und aufgehoben fühlt. All diese Umstände bewirken, dass er in weitaus größerem Maße als andere Jugendliche aus behüteten Familienkontexten auf die Stabilität seiner Peergroup angewiesen ist und dementsprechend viel für eine anerkannte Position innerhalb dieser tut.

Auffallend ist auch, dass sein Stiefvater im gesamten Interview keine nennenswerte Rolle einnimmt. Vielmehr dient er primär der Negativabgrenzung, ohne je als männliche Orientierungsfigur eingeführt worden zu sein. Es ist jedoch zu vermuten, dass Ismail – im Gegensatz zu seinen Mitschülern – durch die berufliche Stellung des Stiefvaters als niedergelassener Psychologe in einem mehr oder weniger privilegierten Umfeld aufwächst. Ismail betont zwar, dass sein Stiefvater alles für ihn tue, vermutlich durch die Bereitstellung ökonomischer Ressourcen und/oder durch soziale Ressourcen zur Förderung seiner beruflichen Zukunft, eine empathische Beziehung pflegen sie jedoch nicht. Vermutlich führt gerade dies auch zu den heftigen Streitereien, von denen Ismail erzählt. Dadurch, dass Ismail seinen Stiefvater in seiner biografischen Darstellung kaum berücksichtigt, kann davon ausgegangen werden, dass beide zwar eine oberflächliche Familienbeziehung führen,

Ismails Stiefvater es jedoch offensichtlich nicht vermag, sich in seinen Stiefsohn in ausreichendem Maße hineinzusetzen und diesen emotional aufzufangen. Möglicherweise rücken damit auch die Privilegien, die Ismail durch ihn genießt, in den Hintergrund. Stattdessen tritt Ismails Cousin in seiner emotionalen Bedeutung deutlich hervor.

Seine im Kontext der Familiengeschichte brüchige Biografie und eine daraus resultierende frühe Selbstständigkeit haben möglicherweise ebenfalls zur Selbstreflexion gegenüber dominanten Zuschreibungsformen beigetragen.

Deutlich wird in seinen Erzählsträngen, dass er sich selbstbewusst von einzelnen Zuschreibungen und Klischees löst und individuelle Repräsentationsmuster entwickelt. Gerade seine Begeisterung für ein gepflegtes Erscheinungsbild und eine körperbewusste Haltung bei Männern bringt ihm in seiner Peergroup Unverständnis ein und führt zu abwertenden, schwulenfeindlichen Kommentaren. Dies betrifft auch die emotionale Bindung seinem Cousin gegenüber. Die starke Nähe der beiden untereinander wird von Freunden und Bekannten abwertend kommentiert. Auch hier fallen abfällige Kommentare über Schwule, denen sich Ismail gegenübergestellt sieht. Doch die dominanten Zuschreibungen über legitime und illegitime Männlichkeiten der Gleichaltrigen beeinflussen Ismail nur bedingt, so dass er seine persönlichen Bedürfnisse nach Nähe und Anerkennung unter Männern nicht versteckt. Trotz Abwertungstendenzen hebt er seine Bewunderung für gut aussehende Männer hervor, bekräftigt jedoch gleichzeitig deren rein ästhetischen Hintergrund, um sich im Kontext hegemonialer Männlichkeitsmuster heterosexuell zu verorten. In dieser Selbstrepräsentation verbergen sich also neben Ismails Widerständigkeit auch dessen Ambivalenzen. Diese werden auch deutlich, wenn man sich näher mit Ismails medialen Vorbildern auseinandersetzt. Auf der einen Seite tauchen in Ismails Erzählungen immer wieder Repräsentationsfiguren in Zusammenhang mit dem Gangsterimage und damit der Abgrenzung gegenüber normativ-gesellschaftlichen Ansprüchen (eingeführt durch seine Rapbezüge) auf, andererseits betont er seinen Wunsch nach einem begehrenswerten Äußeren

In seiner Verortung als Rapper bedient er nicht (mehr) primär die medial dominanten Kontexte, sondern hebt sein persönliches Potential insbesondere durch Kreativität und Ausdruckskraft in der Selbstrepräsentation hervor. Im offenen Wettstreit um den besseren Musiker wird Ismail immer wieder auf der Straße von anderen Rappern herausgefordert. Ismail präsentiert sich dabei

immer wieder als Sieger. Vermutlich sind an diese Selbstpräsentation auch Wünsche an eine eigene Karriere innerhalb der lokalen Rap-Szene geknüpft.

4.1.2 Fallstudie Asad: Kurzbiografie

Asad ist 18 Jahre alt, Kurde und lebt mit seinen Eltern, drei Schwestern und drei Brüdern in einem Wohnviertel etwas außerhalb Osnabrücks. Als Drittgänger wohnt er mit seiner 15-jährigen Schwester und seinem achtjährigen Bruder zu Hause bei den Eltern in einer Mietwohnung. Seine Mutter ist Hausfrau und sein Vater Lebensmittellieferant.

Er besucht die Berufsschule im Berufsvorbereitungsjahr und ist zum Zeitpunkt des Gesprächs als Landschaftsgärtnerpraktikant mit Aussicht auf Übernahme für eine Lehrstelle beschäftigt.

In seiner Freizeit spielt Asad gerne mit Freunden Fußball, verabredet sich mit ihnen in der Stadt oder engagiert sich gegen einen geringen Lohn in der Nachbarschaft bei der Gartenarbeit.

Geboren ist Asad in einem kleinen Dorf mit 500 Bewohnern in der Osttürkei. Als er vier Jahre alt ist, emigrieren seine Eltern mit ihm und seinen Geschwistern nach Deutschland, da sie dort ‚Arbeit gefunden haben‘. In der Türkei betrieben sie Landwirtschaft und hatten einen kleinen Hof mit einigen Tieren. An diese Zeit erinnert sich Asad nicht mehr aktiv, sondern kennt sie aus Erzählungen und von Fotos. Verwandte der Familie betreiben den Hof bis heute. Asads Familie besucht sie jeden Sommer in den Ferien und pflegt intensiv die familiären Kontakte in der Türkei.

Zu seinen Eltern hat Asad ein enges Verhältnis. Er wünscht sich, seinen Eltern eines Tages durch selbstverdientes Geld ein besseres Leben zu ermöglichen.

In der Schule berichtet er von Problemen aufgrund seiner kurdischen Zugehörigkeit. Mehrfach spricht er Diskriminierungserfahrungen in der Schule von Seiten der Lehrer und Mitschüler an. Auf Angriffe reagiert er auf Grund seiner Werteüberzeugung mit Gelassenheit und Humor.

4.1.2.1 Zur Interviewsituation

Für das Gespräch wurde uns das Büro der sozialpädagogischen Fachkraft, die Asad als Interviewpartner gewinnen konnte, bereitgestellt. Wegen einer Besprechung konnte das Büro nicht im Vorfeld für das Gespräch vorbereitet

werden, so dass der Raum für die Interviewsituation noch gestaltet werden musste. Asad bot bei den Vorbereitungen gleich seine Hilfe an und brachte sich aktiv in den Kennenlernprozess ein. Da der Sozialpädagoge mit Asad einen vertrauensvollen Umgang pflegt und ihm nach Absprache mit mir bereits im Vorfeld einiges über die Ziele der Studie erzählt hatte, war das Gespräch schnell beim Thema. In einer Sitzecke mit kleinem Tisch konnte das Aufnahmegerät angeschlossen und Getränke bereitgestellt werden. Während der Vorbereitungen unterhielten wir uns bereits über das leitende Interesse der Studie. Asad erkundigte sich über den Entstehungsprozess einer solchen Arbeit und sagte schließlich, dass er sich auf das Gespräch freue. So erhielt das Interview von Beginn an einen vertrauensvollen Charakter.

Asad ist sportlich-schlank und von mittlerer Größe. Seine dunklen, leicht gewellten Haare trägt er ohrlang und natürlich fallend. Zum Interviewtermin erscheint er mit einer modischen Jeans, hellen Turnschuhen mit Markenlogo und einem stylisch-bunten Sweatshirt, das ebenfalls mit einem großflächigen Markenlogo versehen ist.

4.1.2.2 Verhandlung von männlichen Repräsentationen

Asad spielt leidenschaftlich gerne Fußball. Seit Jahren ist er bereits Mitglied in einem Fußballverein und wechselte kürzlich in einen neuen Verein, in welchem ausschließlich Kurden trainieren.

Neben dem Fußball interessiert er sich noch für Karate und bewundert den chinesischen Kampfkünstler und Filmschauspieler Jet Li sowie Jackie Chan im Fernsehen. Außerdem gefällt ihm gutes Styling und die Auseinandersetzung mit Männermode. Gerne würde er einmal einen Film drehen, in dem er der Held wäre. Einen Actionfilm, in dem er mit Waffen herumläuft, oder eine Liebeskomödie, in dem er die Rolle des Widersachers spielt. In seiner Fantasie sind diese Rollen (vordergründig) machtvoll besetzt.

„Zum Beispiel da sind im Liebesfilm zwei zusammen und dann (lacht), dann würde ich das verhindern. Ja, und im Action-Film, da wird eine Bank beraubt und ich mache das (lacht). So was. (...) Ja, aber im Film ist es ja so, dass der Böse immer verliert.

Ja, wenn du den Film selber drehst, dann könntest du ja den Bösen auch mal gewinnen lassen.

Ja, nee, das geht nicht. Der Böse, das gibt keinen Sinn, wenn der Böse gewinnt. Ich weiß nicht, so. Wenn das jetzt zum Beispiel ein Liebes-

film ist und da verlieben sich zwei und dann kommt ein Böser so, will die auch und das Ende ist, dass die Frau den Bösen kriegt. Ja, das wäre ein Scheißende. Ich würde das so machen, dass der Böse verliert.“

Der Intrigant, der einem anderen Mann die Frau ausspannt, tritt in Filmen tendenziell als weißer, smarter und gut situiertes, einflussreicher Held auf. Auch wenn dieser in aller Regel am Filmende nicht sein Ziel erreicht, so bestimmt er doch maßgeblich das Geschehen auf der Leinwand und verkörpert durch Einflussreichtum und Macht hegemoniale Männlichkeit. Da sich diese Eigenschaften nach Asads Angaben im Interview nicht mit seinen eigenen Erlebnissen und Vorstellungen von sozialen Beziehungen decken, liegt die Vermutung nahe, dass er einmal in die Rolle eines so einflussreichen Mannes hineinschlüpfen möchte, ohne diese dauerhaft annehmen zu müssen. Ethisch und moralisch allerdings lehnt er diesen Männertyp ab und lässt in seinem fiktiven Film ‚das Gute‘ siegen, was möglicherweise für soziale Ordnung und Gerechtigkeit steht.

Größere Abgrenzung gegenüber männlicher Repräsentation gibt es bei Schwulen. Obwohl er kaum mit schwulen Männern in Kontakt kommt, lösen sie bei ihm starke Ablehnung aus. Da im Interview nicht speziell nach Asads Einstellung zu schwulen Männern gefragt wurde, liegt die Vermutung nahe, dass er hier die allgemeine Haltung seiner Peergroup vertritt. Auf die Frage, was genau er an schwulen Männern nicht möge, antwortet er:

„Ja, dass sie schwul sind, dass sie so mit Männern Kontakt haben, das ist für mich so (...), das muss ich halt akzeptieren so. Können die ja nichts für, wenn die Gefühle für Männer spüren und so. Ja, aber ich hasse (...), die ziehen sich komisch an und wie die reden, wie Mädchen so.“

Auf die Frage, ob er denn schwule Männer kenne, verneint er. Es gäbe lediglich einen schwulen Jungen in seiner Straße, mit dem er jedoch nie geredet habe und von dem er sich fern halte. Die Abstraktion, mit der er schwule Männer beschreibt, verdeutlicht, dass seine Bilder über Schwule sicherlich primär aus medialen Zusammenhängen bzw. aus Erzählungen und Meinungen seiner Peergroup gespeist werden. Die diffuse Argumentation zur Begründung seiner Ablehnung gegenüber Homosexuellen unterstreicht zudem die unhinterfragte Übernahme von Klischees und die stille Übereinkunft von Meinungen, die in seinen sozialen Gruppen vertreten werden.

An Männern mag Asad hingegen, wenn sie mit einer ruhigen, sanftmütigen, aber dennoch überlegten Haltung dem Leben gegenüberreten. In Konfliktsituationen beschreibt sich Asad daher auch eher defensiv und deeskalierend. In einer exemplarischen Auseinandersetzung gibt er an, durch Humor und überlegtes Vorgehen einem Angriff aus dem Weg zu gehen.

„Ja, wenn jetzt zum Beispiel einer ankommt und sagt ‚Ja, was bist du denn für ein Kurde‘ so. Dann tue ich so einen auf Lachen so. Dann lache ich so ‚Was will der denn so?‘, so in der Art so. Aber nicht weiter. (...) Weil ich bin eigentlich der Gewinner, wenn ich so bin. Wenn ich ihn so schlage so, ja, was habe ich denn davon? Hat er Schmerz, hab ich Schmerz. Oder er liegt im Krankenhaus und fertig. Und was habe ich davon?“

Die von ihm dargestellte Vorgehensweise erweist sich für ihn als gelungene Strategie, mit welcher er sich vor weiterem Ärger und möglicherweise ungewünschten Konsequenzen schützt. Gleichzeitig stellt er mit dem fiktiven Ausgang dieses Konflikts seine alltäglichen Erfahrungen dar, in denen gewaltsames Vorgehen ganz offensichtlich auf der Tagesordnung steht. Dass sich Asad für eine deeskalierende Strategie entscheidet, stellt seine individualistische Haltung heraus, mit der er sich in diesem Punkt ganz offensichtlich von den regulären Verhaltensweisen seiner sozialen Umgebung – zumindest in der Schule, wie im Verlauf noch beschrieben wird – abhebt. Sicherlich beschäftigt Asad auch das Thema ‚Angst vor Männern‘. Eine explizite Auseinandersetzung mit diesem Thema findet jedoch im Interview nicht statt.

Ehre und Stolz beschreibt er als zwar zwei wichtige Tugenden, die jedoch in Deutschland kaum eine Rolle spielen würden. In der Türkei hingegen schon. Erst wenn ein junger Mann über Ehre und Stolz verfüge, so sei er heiratsfähig. Asad beschreibt, dass junge Männer im Heimatdorf seines Vaters im Alter von ca. 20 Jahren von älteren Männern getestet würden. Wie genau und was dort passiert, ist ihm jedoch nicht bekannt. Ebenfalls fehlt ihm selbst eine genaue Definition von Ehre und Stolz. Sie erscheinen in seinen Beschreibungen eher als diffuse Begriffshüllen.

„Wenn man Ehre und Stolz hat, dann ist es automatisch ‚ja, der ist männlich, ein Mann‘. Wenn man keine Ehre hat, dann ist das für die ‚ja, der ist nicht männlich, der ist noch nicht so weit und so‘.“

Seine beiden älteren Brüder, in der Türkei geboren, haben ebenfalls das von ihm beschriebene Ritual erlebt, erzählen Asad allerdings nichts von den Inhalten, da sie einer Schweigepflicht unterliegen. Er selbst glaubt nicht, dass

er in Deutschland einmal einen solchen Test mitmachen wird, da Ehre und Stolz hier nicht relevant seien. Das Begriffspaar Ehre und Stolz erscheint in seinen Erzählungen als Relikt der türkischen Landbevölkerung, die von Armut und Not betroffen ist. In Deutschland hingegen hätte ein Mann nicht mehr so elementare Nöte und könnte damit unbekümmerter für seine Familie sorgen.

4.1.2.3 Freundschaft und soziale Netzwerke zur Hierarchiebestimmung

In den Pausen sitzt Asad mit seinen Freunden gerne in der Cafeteria, um über Fußball, Freizeit oder anstehende Klassenarbeiten oder Prüfungen zu reden. Er beschreibt sich als kommunikativ, kameradschaftlich und freundlich. Seine Clique umfasst einen großen Kreis von 30–40 Freunden, die sich aus Jungen und Mädchen, Kurden, Jugoslawen und Deutschen zusammensetzt. Einen besten Freund hat er nicht, jeder seiner Freunde sei wie ein bester Freund, sagt er. Tendenziell sind seine Freunde etwas älter als er, da Gleichaltrige ihn seiner Meinung nach zu mehr kriminellen Aktivitäten anstiften würden.

In seinen Freundschaften sind Asad Vertrauen, Ehrlichkeit und Kommunikation sehr wichtig. In Konfliktsituationen erwartet er, dass der Konflikt verbal geklärt werden kann. Ebenso erwartet er, dass Freunde und Freundinnen sich nach längerer Zeit aus Eigenantrieb bei ihm melden, so wie er es ebenfalls tun würde. Stabilität spielt eine wichtige Rolle.

Wenn er mit Freundinnen zusammen ist, dann gibt er an, ruhiger und ausgeglichener zu sein als mit Jungen, jedoch auch schüchterner. Eine feste Freundin, wie die meisten in seiner Schulklasse sie haben, hat Asad jedoch augenblicklich nicht. Er ist der Überzeugung, dass Mädchen an Jungen ein gepflegtes Äußeres mögen und dieses auch ansonsten zum positiven Auffallen in der Gesellschaft beitrage. Deshalb ist ihm ein gepflegtes und modernes Styling wichtig.

In der Gruppenshierarchie der Jungen seiner Klasse befindet er sich im Mittelfeld. Ausgegrenzt wird augenblicklich ein dicklicher Junge, der erst seit zwei Jahren in Deutschland ist und nur wenig Deutsch spricht. Mit zwei eher beliebten Mädchen seiner Schule hatte er kürzlich eine Auseinandersetzung. Als er in einer Schulpause kurdische Musik über den Lautsprecher seines Handys hörte, da beschwerten sich die beiden Mädchen bei ihm und forderten, dass er die Musik ausmachen solle.

„Sie so: ‚Ja, mach das aus‘. Und ich so: ‚Ja, warum denn? Dann mache ich das leiser‘, habe ich gesagt. Sie: ‚Ich will aber, dass du das ausmachst‘. Ich habe zu lachen angefangen; die waren nicht älter als ich, die waren genau in meinem Alter. Ich so: ‚Nein, ich will das aber nicht. Lass mich doch hören, ist doch Pause‘. Sie so: ‚Ja, dann gehe ich zum Lehrer‘. Ich so: ‚Ja, mach das‘. Hat mich der Lehrer geholt und der Lehrer hat mich richtig so angeschrien. Ich so: ‚Ja, warum darf ich nicht meine Musik hören?‘ Er: ‚Ja, wir sind hier in Deutschland‘ und dies und solche Sachen meinte er. Ich so: ‚Ja gut, dann gehe ich nächste Pause ganz woanders hin, wo ich allein bin, also gehen wir unter Freunden woanders hin und hören unsere Musik da‘.“

In dieser Erzählung verdeutlicht Asad seine Position in der Schulhierarchie, in der er auf Grund seiner kurdischen Wurzeln von den beiden deutschen Schülerinnen, die eher dem oberen Hierarchiefeld zugeordnet werden, vom Schulhof verdrängt und auf eine tieferliegende Position der Hierarchiestruktur im schulischen Kontext verwiesen wird. Dies unterstützt auch der herangezogene Lehrer, der sich in der weiteren Erzählung als Schulleiter entpuppt, der ihn zurechtweist und ihm ebenfalls eine untere Hierarchieposition zuweist. In der beschriebenen Ausschlussituation wird ihm das Recht auf öffentlichen Raum abgesprochen und die Wirkmächtigkeit der institutionalisierten Herrschaftsstruktur zwingt ihn dazu, rechtlos ‚das Feld zu räumen‘.

„Ich habe mich scheiße gefühlt, weil ich eigentlich gar nichts so Großes gemacht habe. Sie hat mich ja angesprochen, ich wollte ja gar nichts von der. Und die, die hat auch andere von meinen Freunden einfach mit reingezogen. Die hat gesagt, der und der war noch mit dabei.“

Nicht nur er, sondern auch unbeteiligte Personen werden in den Machtdemonstrationsbeweis der beiden Mädchen mit hineingezogen. Ihre Dominanz und ihr Bewusstsein, der Mehrheitsgesellschaft anzugehören und damit Anspruch auf bestimmte Privilegien zu haben, führen Asad gegenüber zur Schau, dass sie einerseits über die Interpretationsmacht des Geschehenen verfügen und ihm andererseits deutlich machen, wie wenig er dem ‚Gesellschaftskörper‘ angehört (vgl. dazu auch Spindler 2006, S. 326). Dabei wird ihre Dominanz durch den Schulterchluss mit der Lehrperson zusätzlich unterstrichen und verweist Asad in beleidigender Weise auf eine so empfundene unwürdige und rechtlose Randposition.

4.1.2.4 Die Familie als Ort der Geborgenheit

Mit seinen Eltern hat Asad ein ‚perfektes Verhältnis‘, wie er angibt. Seinen Vater beschreibt Asad als einen beliebten und gutherzigen Mann, der in der Nachbarschaft wegen seiner Fröhlichkeit und Hilfsbereitschaft geschätzt wird. Er selbst kann sich immer an seinen Vater wenden und mit Unterstützung rechnen. Für Asad ist er daher ein großes Vorbild.

Seine Mutter beschreibt er als offene, empathische und fürsorgliche Person. Wenn sie den Eindruck hat, dass Asad unausgeglichen ist und er Abwechslung benötigt, dann fragt sie ihn beispielsweise, ob sie zusammen etwas unternehmen sollen. Sie möchte, dass ihr Sohn modern aufwächst, weshalb sie zum Beispiel streng religiöse Haltungen, wie einen Bart tragen zu müssen, belächelt und ihren Sohn entscheiden lässt, ob und wie er sich rasiert. Das schätzt er an ihr.

Probleme mit seinen Eltern benennt er nicht. Lediglich Meinungsverschiedenheiten alltäglicher Art gibt er an, wenn es beispielsweise darum geht, dass er sein Zimmer seiner älteren Schwester überlassen muss. Dies beschreibt er jedoch primär als Enttäuschung.

Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sich Asad am Ende seiner Schullaufbahn und befasst sich intensiv mit zukünftigen Berufsoptionen. Für sein Praktikum als Landschaftsgärtner engagierte er sich besonders stark und ließ dafür sogar sein Fußballtraining ausfallen. Weil das Unternehmen sehr zufrieden mit Asads Engagement war, bot man ihm eine Verlängerung des Praktikums mit Aussicht auf einen Ausbildungsplatz an, was Asad sehr stolz macht. Sein augenblicklich größtes Ziel ist es, diesen Ausbildungsplatz zu bekommen, um sein eigenes Geld zu verdienen und finanziell unabhängig zu werden.

„Ja, auf jeden Fall, dass ich eine Ausbildung kriege, damit ich auch mein eigenes Geld mal verdiene und nicht immer nur zu meiner äh (...) Mutter rennen muss und mal fragen muss. Aber wenn ich eine Ausbildung habe, natürlich gebe ich meiner Mutter auch immer so ein bisschen Geld, damit sie auch etwas, damit wir alle über die Runden kommen.“

Für seine Zukunft wünscht sich Asad, dass er einmal ein Restaurant mit einem schönen Garten besitzt, wie einige seiner Onkel, die sehr erfolgreich in der Branche sind. Dabei stellt er sich kein beliebiges Restaurant oder gar

einen Schnellimbiss vor, sondern etwas Besonderes, das sich von anderen abhebt.

„Eigentlich will ich später mal, wenn ich älter bin, auch mal ein Restaurant mit schönem Garten aufmachen. Weil meine Onkeln, die haben auch alle ein Restaurant aufgemacht und der Chef von der Landschaftsgärtnerei kennt die auch. In Osnabrück ist zum Beispiel ein Restaurant, das gehört meinem Onkel. Und das Athena, Domingo und Franco, die gehören auch alle meinen Onkeln. Von denen habe ich viel gelernt, wie man was selber herstellt, repariert und auch so rechnet, um immer Geld für den Einkauf oder auch mal, wenn was angeschafft werden muss, zu haben. Darum möchte ich später auch mal so was aufmachen. Aber irgendwas anderes, nicht immer das gleiche.“

Seine Onkel dienen Asad als Vorbild für beruflichen Erfolg und ökonomisches Wachstum, denen er nacheifern möchte. Er gibt an, dass er durch seine Onkel viele praktische Einblicke in ihren Berufsalltag gewonnen und von ihnen auch alltagspraktische sowie unternehmerische Kompetenzen erworben habe. Obwohl er diesem Berufsziel langfristig hinterhereifert, möchte er sich dennoch von der Vorgängergeneration abheben, und zwar durch ein modernes, zeitgemäßes Restaurant mit einer besonderen Note.

„Ja, also einen Plan habe ich jetzt noch keinen genauen, aber zum Beispiel jetzt (...) ein anderes Essen herauszubringen. Zum Beispiel jetzt nicht nur ein griechisches Restaurant, sondern zum Beispiel gibt es jetzt da auch Gerichte so von Polen, so von jedem Land was zu essen. Ein internationales Restaurant halt. Das wäre schon der Hammer. Da mache ich so Lichter (lacht) und die strahlen alle so auf eine Weltkugel, die sich dreht.“

Asads Wunsch, sich abzuheben und durch etwas besonderes auf sich aufmerksam zu machen, wird in seiner Zukunftsvision deutlich. Ein internationales Restaurant scheint ihm in seiner Vorstellung auch einen sichtbaren Platz in der Mehrheitsgesellschaft zu geben, die ihm augenblicklich nur wenig Beachtung schenkt. Die internationale Ausrichtung des Restaurants steht wohl auch sinnbildlich für seine Generation, die in einem multikulturellen Kontext aufwächst und ein anerkennendes Nebeneinander anstrebt.

Diese Zukunft denkt Asad jedoch nicht ohne seine Familie, insbesondere seine Eltern, um die er sich später sorgen möchte und die daher in seiner Nähe sein müssten. Dieser Anspruch bezieht sich auch auf seine Geschwister.

4.1.2.5 Diskriminierungserfahrungen in der Schule

Asad hatte in der Hauptschule große Probleme, seinen Abschluss zu bekommen. Dies resultierte einerseits daraus, dass er sich von seinen Mitschülern viel hatte ablenken lassen. Die Schule wurde von den Schülern nicht sehr ernst genommen, so dass im Unterricht viel gealbert wurde. Erst als er dann ins Berufsvorbereitungsjahr kam, wurde ihm bewusst, dass er die Schule nun erster nehmen müsse, wenn er eine reelle Chance auf einen Ausbildungsplatz haben wolle. Andererseits hatte er Probleme mit seinen Lehrern, die ihn aufgrund seiner Herkunft nicht beachtetten. Seine Erfahrungen beschreibt er folgendermaßen:

„Ja, äh halt, wenn ich ihn zum Beispiel angesprochen hab und so seinen Namen gerufen hab, der hat mich gar nicht beachtet. Und wenn ein anderer ihn gefragt hat, sofort so. Und das täglich so. Und dann habe ich mir irgendwann gesagt, ja egal so, dann gehe ich halt hin, mache meine Stunden und gehe wieder nach Hause.“

Auf die Nachfrage, welche Schüler der Lehrer beachtet hätte und welche nicht, antwortet Asad, dass es insbesondere deutsche Schüler waren, die sein Lehrer bevorzugt in den Unterricht einband und sie aktiv teilnehmen ließ. Wieder wird Asad vor Augen geführt, dass er in die Rolle des ‚Anderen‘ gedrängt und damit auf eine gesellschaftliche Randposition verwiesen wird.

„Also, ich will das nicht irgendwie so, aber Deutsche hat er irgendwie immer angesprochen. Also, wenn ich zum Beispiel mit meinem Cousin zum Beispiel etwas gefragt habe, dann hat er (...) der hat immer streng geredet. So mit einem bösen Blick. Hab ich auch gesagt ‚Ah, egal‘.“

Asad beschreibt deutlich seine negativen Erfahrungen, die er beim Stellen von Fragen und bei Interessensbekundungen sammelte. Aus der Negierung durch den Lehrer wuchs Resignation gegenüber dem Unterricht und auch gegenüber der Schule. Doch in Asads Schulerfahrungen bleibt es nicht allein bei diesen Erlebnissen. Es folgen weitere Diskriminierungserfahrungen, diesmal in der Zuschreibung von kriminellen Delikten. Als in der Schule Schleifmaschinen, Computer und andere technische Geräte gestohlen werden, gerät auch Asad in Beschuldigung des Diebstahls. Erst im Laufe der Fallaufklärung kann er die Lehrer von einer Unschuld überzeugen.

„Ja, es wurden so, es wurden so Schleifmaschinen geklaut, Tackergereäte, Motorsäge, dies und solche Sachen. Und Laptops und so. Ja. Ich habe damit nichts zu tun gehabt, das ist auch rausgekommen und so.“

Weil ich bin nicht einer, der so; weißt du, wenn man was haben will, dann muss man sich dafür sorgen. Dann muss man sich selbst irgendwie auf den Hintern setzen, um zu gucken, wie man das klar kriegt und so. Ja. (...) Deswegen, das gefällt den Lehrern auch nicht, wenn da auf einmal so viele Dinge fehlen. Das ist nicht gut.“

Es bleibt kaum aus, dass Asad die Schüler, die den Diebstahl verübt haben, kannte und damit umgehend mit unter Verdacht geriet. Seine eigenverantwortliche Haltung und seine moralische Einstellung gegenüber Eigentum schützt ihn dabei vor der Beschuldigung der Lehrer nicht. Dass diese Erfahrungen nicht nur individuelle, sondern kollektive Erlebnisse sind, betont er mit einer weiteren Erzählung über die Erfahrungen seines kurdischen Freundes. Auch dieser erlebt, dass deutsche Schüler bevorzugt im Unterricht dran genommen werden, obwohl er sich mehrfach meldet. Darüber hinaus beobachten sie den persönlichen Einsatz einzelner Lehrer für deutsche Schüler, wenn es beispielsweise um die Suche nach Praktikumsplätzen geht.

All diese Erfahrungen haben zum Resultat, dass er zwar gerne zu Hause lernt, nicht jedoch gerne zur Schule geht. Während er es sich zu Hause zum Lernen gemütlich macht, ziehen ihn die negativen Erfahrungen in der Schule herunter und demotivieren ihn. Doch neben den Ausgrenzungserfahrungen spielt noch ein weiterer Grund eine Rolle für seine Demotivation: die Disziplinierungsfunktion der Schule. Dies wird deutlich, als er seine Lernsituation zu Hause gegenüber der in der Schule beschreibt.

„Zu Hause hat man, irgendwie das ist anderes Zuhause. Da machst du, da machen wir schön Musik an. Hat man was zu trinken bei sich. Dies und das. Joa. Man kann ab und zu raus gehen. Frische Luft schnappen. Mhm. Kann man hier nicht, man muss den ganzen Tag hier sitzen und lernen.“

Er erzählt, wie er zu Hause auf seine individuellen Bedürfnisse in der Lernsituation eingehen kann, indem er sich eine angenehme Atmosphäre mit leiser Musik und einem Getränk schafft und kurze Pausen mit Spaziergängen einlegt. Dieser Freiraum zur individuellen Aneignung von Lernstoff ist ihm in der streng regelgeleiteten Schule nicht möglich.

4.1.2.6 Abschließende Betrachtung

Asad tritt im Interview als fröhliche und weitgehend unbekümmerte Person auf, die in einem großen, regionalen Familienkontext verwurzelt ist. Seine Familie tritt dabei in den unterschiedlichsten Bereichen in ihrer Unterstüt-

zungsfunktion auf. Diese zielt einerseits auf das persönliche Wohlbefinden und die Erfüllung elementarer Bedürfnisse sowie andererseits auf das schulische Fortkommen und finanziellen Beistand. Letzterem hofft er jedoch durch seine bevorstehende Lehrstelle baldmöglichst zu entkommen, um in finanzieller Hinsicht eigenständig zu werden. Dazu gehört für ihn allerdings auch, dass er seinen Eltern einen Teil des selbstverdienten Geldes zukommen lassen möchte.

Neben der emotionalen Zuwendung, Anerkennung und finanziellen Unterstützung im familiären Netzwerk findet er auch wirtschaftlich erfolgreiche Vorbilder, die ihm Zuversicht für seine eigene Zukunft vermitteln. Dabei scheint die Familie im weiteren Sinne auch nicht unerheblichen Einfluss auf seine beruflichen Zukunftsvisionen zu haben. Sein soziales Netzwerk tritt insbesondere als ‚Lehrmeister‘ hervor, in dem handwerkliches Geschick, wirtschaftliches Denken und Handeln sowie Praxisnähe vermittelt werden. Der Verweis auf die erfolgreiche Führung mehrerer Restaurants durch seine Onkel räumt auch Asad selbst Zuversicht ein, in dieser Branche möglicherweise einmal tätig zu sein. Ob ihn dies persönlich interessiert oder vielmehr eine erfolversprechende Option zur finanziellen Unabhängigkeit darstellt, ist schwer festzustellen. Asad zeigt sich kreativ in der fiktiven Ausgestaltung eines eigenen Restaurants und hebt sich durch ausgefallene Ansätze von seiner Verwandtschaft ab. Durch die Berücksichtigung von globalen Aspekten in der Dekoration gibt er Einblick in seine Wünsche nach gemeinschaftlichem Miteinander in einer die Vielfalt wertschätzenden Gesellschaft. Seine Vision zielt auf einen Ort des respektvollen Miteinanders von verschiedenen Nationalitäten ab. Er selbst, der sich im Zentrum des Geschehens befindet, kann in dieser Fiktion aktiv auf die zusammentreffenden Menschen Einfluss nehmen.

Asad ist trotz seines jungen Alters ausgesprochen bedächtig und reflektiert. Beispielsweise zeigt seine Haltung bei Konflikten einen sehr pragmatischen Umgang mit situativen Spannungen. Auch seine Entscheidung, sich insbesondere an einem Freundeskreis zu orientieren, der tendenziell etwas älter bzw. gefestigter in seiner Persönlichkeit ist, um nicht unter Gruppendruck zu kleinkriminellen Delikten angeregt zu werden, verdeutlicht seinen pragmatischen Umgang mit den gegebenen Problemen seines sozialen Umfeldes. In seiner Haltung gegenüber homosexuellen Männern signalisiert er zwar vehemente Ablehnung, gleichzeitig lässt er Einfühlungsvermögen durchblicken, wenn er einlenkend sagt, dass man allerdings auch nicht steuern könne, in

wen man sich verliebt. Ohne die homophobe Haltung verharmlosen zu wollen, so scheint in dieser Aussage primär gruppenspezifischer Konsens als persönliche Überzeugung sichtbar zu werden. Ebenso begeistert sich Asad zwar für mediale Vorbilder aus Karate- und Actionfilmen, gleichzeitig lehnt er persönlich gewaltsames Verhalten bei Männern ab. Hier wird meiner Einschätzung nach eher eine altersspezifische Vorliebe deutlich als eine persönliche Haltung. Pragmatismus hat sich in Asads Leben also in vielfältiger Hinsicht als erfolgreiche Strategie erwiesen.

Gleichzeitig macht Asad massive Ausgrenzungserfahrungen in der Schule. Auch wenn es nur einzelne Lehrer und Schüler sind, die ihn aufgrund der Herkunft seiner Eltern und stereotyper Zuschreibungen ausgrenzen, so wird doch Asads Verletzlichkeit in diesem Erfahrungsbereich deutlich. Sehr klar tritt dies aus der Erzählung über das Hören kurdischer Musik und dem daraus entstandenen Eklat auf dem Schulhof hervor. Asads Aufregung darüber galt sicherlich nicht der Erfahrung eines Konflikts unter Jugendlichen, sondern wohl eher der Tatsache, dass ‚Täter‘ und ‚Opfer‘ vertauscht wurden und keine neutralen Aufklärungsbemühungen von Seiten der Autoritätspersonen vorgenommen wurden.

4.2 Die Erfahrungen der Gymnasiasten

4.2.1 Fallstudie Bekir: Kurzbiografie

Bekir ist 18 Jahre alt, lebt nahe Hamburg und besucht die 12. Klasse eines Gymnasiums. In seiner Schule ist er in eine Clique eingebunden, die sich zum Großteil aus Mädchen zusammensetzt, mit denen er langjährig befreundet ist. Seine beste Freundin Melanie kennt er seit der 7. Klasse. Mit ihr teilt er das stärkste Zusammengehörigkeitsgefühl, da sie für ihn eine starke und unabhängige Persönlichkeit verkörpert.

Seine drei Brüder werden von ihm im Interview als ‚sehr männlich‘ beschrieben. In seinen Erzählungen tauchen sie als sich prügelnde Brüder auf, deren zentrale Interessen auf Karate, Autos sowie das Leben als Ehemann und Vater (verheiratet sein) ausgerichtet sind.

Im Alter von zwei Monaten ist Bekir nach Deutschland gekommen. Seitdem lebt er in einem Hamburger Vorort, in dem kaum Eingewanderte wohnen.

Daher hat er nur wenig Kontakt zu Türken¹⁶, was er bedauert. Seine einzigen Kontakte zur Türkei sind die alljährlichen Reisen während der Sommerferien ins Heimatdorf der Eltern. Dort erlebt er sich jedoch primär als Tourist.

Das Haupteinkommen der Familie verdient seit Jahren Bekirs Mutter. Sie arbeitet als Vollzeitangestellte an der Theaterkasse und kommt erst gegen Abend nach Hause. Die meiste Zeit verbringt Bekir zu Hause mit seiner Schwester und schaut gemeinsam mit ihr Fernsehserien.

Sein Vater arbeitete lange Zeit auf dem Bau. Nach finanziellen Einbußen der Firma verlor er seine Stelle. Da er starke Schulter- und Rückenprobleme hatte und es ihm körperlich schlecht ging, fand er keine neue Anstellung. Nach einigen Jahren Arbeitslosigkeit ging er zurück in die Türkei und baute dort in der Heimatstadt ein eigenes Hotel mit Restaurant auf.

Zu seinem Vater und seinen Brüdern hat Bekir ein distanzierendes Verhältnis; die Beziehung zu seiner Mutter und Schwester beschreibt er hingegen als nah.

4.2.1.1 Zur Interviewsituation

Das Interview mit Bekir wird durch einen Lehrerinnenkontakt über Dritte vermittelt. Da die besagte Pädagogin sehr aktiv in interkulturelle Arbeitszusammenhänge eingebunden ist, meldet sie sich auf die Interviewsuche und organisiert ein Treffen mit einem ihrer Schüler, Bekir. Bekir meldet sich per Handy und wir vereinbaren ein kurzfristiges Treffen in einem bahnhofsnahen Café.

Bekir ist mittelgroß, schmal und mit Jeans, Turnschuhen sowie einem intensivfarbenen T-Shirt modern gekleidet. Seine Haare trägt er ohrlang und verwuschelt gestylt. Er trägt Schmuck an Händen und Armen sowie am Nasenflügel. Seine Mimik strahlt Optimismus aus, die ihn ungezwungen und offen im Kontakt erscheinen lassen.

4.2.1.2 Selbstverortung und Fremdzuschreibung vor einer medialen Folie

Bekir führt seine Brüder gleich zu Beginn des Interviews ein. Auf die Frage, wie er in seiner Schulklasse wahrgenommen werde, beschreibt er die über-

16 Da unsere Sprache primär auf Einfachzuordnungen zielt, wird hier explizit darauf hingewiesen, dass innerhalb des vorliegenden Artikels das Wort ‚Türke‘ als Synonym übernommen wurde, Mehrfachzugehörigkeiten jedoch darunter subsumiert werden.

raschte Reaktion seiner Clique über die verwandtschaftliche Beziehung zu einem seiner Brüder:

„Ja, und die kannten den halt auch und die waren dann total verwundert – das kann doch gar nicht sein, dass ich der Bruder bin. Und dass ich so anders bin, und der ist so Assi, und ich, keine Ahnung. [...] Der ist jetzt nicht so [...]. Ich kenne den ja, ich kenne den ja von zu Hause aus und ich weiß halt, wie der ist, aber den anderen erscheint der halt wie diese Schlägertypen und diese krassen Türken, wie man die halt so sieht und in den Medien auch halt mitbekommt, keine Ahnung. Aber, eigentlich sind die nicht so.“

Sein Bruder wird als ‚Schlägertyp‘ und ‚Assi‘ eingeführt, ein Bild, wie es aus den Medien bekannt ist, zumindest in der Wahrnehmung der Peergroup. Bekir verweist darauf, dass er dieses Bild nicht teilt, da sie aus seiner Erfahrung „eigentlich [...] nicht so [sind]“. Das Bild des ‚krassen Türken‘ erhält seine besondere Bedeutung dadurch, dass Bekir auf die Frage, wie er wahrgenommen werde, zuerst das medial vermittelte Bild spiegelt, um sich im Folgenden davon abzugrenzen. Es scheint, als sei dieser Negativentwurf notwendig, um sich selbst in seiner Individualität sichtbar zu machen. Die Einführung seiner Person ohne Bezugnahme auf seinen Bruder, als Stellvertreter für das Stereotyp des ‚türkischen Machos‘, ist offensichtlich nicht denkbar. Erst im Folgenden beschreibt er die Reaktionen seiner Mitschülerinnen und Mitschüler, in deren Wahrnehmung er als ‚der Andere‘ auftaucht:

„[...] wenn meine Freunde sagen ‚Du bist ganz anders‘, ich weiß nicht, ich finde das eigentlich gar nicht schlimm. Ich finde das sogar gut, dass ich nicht so bin wie die. Ich wollte ja auch nie so sein. (lacht) Mhm. Und ich finde das eigentlich ganz in Ordnung. Es kommt halt darauf an. Manche sagen halt ‚Ja, du bist überhaupt nicht männlich‘ und so keine Ahnung, das finde ich dann auch irgendwie doof... Aber sonst ist mir das eigentlich ganz egal. Es gibt viele, die mich total doof finden, aber (...) (lacht) ja, so ist das halt.“

Bekir differenziert in seiner Beschreibung zwischen dem Status ‚anders‘ zu sein innerhalb seines Freundeskreises und der sozialen Umwelt. Innerhalb des Freundeskreises betont er die positiven Eigenschaften und die Freiräume, die es ihm ermöglichen, anders zu sein und seine Gestaltungsfreiheit wahrzunehmen. Die Abgrenzung gegenüber seinen Brüdern bedeutet in diesem Fall keinen Ressourcenverlust, sondern ist positiv konnotiert. In seiner Peergroup erhält er Unterstützung zur individuellen Ausgestaltung seiner Adoleszenz. In seiner Familie wird er hingegen mit männlichen Stereotypen konfrontiert, die

er nicht verkörpert. In dieser Situation wird ihm eine geschlechtliche Zugehörigkeit aberkannt, was ihn ärgert. Mit dem Hinweis darauf, dass es viele gäbe, die ihn ‚doof‘ fänden, macht er deutlich, dass es sich bei diesem Urteil um eine Alltagserfahrung handelt. Das spontane Auflachen kann dabei als Schutz vor Kränkung interpretiert, aber auch als Hinweis auf seine Selbstsicherheit verstanden werden. Aus einer eigenverantwortlichen Haltung heraus grenzt Bekir sich gegen ihn abwertende Personen ab.

4.2.1.3 Abgrenzung und Zugehörigkeit in der Peergroup

Bekirs beste Freundin ist Melanie, die er seit der 7. Klasse kennt. Melanie lebt offen lesbisch und verkörpert in seinen Erzählungen Selbstsicherheit, Stärke, Verlässlichkeit und Lebensfreude. In seinen Beschreibungen taucht immer wieder die gemeinsame Nähe auf:

„Wir sind einfach nur total kindisch. Keine Ahnung (lacht), ich glaube, wenn man uns dann zusammen erlebt, dann kriegen manche schon, die denken dann ‚Ja, was sind das denn für welche?‘ Aber ich glaube, das ist normal, wenn man unter guten Freunden ist, dass man dann so ein bisschen (...) keine Ahnung, verrückt wird oder so. Dass man dann so ganz locker ist und nicht so denkt ‚Ja, was denken jetzt die anderen über mich?‘, sondern dass man da halt ganz normal ist.“

Bekir beschreibt hier die Unbeschwertheit, die er mit der Freundin teilt. Gemeinsam können sie sich fallen lassen, um eigene Erfahrungen zu sammeln, Grenzen auszuloten, sie aufzulösen und neu zu stecken. Innerhalb der Freundschaft wird ‚Verrücktsein‘ zur Normalität erklärt; das ermöglicht ihnen, in eine Welt mit eigenen Wahrheiten einzutauchen. Stereotype Zuschreibungen von Zugehörigkeiten können wahrhaft ‚verrückt‘ und durch eigene Vorstellungen ersetzt werden.

Demgegenüber beschreibt Bekir jedoch auch Ausgrenzungserfahrungen in seiner Klasse:

„Es ist halt so, dass unsere Stufe total gespalten ist. Da gibt es eine Gruppe, die immer alles ins Lächerliche zieht. Auch auf Stufenversammlungen. [...] Dann will man halt auch irgendwie (...) sich nicht für irgendwas einsetzen und was sagen [...], weil man dann direkt weiß, das wird dann von denen irgendwie halt ins Lächerliche gezogen. Und das ist halt bei vielen so, dass die dann halt sagen ‚Ja, dann ist mir das doch egal‘. Es ist halt auch so, dass man das irgendwie erzwingen kann, dass dann keiner so (...), dass man dann nicht irgend-

wie so was planen kann. Weil man dann weiß, dass die Leute, die einen dann nicht mögen, dass die das dann halt doof finden. Keine Ahnung. Und dass dann alle so für sich sind.“

Die hier skizzierte Situation erzählt von einer dominanten Gruppe, die sich dadurch auszeichnet, dass sie sich über andere lustig macht und dadurch als Nicht-Dazugehörige markiert. Das Verhalten bewirkt, dass sich die Ausgegrenzten aus Angst davor, lächerlich gemacht zu werden, oder aus Resignation nicht mehr engagieren. Als Folge beschreibt Bekir die Vereinzelnung der Schülerinnen und Schüler: ‚Alle sind für sich‘.

4.2.1.4 Abgrenzung und Zugehörigkeit in der Familie

In seiner Familie macht Bekir andere Erfahrungen. Das Gefühl, sich nicht zugehörig zu fühlen, mündet in einen Verweigerungsakt, wodurch er sich von den Männlichkeitsentwürfen seiner Brüder und seines Vaters abgrenzt.

„Und zuhause, bei mir in meiner Familie, ist es auch manchmal so, dass ich da so manchmal denke, keine Ahnung, ja, irgendwie (...)Ich pass da nicht so wirklich rein. (...) Das sind aber nur so Momente (...), wenn meine Familie zum Beispiel über Karate oder so redet, was bei uns so manchmal voll das Thema ist, weil meine Brüder, alle drei, Karate machen. Also ein Bruder von mir war Junioren-Weltmeister oder so was. [...] Und wenn die alle so zusammen sind, dann ist das so, dass die über solche Themen reden, meine Brüder und mein Vater. Und ich sitze dann da und esse einfach nur.“

Bekir ist ausgeschlossen von der männlichen Inszenierung seiner Brüder und seines Vaters. Der Karatesport wird hier als klassischer Optionsraum für Erfolg und Aufstieg beschrieben. Als Kampfsportler besetzen Bekirs drei Brüder ein klassisch männlich dominiertes Hobby, in welchem einer sich bis zum Junioren-Weltmeister durchgekämpft hat. Mit dieser Errungenschaft erscheint er als richtungsweisend in der Ausgestaltung von Männlichkeit innerhalb seiner Familie. Bekir hingegen nimmt eine zurückhaltende Rolle bei diesen Gesprächen ein: er interveniert nicht, versucht nicht das Thema zu wechseln, verlässt nicht den Raum. Unbeteiligt sitzt er am Tisch und isst, so dass bei ihm das Gefühl entsteht, wie ein Fremder zu sein, der nicht dazugehört.

Zugehörigkeit und Unterstützung findet er hingegen bei seiner Mutter. Sie ist es, die ihm Raum zum Ausloten neuer Praktiken von Männlichkeit gibt. Sie affirmiert seine femininen Seiten und bietet Ersatzhandlungen an.

„Ich hatte immer voll Angst davor, wenn ich mir die Augenbrauen zupfe, dass dann meine Brüder sagen ‚Uah, du bist so schwul‘ und so. [...] und dann zu Hause wurde das dann mal irgendwann angesprochen, da hat dann mein Bruder zu meiner Mutter gesagt ‚Guck mal, der lässt sich seine Augenbrauen zupfen‘ und so. Und meine Mutter hat dann gesagt ‚Ja, mach das nicht, das machen nur Frauen‘. Aber das war dann nicht so irgendwie (...), das war dann eigentlich lustig. Meine Mutter sagt zwar immer noch ‚Nee, mach das nicht‘, aber (...) die lässt sich nun von mir ihre Augenbrauen zupfen!“

Durch die Praxis der Mutter, sich von Bekir die Augenbrauen zupfen zu lassen, erweist sie ihm implizite Anerkennung und bestätigt sein ästhetisches Empfinden. Da alleine die Mutter das Einkommen der Familie verdient, nimmt sie innerhalb der Familie eine bedeutende Rolle ein. Als Familienernährerin hat sie eine zentrale Funktion, so dass davon ausgegangen werden kann, dass Bekirs Aushandlung von Männlichkeit durch ihre Unterstützung zumindest auf symbolischer Ebene Zustimmung im Familienkontext findet.

Im Kontext der Schulbildung orientiert sich Bekir hingegen früh an seinen Brüdern. Er sagt, dass er schon immer gerne zur Schule gegangen sei und sein älterer Bruder hier ein Vorbild darstelle. Zudem taucht seine Mutter als anteilnehmender Elternteil auf, der sich für Bekirs Schulalltag interessiert und dessen Erlebnisse und Inhalte bespricht.

„[...] also meine beiden Brüder, also einer, der war auch auf dem Gymnasium, [...] für mich früher war das so selbstverständlich halt, dass ich gut in der Schule sein will. Und das ich auch was dafür tue und nicht irgendwie (...), mir war das irgendwie unangenehm, wenn ich irgendwie nicht gut war. Ich wollte immer gut sein, mir hat das auch Spaß gemacht irgendwie in die Schule zu gehen. Von Anfang an war die Schule irgendwie immer was Schönes für mich. Und meine Mutter hat sich auch immer dafür interessiert, was in der Schule so passiert ist und hat mit mir darüber gesprochen. Das hat sie immer gemacht bei uns allen. Und vielleicht damals, weil mein Bruder halt auf dem Gymnasium war, dass ich dann auch so sein wollte wie er.“

In Bekirs Beschreibung wird die Familie als Orientierungsgeber und Motivator für eine höhere Schulbildung vorgestellt. Der Einsatz für gute Noten und der dazu nötige Fleiß scheint dem Anspruch zu folgen, dem großen Bruder nacheifern zu wollen. Gleichzeitig haftet der Erzählung über die Institution Schule etwas Ambivalentes an, das nicht auf den Punkt zu bringen ist. Die Schule wird zwar als etwas Schönes und Freudvolles dargestellt, doch

was diese Eigenschaften genau ausmacht, wird nicht näher konkretisiert. Stattdessen häufen sich Füllwörter, die die Schulzeit zu etwas Höherem zu stilisieren scheinen, als tatsächlich erlebt. Hingegen tauchen die Familienmitglieder sehr konkret in ihrer Funktion für den eingeschlagenen Bildungsweg auf, nämlich in Form des Bruders (als Orientierungsfigur) und der Mutter (als Motivatorin und Unterstützerin) auf. Wenngleich Bekir nichts Nachteiliges über die Institution Schule anmerkt, so ist doch die Erzählweise auffallend, in welcher weniger die Institution für den bislang erreichten Bildungsverlauf verantwortlich zu sein scheint, als vielmehr die Familie.

4.2.1.5 Konstruktion von ‚Anders-sein‘

Bekir ist in seinem Aushandlungsprozess um Männlichkeit nicht frei von Unsicherheit. Insbesondere die stereotypen Zuschreibungen seiner Mitschüler oder seiner Brüder wirken deutlich auf ihn ein. Er befindet sich in einem permanenten und intensiven Reflektionsprozess:

„[...] bei den Jungen zum Beispiel, wenn ich bei denen schon nicht ankomme und auch zu Hause, dann kommt es dann automatisch, dass man dann denkt ‚Ja, also ist das jetzt falsch, was du machst?‘ oder so, keine Ahnung. Aber (...) also (...) ich lass’ das dann nicht so wirklich auf mich einwirken. [...] Also man hinterfragt schon so einige Sachen, keine Ahnung. (...) Ich will mich auch noch nicht festlegen, weil ich noch nicht weiß, was ich bin.“

Hier beschreibt er den Einfluss von geschlechtsstereotypen Zuweisungen, die ihn immer wieder mit der Frage konfrontieren, ob das, was er tut, ‚falsch‘ ist. Die in ihm aufkommenden Gefühle etwas ‚falsch‘ zu machen, verdeutlichen die noch immer stark ausgeprägte Wirkmächtigkeit der heteronormativen Lebensform in unserer Gesellschaft. Deutlich wird dabei auch der Druck sich festlegen zu müssen, um gesellschaftlich ‚einsortierbar‘ zu sein. Gegen diese Kategorisierung wehrt sich Bekir jedoch – er will sich nicht als homo-, bi-, hetero-, intersexuell etc. festlegen. Diese Verweigerung kann zwar als Schutz interpretiert werden, um zumindest im öffentlichen Raum den Schein von heterosexueller Normalität mit sich zu führen. Sehr viel wahrscheinlicher ist jedoch die Lesart, sich weitere Aushandlungsräume zu wünschen. Bekir betont mit dem Ausspruch, sich nicht festlegen zu wollen, seine aktive Auseinandersetzung. Dass er noch nicht wisse, was er sei, verweist auf seine selbstbewusste Aneignung von Identität, zu dessen Entwicklung er weitere Aushandlungsräume benötigt.

4.2.1.6 Abschließende Betrachtung

In den vorgestellten Zitaten wurde deutlich, dass die mediale Zuschreibung zur ‚Normalität‘ gehört. Bekir ist es nur in Abgrenzung zu dem medial vermittelten Bild des idealtypischen ‚türkischen Machos‘ möglich, sich individuell zu präsentieren. Seine Brüder, die diesen Typus zumindest vordergründig verkörpern, dienen ihm dabei als Negativfolie. Diese Abgrenzung zum medial vermittelten Bild des ‚türkischen Machos‘ ist von Bekir zwar ausdrücklich erwünscht, jedoch nur im nahen Umfeld zu erneuern. Den dazu notwendigen Raum findet er in der Clique, insbesondere bei seiner Freundin Melanie. In der Vertrautheit der Freundschaft können Zuschreibungen aufgelöst und die dominanten Vorstellungen von „Normalität“ verrückt werden. Beide fallen auf, wenn sie sich stark aufeinander beziehen, herumalbern und vertrautlocker die Zeit verbringen, ohne das heteronormative Stereotyp eines Liebespaares zu bedienen. In der Klasse wird daher über sie getuschelt. Das Herausfallen aus dem dominanten Gruppenkontext, das Verrücktsein, beschreibt Bekir als normale und alltägliche Erfahrung. Der selbstbewusste Umgang mit der ‚verrückten‘ Normalität verweist in diesem Zusammenhang auf die Stabilität des Aushandlungsraumes, in dem die Aneignung eigener Erfahrungswelten als junger Mann möglich ist.

Die Familienkonstellation ist hingegen vielschichtiger zu betrachten. Es kann einerseits davon ausgegangen werden, dass der Mutter als Familienernährerin eine besondere Rolle innerhalb der Familie zukommt. Durch Anerkennung seines ästhetischen Empfindens (Augenbrauenzupfen) verdeutlicht sie innerhalb der Familie ihre Unterstützung seines Selbstkonzeptes und legitimiert somit seine Praktiken gegenüber den Entwürfen der Brüder.

Gleichzeitig muss der Familienstatus der Mutter jedoch auch kritisch hinterfragt werden, da eine Überschreitung der Geschlechtergrenzen und damit eine Abwertung der Männlichkeit als 'eigentlicher' Ernährer – implizit oder explizit – durch die Reaffirmierung der Geschlechtergrenzen aufgefangen wird. Darauf weist die betonte Hypermaskulinität der Söhne hin. Stabilität erhält das familiäre Arrangement letztlich nicht durch einen aktiven Aushandlungsprozess der Eltern, sondern durch die ausgeübte Doppelrolle der Mutter: einerseits als fürsorgende Mutter und Familienbindeglied in Deutschland sowie andererseits durch ihre parallele Rolle als Ernährerin.

Stereotype Zuschreibungen an Bekir als Mann bleiben also nicht aus. Er beschreibt seine Auseinandersetzung mit den männlichen Familienmitglie-

dem und den geschlechtsspezifisch gefärbten Interessensbekundungen, die er nicht teilen kann und mag. Seine widergespiegelte Fremdwahrnehmung/Fremderfahrung ist hier besonders groß. Das symbolische Zurschaustellen männlicher Erfahrungswelten grenzt Bekir aus, so dass er sich in solchen Momenten männlicher Inszenierung nicht dazugehörig fühlt: „Ich passe da nicht wirklich hinein.“

Auch in der Klasse erlebt er das Prinzip der Ausgrenzung deutlich und hebt die Wirkmächtigkeit dominanter Gruppen hervor. Das Prinzip der stärkeren Gruppe basiert dabei auf Einschüchterung, in dem sie ‚die Anderen‘ lächerlich zu machen sucht. Das Resultat ist ein Zerfall in isolierte Einzelne, die der Dominanz der hegemonialen Gruppe unterliegen und ihr damit implizit zusätzliche Macht zukommen lassen.

Das Gefühl von Zugehörigkeit bleibt ihm also sowohl unter den männlichen Mitgliedern seiner Familie als auch im Klassenkontext verwehrt. Bekir entzieht sich in beiden Fällen der Zugehörigkeit zu den dominanten Inszenierungen und folgt eigenen intuitiven Überzeugungen. So verschafft er sich Raum für die Aneignung eigener Männlichkeitskonzepte. Die offene Rebellion scheint ihm jedoch aufgrund fehlender sozialer Ressourcen nicht möglich.

In den hier skizzierten Abgrenzungs- und Zugehörigkeitsmustern werden die Aushandlungsprozesse ‚legitimer‘ und ‚illegitimer‘ Männlichkeitskonzepte symbolisch repräsentiert. Dabei spielen die jeweiligen gesellschaftlichen Bedeutungen, strukturellen Bedingungen und subjektiven Begründungen von männlichen Repräsentationen eine wesentliche Rolle.

4.2.2 *Fallstudie Said: Kurzbiografie*

Said steht kurz vor seinem 18. Geburtstag und lebt mit seinen Eltern, seinem 19-jährigen Bruder und seiner siebenjährigen Schwester am Rande des Ruhrgebiets in Dortmund. Er besucht die 12. Klasse eines Schulzentrums mit gymnasialer Oberstufe, das in einem sogenannten sozialen Brennpunktviertel liegt. Das Schulzentrum hebt sich in Said's Beschreibung durch seine pädagogisch anspruchsvollen Konzepte hervor und eröffnet den Schülerinnen und Schülern eine Vielzahl von Sprachangeboten und Arbeitsgruppen zu gesellschaftlich relevanten Themen wie Demokratie, Umweltschutz, Selbstbehauptung. In diesem Zusammenhang erhielt seine Schule bereits einige Auszeichnungen und zählt zu den Agendaschulen.

Auf dem Schulhof gibt es gelegentlich Spannungen zwischen den Angehörigen der gymnasialen Oberstufe und den Haupt- bzw. Realschülern. Diese Spannungen werden jedoch nicht offen ausgetragen, sondern auf subtile Weise über Gestik, Mimik und Zusammengehörigkeit symbolisch zur Schau getragen.

Said's Clique besteht aus fünf Freunden, die sich interkulturell zusammensetzt; gemeinsam verbindet sie der erfolgreiche Sprung in die gymnasiale Oberstufe. Fleiß zählt für sie zu den wichtigen Tugenden. So treffen sie sich in der Regel gleich im Anschluss an die Schule, um gemeinsam Hausaufgaben zu bearbeiten, zu lernen und anschließend die Freizeit zusammen zu verbringen. Seit vier Jahren haben sie außerdem gemeinsam eine Band, die mit R'n'B und Hip-Hop auf Stadtteilstesten in der Region auftritt.

Said's Eltern kamen mit seinem acht Monate alten Bruder als allevitische Flüchtlinge vor knapp 20 Jahren illegal über Österreich nach Deutschland, erst später erlangte die Familie die deutsche Staatsbürgerschaft. In den ersten Jahren lebten sie in einem Asylheim. Dort wurde Said geboren, sehr viel später kam seine kleine Schwester zur Welt. Said's Vater fand schließlich Arbeit in einer Stahlverarbeitungsfirma, wurde jedoch bald wegen eines Bandscheibenvorfalles arbeitslos. Derzeit arbeitet er in der Bestellaufnahme für eine Lebensmittelfirma. Said's Mutter hat einen Ein-Euro-Job in einem Café, in dem sie vormittags das Frühstück zubereitet.

Said's Bruder hat die Schule mit einem guten Abitur abgeschlossen, leistet derzeit seinen Zivildienst ab und plant anschließend ein Technikstudium aufzunehmen.

Jeden Sommer reist die Familie für vier bis sechs Wochen in die Türkei, um Verwandte zu besuchen. Said bringt aus Rücksicht auf seine Eltern Verständnis dafür auf, obwohl er sagt, dass er gerne häufiger in Deutschland bliebe. Gleichzeitig beschreibt er die damit verbundene Chance, seine ‚Wurzeln‘ besser kennen zu lernen. Seine Heimat liege jedoch sowohl in der Türkei als auch in Deutschland.

4.2.2.1 Zur Interviewsituation

Der Kontakt mit Said kam über eine telefonische Anfrage bei einem deutsch-türkischen Kulturverein zustande. Der Vorsitzende zeigte sich am Thema der Studie interessiert und versprach sich nach Interviewpartnern umzuhören.

Einige Tage später meldete sich Said und wir vereinbarten ein Treffen in den Räumen des Kulturvereins am kommenden Wochenende.

Zum Interviewtermin erscheint Said modisch-leger gekleidet in Jeans, weißem Pullover und weißen Turnschuhen. Seine mittellangen, lockigen Haare trägt er gestylt und locker zurück gekämmt. Ein junger Mann des Kulturvereins führt uns zu einem ruhigen Raum im ersten Stockwerk. Said nimmt die erste Begegnung aktiv in die Hand und leitet sie mit einem lockeren smalltalk über ein am Abend veranstaltetes Fest mit einem bekannten traditionellen Gitarrenspieler ein, das er mit seiner Familie und Freunden im Kulturcafé besucht hat. Die Gesprächsatmosphäre gestaltet sich offen, und nachdem ich nochmals kurz den Hintergrund der Studie erläutere, befinden wir uns schnell im Interview, denn Said hat viel zu erzählen, wie er gleich zu Beginn sagt.

4.2.2.2 Die Clique als Ressource zur Alltagsbewältigung – ein Aufstiegs- und Abgrenzungsraum

Said ist mit fünf Freunden in einer Clique, die als Allevitin, Afghanen und Senegalesen zwar unterschiedliche, jedoch jeweils politisch motivierte Migrationshintergründe haben. Die Jungen verbindet die gemeinsame Schulzeit und ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich aus freundschaftlicher Stabilität und gegenseitiger Unterstützung zur Bewältigung des Alltags speist. Vier seiner Freunde kennt Said aus der Nachbarschaft bereits seit seiner Kindheit. Neben der Freizeitgestaltung, einem gemeinsamen Bandprojekt, dem gemeinsamen Wirken in einer Demokratie-AG der Schule und der Begeisterung für Fußball verbindet die fünf Freunde insbesondere der gemeinsame Sprung in die gymnasiale Oberstufe.

Der Schule kommt dabei in vielerlei Hinsicht große Bedeutung zu. Als Agendaschule in einem vornehmlich von Migrantinnen und Migranten bewohnten Stadtteil, hat sich diese dem Netzwerk ‚Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage‘ angeschlossen. Ihre pädagogische Konzeption baut zudem auf einem ganzheitlichen Bildungsverständnis auf und bringt eine Vielzahl von Arbeitsgruppen zu gesellschaftlich relevanten Themen hervor. So gibt es neben dem regulären Schulbetrieb beispielsweise eine DemokratieAG, die von Suids Freunden besucht wird. Die Freunde engagieren sich in unterschiedlicher Weise innerhalb der Schule. Während Suids Freunde in den Arbeitsgruppen aktiv sind, beteiligt sich Said insbesondere an der Organisation und Durchführung von schulischen Veranstaltungen. Darüber hinaus bescheinigt er seiner Schule und einem Großteil der Lehrerinnen und Lehrer

einen positiven Einfluss auf seine Lernerfolge, da er beispielsweise gelernt habe, als Gegebenheiten dargestellte Sachverhalte zu hinterfragen und sich eigene Meinungen zu bilden.

Da Said und seine Freunde in einem Stadtteil leben, der als sozialer Brennpunkt gilt und in dem das Abitur einen seltenen Schulabschluss unter dem Großteil der Jugendlichen dort darstellt, ist Said auf seine schulische Leistung und den Sprung in die gymnasiale Oberstufe sehr stolz. So taucht Fleiß auch als eine zentrale Tugend unter den Freunden auf.

„Zum Beispiel, wenn wir Referate haben und so, treff ich mich natürlich so schnell, wie es geht, mit den Leuten aus meiner Gruppe und bearbeite das Referat, weil, bei uns ist das so 'ne Stimmung bei mir in der Freundesgruppe, das ist echt so, dass wir lieber die Hausaufgaben schnell machen, damit wir den Rest frei haben. Es gibt ja auch Leute, die alles nach hinten verschieben, aber das finden wir nicht so gut, wir, wir sind schon fleißig, also wir sind bei der Sache.“

Die Clique bietet Said die Möglichkeit, sich durch Fleiß und Strebsamkeit gegenüber dem von der Mehrheitsgesellschaft als ‚Problemgruppe‘ gezeichneten Bild seines Stadtteils abzugrenzen und ein soziales System zu stabilisieren, welches ihm einen Raum mit Anregungen zur gesellschaftlichen Teilhabe eröffnet. Während Said die Schulbildung als wichtig und erstrebenswert ansieht, grenzen er und seine Freunde sich gegenüber denjenigen Jungen ab, die ihrer Meinung nach aufgrund ihres Geschlechtsverständnisses gegen die Bildungsinstitution rebellieren.

„Die Machos sind so äh, ‚ich bin krass drauf, ich geh nicht zur Schule, ich schwänze, ich bin nicht sozial‘, aber eigentlich wollen die damit nur so ihre Coolness so aufbauen. Und dann halt, keine Ahnung, beliebt sein bei den Leuten, ‚so, guck mal, wie krass ist der denn‘ und so.“

Said begründet seine Abgrenzungshaltung mit mangelnden Gemeinsamkeiten und einem differenten Rollenverständnis. Dabei signalisiert er gleichzeitig Einfühlungsvermögen in mögliche Hintergründe für die beschriebenen Verhaltensweisen, die seiner Meinung nach primär in einem Wunsch nach Anerkennung liegen. Auch Saims Clique strebt nach Anerkennung, allerdings präzisiert er diese in gesellschaftlicher und sozialer Hinsicht. Die unterstützende Struktur der Clique gibt dabei Zuversicht, die persönlich gesetzten Ziele zu erreichen. Auch scheint die Clique Said in der aktuellen Lebensphase ein ‚Höchstmaß‘ an Stabilität und Vertrauen in eine erfolgreiche Zukunft zu ver-

mitteln. Ihre Abgrenzung gegenüber anderen Jugendlichen spiegelt sich auch in der Auswahl von Gesprächsthemen untereinander wieder.

„(...) Sport, natürlich sehr viel über Sport, Fußball, und wir haben uns auch sehr viel über schulische Sachen unterhalten, so. Auch in unserer Freizeit, ich weiß nicht, bei uns war das dann einfach so, die Sachen, die die anderen geredet haben in unserem Alter, die waren dann irgendwie, hatten keine Substanz für uns. Und wenn wir dann so, wenn wir dann in der Zehnten uns über die globale Wirtschaftslage unterhalten können und so, und die anderen reden dann, keine Ahnung, wie die 'n Mädchen letztens auf der Partymeile angemacht haben, und da fühlt man sich schon überlegen, und dieses Gefühl war, also, das ist toll, wenn man tiefgründigere Sachen schon in dem Alter reden kann mit seinen Freunden.“

Mit der Freundesgruppe ist das Gefühl der ‚Überlegenheit‘ verbunden. Darunter ist wohl insbesondere die Fähigkeit zu verstehen, selbstbestimmt handeln zu können, ohne sich an Mainstreamthemen und -bildern abarbeiten zu müssen, wie es die Jungen ihrer Umgebung mehrheitlich tun. Die in der Schule erworbene Fähigkeit, gesellschaftsrelevante und politische Zusammenhänge zu durchschauen, wird hier als Beispiel für die starke Motivation der Freunde herangezogen, mit der sie sich zukunftsrelevanten Gesprächsthemen widmen. Suids Freunde engagieren sich in unterschiedlichen Zusammenhängen an den schulischen Arbeitsgruppenangeboten und lassen sich gegenseitig an ihren gesellschaftlichen Einblicken teilnehmen. Said beschreibt in dieser Narration sein beflügelndes Empfinden, wenn er sich an gesellschaftsrelevanten Aushandlungsprozessen beteiligen kann. Dabei sieht er einen engen Zusammenhang zwischen den negativen Zuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft gegenüber den Immigranten seines Stadtteils und seinen eigenen Wünschen nach gesellschaftlicher Teilhabe. Während die Mehrheitsgesellschaft den Migranten, die vorwiegend in seinem Stadtteil leben, wenig bis keine Bildungserfolge bescheinigen, dient diese Negativzuschreibung Said als Abgrenzungsmotivation. Entgegen den stereotypen Vorstellungen über Migranten hebt Said hervor, dass er mit seinen Freunden über Zukunftsszenarien wirtschaftlicher Entwicklungsprozesse diskutiert, während sich die anderen Jungen seiner Umgebung über Partys und Mädchenabenteuer unterhalten. Said stellt hier seinen zivilgesellschaftlichen Anspruch heraus, indem er sein gesellschaftliches Verantwortungsbewusstsein dem vermeintlich ‚engen Interessensradius‘ derjenigen Jungen gegenüberstellt, die sich primär auf das eigene Männlichkeitserleben konzentrieren. Ihr Verhalten

sieht Said insbesondere in der stereotypen Zuschreibung von Seiten der Dominanzgesellschaft und der damit verbundenen sozialen Selektion begründet:

„Und das hat, das hat ja alles miteinander zu tun. Wir leben in einem Stadtteil, wo die Menschen eher, also, es wird so dargestellt, wo die Menschen eher nicht so klug sind oder eher nicht so, äh, es weit bringen im Leben alle mit Immigrationshintergrund und so, und dann unterhalten wir uns über die globale Marktwirtschaft oder irgend solche Sachen. Da fühlt man sich natürlich wie der King, so weil, wenn ich mir dann so denke, von meinem Nachbarn der Bruder, [...] der ist jetzt Autolackierer so. Der geht morgens zur Arbeit, lackiert 'n paar Autos und kommt abends wieder zurück. Und wenn ich dann so mit meinen 17 Jahren mich mit meinen Leuten unterhalte, wie die Wirtschaftslage in China ist oder was wir gerade eben so in der Schule, äh, gelernt haben, so wie es damals war, so, der eiserne Vorhang und so, da fühl ich mich schon, äh, überlegen und es ist ein tolles Gefühl, wenn man so tiefgründige Sachen versteht und sich auch drüber unterhalten kann.“

Zur Abgrenzung zieht Said den Nachbarn seines Bruders heran, der seiner Auffassung nach primär den stereotypen Vorstellungen eines Migranten entspricht und als Lackierer wenig gesellschaftliche Teilhabe aufweist. Said erlebt sich ihm gegenüber insofern als überlegen, als dass ihm über die intellektuellen Auseinandersetzungen mehr gesellschaftlicher Gestaltungsraum zur Verfügung zu stehen scheint. Seine innere Distanz äußert sich zudem darin, dass das Ansehen eines Lackierers in der ihn umgebenden Gesellschaft recht gering ausfällt, während der Diskussion um politische und wirtschaftliche Prozesse ein größerer Wert einräumt wird. Said beflügelt das Gefühl über die Fähigkeit zu verfügen, komplexe, gesellschaftliche Sachverhalte zu durchschauen und dieses Wissen in die Auseinandersetzung mit anderen Personen einfließen lassen zu können. Seine Distanz gegenüber den vermeintlichen Schulverweigerern gründet sich dabei besonders auf die Erfahrungen innerhalb der Schule, wo er befähigt wird, kritisch zu reflektieren, und die Möglichkeit bekommt, sich in unterschiedlichen Zusammenhängen seiner Kompetenzen bewusst zu werden und diese auch aktiv einzusetzen.

Die Abgrenzung zwischen den Jungen des Haupt- und Realschulzweigs und der gymnasialen Oberstufe des Schulzentrums ist beidseitig motiviert. Jede Gruppe beäugt sich distanziert und trägt ihre Missachtung für die Jungengruppe der jeweils anderen Schulform nonverbal zur Schau. Als Schauplatz dienen Flure und Treppenaufgänge, die von den Schülern der einen Schulform für die der anderen Schulform versperrt werden. Offenen Konflikten

geht Said aus dem Weg, vielmehr bemüht er sich um eine lockere Kontaktpflege mit den auf Abstand gehaltenen Jungen, die gleichzeitig zu denjenigen Jungen des Schulzentrums gehören, über die viel geredet wird und die sich größerer Beliebtheit erfreuen.

„Das waren dann eher so Machotypen. Und halt, die sich so cool geben und so. Man hat auch gemerkt, dass dann schon eine Art Spannung war zwischen uns, meinen Freunden, meiner Clique, und denen, weil wir (...) gut in der Schule waren; wir gehörten, also wir waren ganz oben in der sozusagen schulischen Hierarchie, wir waren im Gymnasium, und das waren dann Real- und Hauptschüler [...] Ja, wir sehen die, die gehen an uns vorbei, die schauen uns schief an, wir schauen die schief an, solche Sachen. Also das ist nicht so, dass die ankommen. Also, das war, so was wurde nie ausgesprochen so.“

Dass Said nicht zu den beliebten Jungen des Schulzentrums gehört, scheint er mit seinen schulischen Errungenschaften zu kompensieren. Die Erfolge des persönlichen Bildungsverlaufs werden von ihm und seinen Freunden höher bewertet als die Zur-Schau-Stellung des Körpers und des Protests. Diese Attribute bleiben den marginalisierten Männlichkeiten der ‚unteren‘ Schultypen vorbehalten, während Said und seine Freunde sich primär über die intellektuelle Auseinandersetzung mit wirtschaftlichen und politischen Themen identifizieren. Dieses Streben nach gesellschaftlicher Teilhabe bedingt auch den Wunsch, den sozialen Zusammenhalt unter Gleichgesinnten zu stärken.

„Ich kenne von diesen 110 [Klassenkameraden der gymnasialen Oberstufe] kenne ich den Namen von 80 bis 90, denen geb’ ich auch die Hand (...) in der Schule; also bei uns ist das so, im zwölften Jahrgang, der hat Zusammenhalt [...], weil jeder kennt irgendwie jeden; und das ist auch schon mal schwierig, wenn man dann morgens dann mal etwas zu spät ist und pünktlich im Klassenraum sein möchte, und wenn man, man will die Treppe hoch, und dann muss man 20 Leuten die Hand geben [...] das sind dann halt sehr, sehr viele Leute, und da ist es schwer, schwierig dann, so ’ne enge Freundschaft aufzubauen mit denen, so wie, wie die jetzt schon bei mir besteht; also das geht gar nicht, da muss man sich entscheiden, was man will. Ich kann da nur ‚hallo‘ sagen, aber so richtig Zeit nehme ich mir dann so nur für meine Jungs.“

Said beschreibt hier sehr bildhaft das Spannungsfeld zwischen seinen persönlichen und den institutionellen Ansprüchen. Einerseits möchte er als guter

Kamerad und Mitschüler angesehen, andererseits dem Bild des guten Schülers gerecht werden. Seine hohen Erwartungen an sich selbst münden in diesem vorgestellten Beispiel in einen inneren Konflikt, der in der vorgestellten Narration durch die Analyse der Situation aufgelöst wird. Im Bestreben, pünktlich ins Klassenzimmer zu kommen, wo er die Rolle des gewissenhaften Schülers einnimmt, warten nun eine Vielzahl von Personen auf ihn, die ihn in der Rolle des vertrauensvollen und freundlichen Kameraden kennen und ebendiese Erwartungen an ihn hegen. Said löst die ambivalente Rollenproblematik dieser Szene auf, indem er einen inneren Dialog führt, um sich der Stellenwerte der jeweiligen Handlungsoptionen bewusst zu werden. Er kommt zu dem Ergebnis, dass er nicht mit allen der Stufe befreundet sein kann und entscheidet sich somit dafür, der Rolle des guten Schülers Vorzug zu geben, während er die freundschaftliche Hinwendung an eine Person seinem engen Freundeskreis vorbehält.

Zur Festigung der schulischen Errungenschaften und persönlichen Profilbildung baut die Clique also besonders auf den Prinzipien Vertrauen, Stabilität und Unterstützung auf. Diese Eigenschaften werden in den von Said beschriebenen freundschaftlichen Zusammenhängen stark hervorgehoben. Neben der Funktion zur sozialen Verortung und Abgrenzung in ihrem ‚Problemstadtteil‘ nehmen sie eine zentrale Rolle auf dem Weg zum Mann-Werden ein. Auf die Frage, was er an seiner Clique besonders schätzt, antwortet Said:

„Eine, eine Arbeit steht bevor, eine große Klausur. Wir treffen uns um drei im Café, lernen zusammen zwei, drei Stunden, am nächsten Tag schreiben wir alle gute Arbeiten. Also solche Sachen. Oder, [...] ja, wir bauen jetzt eine Band in unserer Freizeit auf, so, wir werden jetzt Konzerte geben und so. Oder: ‚OK, Jean-Claude, obwohl das traurig ist, jetzt gehst du aufs andere Gymnasium, das wirst du schaffen so, obwohl das eine der, ich sag mal jetzt, in Anführungszeichen, Eliteschulen ist, das wirst du schaffen.‘ Oder: ‚Ja, Tarik, du warst seit, du hast noch nie deine Heimat gesehen, Afghanistan, irgendwann wirst du auch wie ich jedes Jahr in die Türkei fliegen, vielleicht, also ich mein, jedes Jahr nach Afghanistan fliegen.‘ Vielleicht wird’s irgendwann so sein. Also, gegenseitig Mut geben, gegenseitig Rücken stützen und so und das sind halt die Sachen, die uns antreiben.“

In der Clique findet Said Geborgenheit; er beschreibt seine starken Zugehörigkeitsgefühle, wenn er bei ‚seinen Jungs‘ ist, die Gemeinschaft als einen Ort, dem er ‚grenzenloses‘ Vertrauen bescheinigt. Die gegenseitige Unterstützung erfolgt in jeder Hinsicht, umfasst die Bewältigung von alltäglichen

Anforderungen in der Schule, den emotionalen Halt bei Problemen und traurigen Erfahrungen sowie die Gestaltung der gemeinsamen Zeit und die Schaffung motivierender Alltagserfahrungen. Freundschaft wird für Said durch Kontinuität und intensiven Austausch mit ausgesuchten Menschen gepflegt. Dazu gehört es für ihn auch, sich nicht an zu viele verschiedene Personen zu verlieren, sondern bestimmte Themen, z. B. Probleme, nur im geschützten und vertrauensvollen Umfeld anzusprechen. Damit unterstreicht er seinen Subjektstatus: er entscheidet, wer in das nähere Umfeld aufgenommen wird und von wem er sich distanziert hält. Verletzliche Facetten seiner Person werden demnach zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zur öffentlichen Disposition gestellt.

„[...] in einem Raplied wird mal gesagt, ‚hey, hab lieber ’n paar feste Freunde als 100 Kumpel‘. Ist mal in einem bekannten Raplied gesagt worden, und das, finde ich, ist eine sehr tolle Aussage, weil das stimmt so. Was soll ich mit 100 Kumpeln machen, die, keine Ahnung, mit denen, ich häng mal einen Abend mit dem ab, einen Abend mal mit dem, ich geh mal mit dem hierhin, und daher entwickelt sich dann halt was Negatives mit der Zeit draus, glaub ich eher; und wenn man dann halt eine Gruppe hat, mit denen man, denen man in und auswendig kennt, man weiß so, OK, der lebt hier, der hat diese Probleme zur Zeit, der ist hier so, der hat hiermit zu kämpfen, und dann fühlt man automatisch mehr mit dieser Person verbunden [...].“

Die Prinzipien mit denen er zwischen den Jungen seiner Umgebung differenziert, lassen sich auch auf die Mädchen seiner Umgebung übertragen. Diejenigen Mädchen, die stark mit ihrer Außenwirkung befasst sind, werden als ‚oberflächlich‘ wahrgenommen, sind in aller Regel unter den Schülern beliebt, erfahren jedoch keine große Beachtung in seiner Peergroup. Denjenigen Mädchen, die sich für soziales Gemeinwohl und für die Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt interessieren, wird Niveau und eine größere Beliebtheit innerhalb der eigenen Clique zugeschrieben.

Die eine Gruppe der Mädchen scheint durch körperliche Merkmale um ‚weibliche Schönheit‘ in Konkurrenz zueinander zu treten, während sich die andere Gruppe der Mädchen intellektuell zeigt. Said beschreibt damit das soziale Klassengefüge innerhalb der Schule, in welchem die soziale Selektion der Peers erfolgt. Die auf ihre Außenwirkung bedachten Jungen und Mädchen werden als ‚oberflächlich‘ angesehen und nicht in den näheren Freundeskreis aufgenommen. Said differenziert in diesem Zusammenhang zwischen Mädchen, die ‚auf seiner Wellenlänge sind‘ und mit denen er sich über

das austauschen kann, was ihn bewegt und beschäftigt. Said beschreibt in der folgenden Passage, wie es dazu kam, dass er zu bestimmten Mädchen näheren Kontakt aufgebaut hat:

„[...] sie waren nicht oberflächlich so, vielleicht wie andere Mädchen auf der Schule, Mädchen mit was in der Birne, (...) man konnte sich mit denen unterhalten, auf einem höheren Niveau, und, ja, das hat mir gefallen, weil, ich will Personen um mich herum haben, mit denen ich (...) mich unterhalten kann. Ich will nicht irgendwie, hier, nur paar Wörter aus mir herausgeben, und immer nur oberflächlich bleiben. Ich brauch Leute um mich herum, die auf meiner Wellenlänge sind, die mit mir reden können so.“

Said beschränkt sich hier auf den Kontext der Schule, was auch als Hinweis darauf gelesen werden kann, dass sich der Kontakt zu Mädchen besonders dort konzentriert, währenddessen er seine restliche Zeit primär mit Jungen gestaltet. Dort erfüllt die Clique auch die Funktion des gemeinsamen Halts im Prozess des Erwachsenwerdens, der damit verbundenen ersten sozialen Selbstverortung und die notwendige Unterstützung der Peers untereinander.

4.2.2.3 Die Familie als Schlüssel zum Erfolg und die Unterstützung zwischen den Generationen

Said skizziert in seinen Familienerzählungen eine sehr positiv besetzte Vaterfigur, die ihn insbesondere in allen Aspekten des schulischen Fortkommens fördert und sich diesbezüglich in jeder Hinsicht für die Belange seines Sohnes einsetzt. Dabei steht für Saids Vater nicht nur der Erfolg schulischer Leistungen im Vordergrund, sondern gibt dem schulischen Sozialgefüge Bedeutung. So setzt er sich bei Elternsprechtagen regelmäßig mit den aktuellen schulischen Entwicklungen seines Sohnes auseinander und tritt trotz finanzieller Probleme für die Teilnahme seines Sohnes an einer Klassenfahrt ein.

„Mein Vater war jetzt, bis jetzt ich glaube zu 99% bei allen Elternsprechtagen dabei, weil er will schon den Bezug haben, so zu seinem Sohn, was geht bei ihm in der Schule ab, (...) und mein Vater hat, hat mich bis jetzt auf alle Klassenfahrten geschickt, obwohl es uns vielleicht nicht so finanziell gut geht (...) und wir ´n Antrag, also vom Sozialamt so machen müssen, damit ich ´n Zuschuss bekomme.“

Die Bedeutung der schulischen Ausbildung nimmt in Saids Familie einen hohen Stellenwert ein. Saids älterer Bruder hat bereits sein Abitur absolviert und leistet nun seinen Zivildienst. Seine kleine Schwester befindet sich zum

Zeitpunkt des Interviews noch in der Grundschule. Die Geschwister werden in ihrer Schullaufbahn von den Eltern gefördert und streben nach dem Abitur ein Studium an. Said weiß, dass seine Eltern ‚hinter ihm stehen‘ und ihn in seinen Interessen – soweit es ihnen möglich ist – unterstützen.

Der schulische Erfolg avanciert zum Familienprojekt. Saims Eltern wünschen sich für ihre Kinder eine ‚bessere Zukunft‘, als sie sich selbst aufbauen konnten. Für dieses Ziel haben sie selbst große Mühen und tiefgreifende Veränderungen in ihrem Leben auf sich genommen. Said begreift dies als ‚Geschenk‘ und ist dementsprechend stolz auf seine Eltern, die ihm Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe ermöglichen, an der sie selbst nicht partizipieren konnten. Vor diesem Hintergrund erscheint die familiäre Bindung in Saims Erzählung als ein besonders zentraler Wert, in den auch er investiert. Verstimmungen oder Enttäuschungen – neben alltäglichen Auseinandersetzungen über die Betreuung der jüngeren Schwester beispielsweise – werden von ihm nicht benannt. Vielmehr betont Said immer wieder die positiven Aspekte des Familienbündnisses. Sei es in den alljährlichen Ferien in der Türkei, in denen er im sozialen Gefüge der Eltern, Verwandten und weiterer Bekannten herzlich angenommen wird, oder zuhause in Deutschland, wo die Familie durch die allezeitliche Gemeinde erweitert wird. Seine Begeisterung bezieht sich dabei ganz besonders auf die Größe der sozialen Netzwerke, die seine Familie in der Türkei aufweist:

„Ah, das find ich toll, so, dass das sich dann, dass das so ein großes Netz ist, und dann, dass man dann jedes Jahr fast wieder neue Verwandten trifft, so.“

Doch neben seiner Begeisterung benennt er auch die Grenzen seines Enthusiasmus, jedes Jahr zu den Verwandten in die Türkei zu fahren. Er beschreibt, dass er sich manchmal ‚ganz schön zusammenreißen muss‘, wenn es mal wieder im Sommer zu den sozialen Wurzeln seiner Eltern in die Türkei geht, obwohl er im Sommer ganz gerne mal mit seinen Freunden aus der Clique etwas unternehmen würde. Da es seinen Eltern wichtig ist, dass auch Said und seine Geschwister den Kontakt zu den Verwandten in der Türkei behalten, fährt er jedes Jahr erneut mit und ordnet seine individuellen Bedürfnisse der familiären Entscheidung zugunsten unter. Dass es sich für ihn dabei um eine bewusste und sinnvolle Entscheidung handelt, untermauert er durch Abgrenzung gegen diejenigen Migranten, die eine Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit meiden und sich nur noch mit den direkt um sie herum stattfindenden Lebensumständen auseinandersetzen:

„[...] das find ich schon erschreckend manchmal, wenn ich das so sehe, dass die dann nicht so Türkisch können. Oder was ich auch blöd finde, wenn da Leute da richtig, richtig europäisch dort ankommen so. Und dann sich nicht mal so annähernd sich anpassen können, und sagen ‚ih, die haben Plums klo‘, und so. Aber von meinen Eltern haben wir das so vermittelt bekommen, das wir halt zwischen zwei Kulturen hin und hergerissen sind. Einmal hier in Deutschland, die europäische Kultur, Schule, alles toll und so und dann die türkische. Und wenn ich dann halt in der Türkei bin, entfaltet sich dann diese türkische Seite von mir eher; und dann kann ich dann da auch, hab ich den Draht zu meinen Cousins und Cousinen; ich weiß, wie ich mich zu verhalten habe, was dort Gang und Gebe ist und was nicht; und einige verlieren halt dieses Gefühl so, von Heimat, (...) und das find ich schade.“

Said betont hier seine Verwobenheit zwischen Deutschland und der Türkei. Während er selbst in Deutschland aufgewachsen und kulturell verortet ist, messen Saids Eltern der türkischen Herkunft eine große Bedeutung bei und geben diese an ihre Kinder weiter. Das Hin-und-hergerissen-Sein zwischen zwei Kulturen scheint allerdings nur für Saids Eltern zuzutreffen, nicht jedoch für ihn selbst. Sein individuelles Erleben scheint vielmehr von der Normalität des Pendelns bestimmt, dass er ja von Kindheit an kennengelernt hat. Dabei tritt sein Lebensalltag in Deutschland primär hervor, während sich seine Person in der Türkei in der erweiterten Familie zusätzlich entfalten kann. Said beschreibt den Unterschied zwischen der Generation seiner Eltern und ihrer starken Verwurzelung mit der Türkei und seinem eigenen Erleben, das insbesondere einer zusätzlichen Kompetenz gleichzukommen scheint, nämlich durch die Erfahrungen der Eltern den Einblick in eine weitere Kultur zu gewinnen – was ihn manchmal zu nerven scheint, insgesamt jedoch eine grundsätzlich positive Ergänzung der Lebensumstände darstellt.

„[...] ich glaube, ich fühl mich eher hier zuhause als dort. Wenn es dort ist, ist es so, als ob man pilgert. Man kommt so, ja, zu seiner Heimat zurück, und es ist ein tolles Gefühl dann wieder dort zu sein, und dann zu denken, ach so, hier hat alles angefangen, (...) ach, dort ist mein Vater zur Schule gegangen und so. [...] Ich weiß es nicht, also ich fühl mich hier natürlich zuhause, (...) aber, Heimat glaub ich schon, dass die Türkei dann eher so die Heimat wäre. Obwohl es sehr schwierig wäre, jetzt für mich dort zu leben, glaub ich.“

In Saids Vergleich wird beiden Ländern eine je eigene Eigenschaft zugesprochen. Während Deutschland als ‚Zuhause‘ beschrieben wird, in dem der Lebensalltag mit all seinen Strukturen und Anforderungen an eine erfolgrei-

che Zukunft stattfindet, wird die Türkei symbolisch als Pilgerort dargestellt, der Raum für Emotionen und eine ganzheitliche Betrachtung des Lebens lässt. So erscheint die Türkei als Heimat, als Ort der Geborgenheit, wenngleich eine Zukunft dort für Said nicht denkbar erscheint. Möglicherweise kann hier von einer emotionalen Übertragung der Eltern auf die Folgegeneration gesprochen werden, denn Said selbst skizziert in der Passage über ‚die Heimat‘ primär die Erlebnisse seiner Eltern. Er selbst glaubt lediglich, dass die Türkei eher ein Stück Heimat sei, wobei ein Leben für ihn dort schwierig wäre. Diese Ambivalenz zwischen den Generationen scheint auch Said zu beschäftigen, denn er hofft, dass eine solche ‚Zerrissenheit‘ zwischen den Kulturen vielleicht in einigen Generationen nicht mehr existiere. Die ‚Zerrissenheit‘ zwischen zwei Kulturen erscheint ihm allerdings – zumindest für seine Eltern und somit in indirekter Weise auch für ihn – unumgänglich zu sein. Unreflektiert bleibt in diesem Zusammenhang jedoch, ob die dargestellte ‚Zerrissenheit‘ tatsächlich ein persönliches Empfinden der Eltern oder ihrer Kinder darstellt oder ob die ‚Zerrissenheit‘ nicht vielmehr aus einem Positionierungszwang seitens der Mehrheitsgesellschaft resultiert.

4.2.2.4 Der Wunsch nach Sichtbarkeit und Anerkennung

Said berichtet davon, dass er vor einiger Zeit mit seinen Freunden durchs Wohnviertel gezogen sei und plötzlich die Idee zu einem eigenen Film entstand. Die Attraktivität der Idee lag für die Freunde darin, dass sie sich gerne einmal selbst in ihrer Vielschichtigkeit darstellen würden, während sie gemeinhin als ‚Problemjungen‘ angesehen werden. Said stellt den Handlungsstrang, den er mit seinen Freunden entwickelt hat, folgendermaßen vor:

„Also, dass man dann so eine Freundschaft darstellen könnte, dass dann zum Beispiel so eine Gruppe von Freunden in einem Block wohnt, aber alle nur einige Stockwerke untereinander oder so. (...) Also eine Gruppe von Leuten, die einen Draht zu diesen Leuten im Viertel hat, Leute aus dem Umfeld kennt. Aber wiederum dann auch [...] vielleicht auch ab und zu mal Macho ist. Aber man hat dann auch die Seite von sich, die vernünftige Seite, die dann eher die wichtige Seite wäre, wo dann die Freundschaft im Vordergrund steht, bei dieser Gruppe, und die sich in der Schule anstrengt, halt einfach versucht, aus diesem Viertel rauszukommen und Barrieren zu brechen. [...] eine Gruppe von Freunden in dem Problemstadtviertel, in dem so genannten sozialen Brennpunkt, und die machen dann was aus ihrem Leben. Die also sagen ‚nee, das ist nicht so, mein Vater ist arbeitslos, ich

werde arbeitslos, nee, ist nicht so. Dieser Stadtteil hat 20% Arbeitslosigkeit, aber ich will nicht arbeitslos sein.' Und dann, dass die sich dann anstrengen, und man begleitet ihr Leben. Sie haben Probleme vielleicht im Privatleben, dann müssen sie sich gleichzeitig in der Schule anstrengen und so, aber am Ende bringen sie es zu was. Und dann sieht man mal so, oah, 20 Jahre später, der eine ist Anwalt, der andere arbeitet hier im Parlament oder so was. Und das wär schon so ne tolle Geschichte.“

Said verdeutlicht, wie wichtig ihm Freundschaft und eine Orientierung an Personen sind, die selbstbestimmt etwas aus ihrem Leben machen oder gemacht haben. Er zeigt einen differenzierten Blick auf die heterogenen Lebensverläufe innerhalb eines Problemviertels, von dem die Dominanzgesellschaft nichts erwartet. Said wünscht sich in dieser Darstellung authentische Figuren, die sowohl die ihnen zugeschriebenen Stereotypen in sich vereinen als auch ein weitaus breiteres Wesens- und Handlungsspektrum aufweisen, als die Dominanzgesellschaft ihnen in der Regel zuspricht. Er spricht gezielt Brüche und Irritationen in der Darstellung von so genannten ‚Problemjugendlichen‘ an, die sich nicht mit der gemeinhin existierenden Vorstellung über diese Jugendlichengruppen decken.

In diesem Zusammenhang spricht Said auch über seine Vorstellung von Stolz und Ehre, die in der medialen Darstellung in aller Regel mit Gewalt in Verbindung gebracht wird. Für Said bedeuten Stolz und Ehre jedoch vielmehr:

„Ehrlichkeit (...) nicht Lügen, nicht hinter dem Rücken von jemand anderem sprechen, Leute respektvoll behandeln, egal ob Mann, Frau (...), schwarz, braun, gelb, (...) nicht 24 Stunden am Tag oberflächlich denken. Tiefgründig denken ist für mich auch eine Sache der Ehre, wenn man sich mit Leuten über tiefgründigere Sachen unterhalten kann. [...] Das ist für mich auch Ehre, wenn ich dann meinen Leuten helfen kann so.“

Seine Deutung des Begriffspaars bezieht sich primär auf die Haltung anderen gegenüber, auf die sozialen Bezüge und den Wunsch, für andere aus dem sozialen Umfeld hilfreich und unterstützend sein zu können. Dazu scheint es ihm notwendig, sich von anderen abzuheben. Deutlich wird dies beispielsweise an seiner Beschreibung, tiefgründig statt oberflächlich denken und handeln zu wollen. In diesem Zusammenhang grenzt er sich von anderen Jugendlichen ab, die vielmehr in den Tag hineinleben:

„Es gibt welche, die dann von der Schule nach Hause kommen, werfen ihre Tasche irgendwo in die Ecke, essen was und gehen raus. (...) Und keine Ahnung, kommen zurück, wenn die Eltern wieder schlafen. Und man sollte schon (...), einen Faden zu seiner Familie haben so und immer wieder im Hinterkopf behalten ‚ja, ich hab meine Familie, die hinter mir steht‘ (...) und das ist auch für mich Stolz; ich bin stolz auf meine Familie. (...) Ja, einfach ein positiver Mensch sein, auch so aufrecht durchs Leben gehen, und, das ist für mich Stolz und Ehre, und hat nichts damit zu tun, ob ich jetzt, keine Ahnung, ein Sixpack habe, oder, oder ein schnelles Auto fahre. Das ist alles materialistisch so und das bringt mir im Grunde nichts so.“

In der Narration tritt Saida's Wertevorstellung deutlich in den Vordergrund. Sein Verständnis von Stolz ist eng an seine Familie gebunden, die ihm sozialen Halt und Unterstützung bietet. In diesem Zusammenhang richtet seine Familie auch Erwartungen an ihn, wonach er auf den Errungenschaften seiner Eltern erfolgreich aufzubauen hat. Dieser Anspruch, der primär an schulischen Fleiß geknüpft ist, erscheint ihm größere gesellschaftliche Handlungsspielräume zu eröffnen als ein ‚Abarbeiten‘ an stereotypen Fremdzuschreibungen und Statussymbolen. Materialistische Güter treten in diesem Zusammenhang hinter die eigene Werterhaltung, die primär auf gesellschaftlich-soziale Kontexte ausgerichtet ist. Das Begriffspaar Stolz und Ehre verknüpft damit eine Werterhaltung, die einerseits in die Familie hineingerichtet ist, das soziale Binnengefüge unterstützt und andererseits in die Gesellschaft ausstrahlt.

4.2.2.5 Das Dilemma stereotyper Zuschreibungen

Said berichtet im Interview zwar von Ausgrenzungserfahrungen, jedoch kaum von persönlichen. Diese projiziert er vielmehr auf abstrakte Situationen oder auf konkrete Beispiele seiner Freunde, wie beispielsweise Jean-Claude, der als Senegalese über seine Hautfarbe noch offensichtlicher als ‚andersartig‘ zu identifizieren sei und regelmäßig von Fremden auf Drogen angesprochen bzw. von der Polizei kontrolliert werde. Said verdeutlicht damit, dass ihm die Erfahrungen stereotyper Zuschreibungen und rassistischer Erlebnisse sehr geläufig sind. Er skizziert ebenfalls die eigene Erschütterung, wenn eine Stereotype immer wieder aufgerufen wird, obwohl die betreffende Person dazu keinen Anlass gibt. Statt sich jedoch von diesen Erfahrungen und der eigenen Erschütterung lähmen zu lassen, verfolgen die Freunde eher einen humoristischen Umgang.

„Ja, wir sind halt nicht alle gleich, alle Leute, die schwarze Haare haben und, keine Ahnung, sich irgendwie jetzt stylen, sind nicht alle gleich so, man soll die Leute nicht nach deren Äußeren beurteilen. Zum Beispiel Jean-Claude, mein Freund, er kommt aus Senegal, ist natürlich, ist farbig, er wird am Hauptbahnhof fast regelmäßig, wenn wir da vorbeigehen, auf Drogen angesprochen, manchmal auch von der Polizei so kontrolliert. Das ist natürlich traurig. Das ist sehr traurig so. Und wenn dann einer fragt so ‚Hey, hast du ’n paar Pillen?’ oder so, und dann sind wir natürlich geschockt. Obwohl er das selbst eigentlich komisch findet und Witze darüber macht, weil, das passiert so oft bei ihm, dass ist schon richtig krass, und, naja, wir sind halt nicht alle gleich.“

Saids Erzählfolge macht deutlich, dass die Hautfarbe seines Freundes die Grundlage für dessen Erfahrungen darstellt. Dabei ruft die Intensität der Hautpigmentierung und der Aufenthaltsort am Bahnhof bei einer Mehrheit von Personen eine Assoziation mit dem Drogenmilieu hervor. So macht er regelmäßig die Erfahrung, dass er sich aufgrund dieser äußeren Merkmale von Passanten und von der Polizei mit dieser stereotypen Zuschreibung konfrontiert sieht. Die beschriebene Gefühlslage der Freunde gibt Einblick in eine komplexe Verarbeitungsstrategie. Saids erste Assoziationen mit der alltäglichen Konfrontation stereotyper Bilder sind Trauer und Mitleid mit seinem Freund, der grundlos mit kriminellen Geschäften in Verbindung gebracht wird. Die Assoziation des Drogendealers ist in seine Haut eingeschrieben. Da sich die dafür verantwortlichen Merkmale nicht einfach ablegen lassen und individuelle Lebensläufe hinter den dominanten Zuschreibungen verschwinden, macht Saids Freund auf die Absurdität seiner Situation aufmerksam und verleiht der Lächerlichkeit dieses Zustandes Ausdruck. Indem er seine alltagsrassistischen Erfahrungen als Witz begreift, lenkt er jedoch gleichzeitig von der Schmerzhaftigkeit dieser Zuschreibungen ab, die eine individuelle Sichtweise seiner Person unterbinden. Es ist ihm weder möglich, sich diesen Zuschreibungen zu entziehen, noch bringt es ihm langfristig gesehen etwas, dagegen zu rebellieren. Diese bedrückenden und ausweglosen Alltagserlebnisse werden innerhalb der Peergroup aufgefangen. Dass Said nicht von eigenen alltagsrassistischen Erfahrungen berichtet, heißt nicht, dass diese nicht existieren. Es kann vielmehr darin begründet liegen, dass Said seine eigenen schmerzhaften Erfahrungen mit dominanten Zuschreibungen aus Gründen des Selbstschutzes im Interview nicht erwähnt. Diese Vermutung liegt insofern nahe, als dass Said die Passage über alltagsrassistische Erfahrungen damit einleitet, dass sie als Jugendliche nicht alle gleich seien, auch wenn sie

die selbe Haarfarbe hätten. Hier spricht Saids Wunsch nach individueller Sichtbarkeit heraus, der ihm ganz offensichtlich trotz großer Anstrengungen verwehrt ist. Vielmehr wird er ungewollt mit der ‚Problemgruppe‘ der südländischen Jugendlichen assoziiert, wogegen er mit großer Beharrlichkeit angeht. So ruft Saids Erfahrung als Jugendlicher, der nicht der Dominanzgesellschaft angehört, in ihm insbesondere das Bedürfnis nach einem festen und verlässlichen sozialen Gefüge unter Freunden hervor, die gleichwohl strebsam sind. Diese bieten ihm die Möglichkeit, irritierende Erfahrungen zu reflektieren, ggf. aus einer anderen Perspektive zu betrachten und durch positive Unterstützung die eigenen Ziele nicht aus den Augen zu verlieren.

„Also, man sollte immer einen klaren Kopf haben so. Man sollte immer wieder Personen oder eine andere Sache haben, mit der man sich beschäftigt, die einen wieder runterholt, und sagt, ‚Ey, heb mal nicht ab. Nee, das ist jetzt nicht so, denk doch mal nach, frag doch mal deine Freunde.‘ Also, ich finde, man muss, man muss im Leben einige Freunde haben so, mit denen man so durchs Leben geht, weil das sind die Leute, die dann auf dich achten, das sind deine Weggefährten so, deine Weggefährten im Leben und die sind sehr wichtig so für mich. [...] Das seh ich auch bei anderen Kumpeln von mir so, die dann nicht so diese Freunde haben, wie schnell die dann abrutschen können und wie schnell dann es denen schlecht geht, oder die dann kein, in der Schule nicht sehr gut sind so. Ich glaube, Freunde sind schon das (...), also die Familie, sagen viele, kommt zuerst, aber ich glaube, Freunde sind schon ein sehr, sehr großer Einfluss. Weil man einfach mit den Freunden Sachen macht, die man mit der Familie nicht machen kann.“

Said beschreibt auf einer eher abstrakten Ebene, wie er sich vor der Konstruktion des ‚Anders-seins‘ schützt und welche Strategien er wählt, um sich mit diesen gesellschaftlichen Gegebenheiten auseinander zu setzen, ohne daran zu sehr zu leiden. Ohne die Bedeutung der Eltern schmälern zu wollen, hebt er doch die Wichtigkeit und die große Einflussnahme von Freunden hervor, die aufgrund ihrer Alltagserfahrungen viel mehr miteinander teilen und sich gegenseitig unterstützen können. Seine eigene Betroffenheit drückt er im Interview eher implizit aus, indem er Vorschläge macht, wie eine größere Wertschätzung von Migranten aussehen könnte, indem ihre individuellen Stärken genutzt und entstandene Probleme nachvollziehbar gemacht werden:

„[...] jeder Mensch ist halt ’n Individuum und nicht jeder Mensch geht mit der großen Masse mit, in dem großen Teich sind auch kleine Fische [...] ja, man soll diese Sachen zu schätzen wissen, dass es Leute

gibt, die nicht so, die anders sind, und mit denen du dich austauschen kannst und die dir vielleicht dann die Probleme von den Leuten, die negativ durchs Leben gehen, vielleicht erklären können; die dann 'n besseren Draht zu denen haben und die sagen können ‚ich versteh diese Leute, weil ich aus dem Umfeld bin‘. Aber ich kann vielleicht besser nachdenken als die und positiver reden und vielleicht kann man sich dann mit diesen Personen besser verständigen. Zum Beispiel, wenn da jetzt irgendwo 'n Sozialarbeiter da bei mir in die Gegend kommt [...] und da arbeiten soll, da gibt's viele Jugendliche, die dann einfach nicht den Faden zu dem haben. Und wenn man dann vielleicht einen dort einstellen würde, der auch Immigrationshintergrund hat, vielleicht sogar aus demselben Viertel ist, dann ist diese Person halt viel eher die Kontaktperson für andere.“

Said bemüht sich, sein Gegenüber durch Argumente, Beispiele und Vorschläge für einen differenzierten Blick auf die soziale Umwelt zu gewinnen. Er nutzt sein Insiderwissen, um konstruktive Anregungen zur Problemminimierung im Leben von Jugendlichen seines Viertels zu geben. Dazu gehört es seiner Meinung nach, primär die bereits vorhandenen Ressourcen zu nutzen, also auf die bestehenden Kompetenzen von Migrant*innen zurückzugreifen, was zweifelsohne einer differenzierten Sichtweise auf individuelle Leistungen bedarf. Ein Problem, mit dem er sich selbst häufig konfrontiert sieht. Das herangezogene Beispiel des Sozialarbeiters kann jedoch auch in einer durch- aus weiteren Dimension analysiert werden. Hier verbirgt sich sicherlich nicht nur der Wunsch nach Anerkennung und Individualität, sondern auch der Wunsch nach einem ehrlichen, gesellschaftlichen Dialog über die Lebenssituation von Migrant*innen, der nur mit einer kritischen Reflexion der Mehrheitsgesellschaft einhergehen kann. Wenngleich Said's Ausführungen eher indirekt auf die gesellschaftspolitische Dimension der mangelnden Teilhabe von Migrant*innen hinweist, so kann die Akzentuierung des Beitrags gegen Ende des Interviews doch als Appell an die Mehrheitsgesellschaft verstanden werden; das Interview stellt in diesem Fall das Sprachrohr dar.

4.2.2.6 Abschließende Betrachtung

Said's dringlichste Auseinandersetzungen beziehen sich auf das Dilemma stereotyper Zuschreibungen, die sowohl von der Dominanzgesellschaft in großem Stil gepflegt als auch von den Betroffenen selbst hervorgerufen werden. Seine Abgrenzungsbemühungen gegen diese stereotypen Zuschreibungen ziehen sich als dominantes Thema durch das gesamte Interview. So startet es

mit dem Hinweis auf Saids Individualität und endet mit dem Verweis darauf, dass es in den dominanten Vorstellungen von Südländern auch Ausnahmen gibt „im großen Teich sind auch kleine Fische“.

Die Schule stellt für Said einen verlässlichen Ort der sozialen Anteilnahme, der Unterstützung und Motivation dar. Sie bietet ihm nicht nur Raum zum Wissenserwerb, sondern auch zur Bewusstwerdung über die eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen sowie deren selbstbewussten Einsatz.

Gemeinsam mit seinen Freunden verfolgt er das Interesse an gesellschaftlicher Teilhabe. Da die Freunde aufgrund physischer Merkmale und sozialer Zuschreibungen immer wieder mit Ausgrenzungserfahrungen konfrontiert werden, bemühen sie sich sehr um das Wohlergehen ihrer kleinen Gemeinschaft. Diese ist insofern wichtig, als dass ernüchternde und schmerzhaft Erfahrungen innerhalb des Gruppenkontextes aufgefangen und verarbeitet werden können. Die Freunde sehen sich insbesondere von der Dominanzgesellschaft verallgemeinernden Bildern und Zuschreibungen über sie konfrontiert, denen sie persönlich nicht entsprechen. Aus diesem Grund kann auch ihre soziale Umgebung ihnen nicht eine Vielzahl von gesellschaftlich anerkannten Vorbildern bieten, an denen sie sich für ihren eigenen Werdegang orientieren könnten. Weil die Schule gegenwärtig noch einen geschützten Ort für Said und seine Freunde darstellt, an dem ihnen auf institutioneller Ebene Anerkennung entgegengebracht wird und sich die Freunde untereinander Zuversicht und gegenseitigen sozialen Halt geben, haben sie derzeit großes Zutrauen in ihre zukünftigen Werdegänge. Gleichzeitig ist Saids Wunsch präsent, dass sich in seiner unmittelbaren sozialen Umgebung zukünftig mehr Vorbilder, die gesellschaftliche Anerkennung und Erfolg repräsentieren, hervortun mögen.

Said selbst repräsentiert sich im Interview als ganz normaler Jugendlicher mit einer Vielzahl von Interessen, dem jedoch aufgrund seiner alltäglichen Lebenserfahrungen die Bedeutung der schulischen Bildung sehr bewusst ist. Sowohl die biografischen Erlebnisse seiner Eltern, die als Flüchtlinge harte körperliche Arbeit ohne Schutzbestimmungen verrichten mussten und dauerhafte körperliche Schäden davon getragen haben, als auch die Erlebnisse aus Saids Freundeskreis, in dem physiognomische Merkmale als Ausgrenzungsfaktoren erfahren werden, sind dafür verantwortlich, dass Said mit aller Kraft gegen dominante Zuschreibungen ankämpft. So wirkt die Repräsentanz des guten und fleißigen Schülers in manchen Interviewpassagen teilweise überbetont und die Abgrenzung gegenüber den marginalisierten Männlichkeiten

der ‚unteren‘ Schultypen ansatzweise überheblich. Bezieht man jedoch Saids sozialen Kontext und seine derzeitige Lebensphase mit ein, so wird schnell deutlich, dass schulischer Fleiß und soziale Abgrenzung zwei notwendigerweise dominante Lebensthemen für Said darstellen, um die eigene Individualität zu unterstreichen. In einer von gesellschaftlicher Ausgrenzung bestimmten sozialen Umgebung, in der ein Großteil der dort lebenden Menschen von der Dominanzgesellschaft auf die ‚unteren‘ Plätze der Gesellschaft verwiesen werden und kaum Handlungsspielraum zur Veränderung ihrer Situation sehen, bemüht sich der heranwachsende Said mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln darum, einen selbstbestimmten Werdegang zu beschreiten, der ihm die Möglichkeit einräumt, gesellschaftliche Veränderungen zu bewirken. Da der Dominanzgesellschaft die Definitionsmacht über gesellschaftliche Werte unterliegt und diese insbesondere auf Anpassung, Fleiß und Wirtschaftlichkeit ausgerichtet sind, muss er sich notwendigerweise gegenüber denjenigen aus seiner unmittelbaren sozialen Umgebung abgrenzen, die für sich keinen ernstzunehmenden Handlungsspielraum sehen und sich mit dem ihnen zugeteilten Platz in der Gesellschaft arrangiert haben. Dies wird von Said beispielsweise am Autolackierer aus der Nachbarschaft exemplarisch dargestellt, dessen Alltag trist und ohne größeren persönlichen Nutzen erscheint, während sich die Freunde über wirtschaftspolitische Entwicklungen unterhalten und gesellschaftlichen Weitblick repräsentieren, der ihnen einen erfolgreichen Werdegang zu eröffnen scheint. Somit wird der Mikrokosmos der Peergroup zu einem zentralen Anker innerhalb der derzeitigen Lebensumstände, um die eigenen Wünsche nach gesellschaftlicher Teilhabe zu erreichen und sich nicht durch alltägliche Erfahrungen oder gesellschaftliche Missstände entmutigen und von diesem Ziel abbringen zu lassen.

4.3 Die Erfahrungen der Berufstätigen

4.3.1 Fallstudie Sercan: Kurzbiografie

Sercan ist 25 Jahre alt, arbeitet als Projektgenieur bei Volkswagen in Wolfsburg. Er lebt in einer Wolfsburger WG gemeinsam mit einem Kollegen, den er während eines Praktikums kennengelernt hat. Sein älterer Bruder hat BWL studiert und arbeitet in der Controllingabteilung eines weiteren Automobilkonzerns. Sein jüngerer Bruder ist seit zwei Jahren bei der Marine. Sercans beide Schwestern beendeten vor kurzem eine Ausbildung zur Kauffrau für Bürokommunikation.

Im Alter von drei Jahren kam Sercan mit seinen Eltern nach Braunschweig und wuchs dort auf. Er machte am Gymnasium als einziger ‚Türke‘ sein Abitur und studierte anschließend Maschinenbau an einer Fachhochschule. Nach Studienabschluss hätte er gerne im Auftrag einer deutschen Firma in der Türkei gearbeitet, was sich jedoch nicht realisieren ließ. In seiner jetzigen Anstellung bei VW beschreibt er sich als ‚Quotentürke‘, da er von seinen Kollegen fortwährend auf seine türkische Herkunft angesprochen und somit unausweichlich auf diesen Teil seiner Biografie reduziert wird.

Seine Mutter ist gelernte Schneiderin und arbeitete in Deutschland in einer Textilfabrik. Sein Vater wuchs in einer Bauernfamilie auf, machte eine Ausbildung als Schuhmacher und Elektroniker und arbeitete anschließend 22 Jahre lang als Schweißer in Deutschland.

Mit 15 Jahren verdiente Sercan erstmals während der Sommerferien in einer Eisdielen eigenes Geld. Ihm wurde in dieser Zeit die alleinige Verantwortung für den laufenden Betrieb übertragen, was ihm einen guten Verdienst einbrachte. Seine Familie eröffnete im Jahr darauf einen eigenen Imbiss, in welchem auch Sercan die folgenden acht Jahre neben der Schule und dem darauf folgenden Studium arbeitete. Nach acht Jahren trug sich der Imbiss finanziell nicht mehr und wurde verkauft. Mit seiner neu gewonnenen Freizeit wusste Sercan zunächst nichts anzufangen und verbrachte seine Nachmittage mit dem Schauen von Videofilmen, im Internet und dem Verkauf bei Ebay. Hobbys habe er aus dem Grunde nicht, weil für sie nie Zeit gewesen sei. Um sich neben seinem Studium zu beschäftigen, suchte er einen Job im Callcenter. Sein Studium verzögerte sich aus diesem Grunde. Mit der Einführung von Langzeitstudiengebühren dachte Sercan dann über einen Studienabbruch nach, entschied sich jedoch nach Gesprächen mit seinen Eltern für einen schnellstmöglichen Studienabschluss.

Nachdem die Eltern den Imbiss verkauft hatten, bauten sie in Braunschweig ein Haus, welches durch das Einkommen von Sercan und seinen Geschwistern abbezahlt wird. Das Verhältnis zu seiner Familie beschreibt Sercan als nah und vertrauensvoll. Seine Familie ist ihm wichtig, obwohl ihn die konservativen Einstellungen seiner Eltern manchmal ‚nerven‘. Die Familie ist allevitischen Glaubens – Religiosität spielt insbesondere für die Eltern eine große Rolle. Sercans Mutter ist beispielsweise nur mit einer allevitischen Freundin ihrer Söhne einverstanden, was bei seinem Bruder zu heftigen Auseinandersetzungen in der Familie geführt hat.

4.3.1.1 Zur Interviewsituation

Das Interview findet in einem Café statt, das Sercan nach dem ersten Telefonkontakt auswählt hatte. Sercan ist groß gewachsen und mit einem blauen Kapuzenpullover, Bluejeans und Turnschuhen leger gekleidet. Er trägt halb-lange dunkle Haare und Silberschmuck an Armen und Händen.

Eine Freundin von ihm hatte durch Dritte von der Suche nach männlichen Interviewpartnern gehört. Da sie das Arbeitsvorhaben interessant fand, erzählte sie Sercan davon und ermunterte ihn sich darauf zu melden. Gleich zur Begrüßung stellt Sercan klar, dass er sich eigentlich nur für das Interview gemeldet habe, um dieser Freundin einen Gefallen zu tun. Aus diesem Grund vermute ich zu Beginn, dass das Interview sehr wahrscheinlich schnell beendet und er wenig erzählbereit sein werde. Entgegen meiner Vermutung entsteht jedoch ein langes und offenes Gespräch.

4.3.1.2 Alltagsrassismus

Sercan sagt von sich selbst, dass er es sich früh zum Ziel gesetzt hat, in kein Klischee hineinzupassen. Trotzdem erwischt er sich manchmal dabei, so zu reagieren, wie es die Mehrheitsgesellschaft von ‚einem Türken‘ erwarte. Im Laufe der Zeit stellt er jedoch fest, dass es sich dabei auch um Handlungsweisen handelt, die er bejaht und gerne macht. Die medialen Bilder vom türkischen Macho, vom ungebildeten, sich schlecht ausdrückenden Türken seien weit verbreitet – seiner Meinung nach nicht zu unrecht. Er selber kenne viele dieser so genannten türkischen Machos und finde ihre Haltung auch in Ordnung, solange die betroffenen Personen selber damit ‚klarkommen‘. Sercan habe sich jedoch früh darum bemüht, nicht dem Stereotyp zu entsprechen, wie es das Bild der Medien vermittele. Eine Abgrenzung gegenüber diesen Stereotypen beschreibt er allerdings als ausgesprochen schwer:

„In erster Linie wird man aber auch dazu getrieben. Muss man ja offen und ehrlich dazu sagen, ey, egal wo man hingehet, man wird mit diesem, sag ich mal, Bild, was man von Türken im Kopf hat, immer wieder konfrontiert (...). Ja, manchmal, kommt drauf an, wie sympathisch mir diese Person ist, beziehungsweise die Gruppe, entweder stell ich das dann klar und ändere mein Verhalten nicht, (...) oder, wenn sie mir unsympathisch sind, dann verhalt ich mich genauso, wie sie’s von einem Türken erwarten. [...] Dann bin ich sie los.“

Sercan schildert hier seinen Umgang mit Stereotypen und die ihm zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen. Sind ihm Personen sympathisch, so

geht er auf sie ein und gibt ihnen im Kontakt die Möglichkeit, ihr stereotypes Bild über ‚Türken‘ zu differenzieren. Ist ihm sein Gegenüber unsympathisch, weil er sich in seiner Persönlichkeit nicht ernst genommen fühlt, so bestätigt er dessen stereotype Vorstellungen und hält damit unerwünschte Kontakte auf Abstand. Er verdeutlicht in diesem Beispiel, wie gering seine Handlungsoptionen in solchen Situationen ausfallen. Die Verletzungen, die an ethnisch-nationale Zuschreibungen gebunden sind, drängen Sercan dazu, die stereotypen Zuschreibungen zu bedienen und damit die betreffenden Personen von sich fern zu halten, um sich so zumindest vor weiteren verbalen Verletzungen zu schützen. Mit dieser Strategie schützt er sich auch gegen die alltagsrassistischen Erfahrungen, die er beispielsweise von seinen Arbeitskollegen erfährt, unter denen er sich als so genannter ‚Quotentürke‘ erlebt.

„[...] Immer wieder, wenn irgendwas mit Türken in den Medien ist, oder haste nicht gesehen, jedes Mal, wenn irgendwas ist, wird man direkt angesprochen, aber auch auf so eine, sag ich mal, ekelige, hinter-, ja, hintertürartige Weise, wo sie versuchen, es ganz normal auszudrücken, und vorsichtig bei ihren Formulierungen bleiben, das nervt mich, und dass man dann als Repräsentant des türkischen Volkes dann angesprochen wird. Das nervt mich auch. Ich bin eher dafür, wenn man mir direkt ins Gesicht sagt, du, was sagst du denn dazu, wat die da veranstaltet haben, zum Beispiel in der Schweiz bei dem Nationalspiel¹⁷, Schweizer Managerpleite oder was. Das war die letzte Aktion, da hab ich gesagt, ich bin weder bei der FIFA oder sonst was, ich bin auch kein Repräsentant hier für euch, von Fußball halt ich sowieso schon gar nix, 22 Leute hinter einem Ball herrennen, das find ich schon seit meiner Kindheit bescheuert, (lacht leise) (...) und wenn, wenn die verprügelt wurden, hab ich gesagt, dann haben die’s verdient. Seitdem spricht mich keiner mehr an.“

Anhand dieses Beispiels verdeutlicht Sercan seine Verletzungserfahrungen konkreter, die in der impliziten Missachtung seiner Individualität liegen. Als er zum wiederholten Mal von seinen Arbeitskollegen auf seine türkische Herkunft reduziert und mit kollektiven Zuschreibungen konfrontiert wird, macht Sercan seiner Wut Luft. Er sagt seinen Kollegen direkt auf den Kopf zu, dass er mit ihren kollektiven Zuschreibungen nichts anfangen kann und auch nicht dazu bereit ist, sich länger für ihre stereotypen Vorstellungen zur Verfügung

17 Hier wird Bezug auf ein Fußballqualifikationsspiel zwischen der türkischen und der Schweizer Nationalmannschaft genommen. Zwischen einzelnen Personen der beiden Mannschaften kam es nach dem Spiel zu Prügeleien.

zu stellen. Er konfrontiert seine Kollegen damit, dass sie sich mit ihm als Individuum bisher mitnichten auseinandergesetzt haben, und dekonstruiert ihre ethnischen und geschlechtsspezifischen Vorstellungen vom fußballbesessenen, aufbrausenden, südländischen Mann. Gleichzeitig versucht er die versteckte Zuschreibung mit dem sarkastischen Hinweis darauf, dass die Prügel sicher verdient waren, zusätzlich zu überzeichnen. Dadurch kompensiert er die Unsensibilität seiner Kollegen hinsichtlich seiner eigenen persönlichen Wirklichkeit.

Mit seiner direkten Kommunikationsart signalisiert Sercan seinem Gesprächspartner Interesse an einer ehrlichen Auseinandersetzung. Die übertragenen Zuschreibungen, die sich in umständlichen Formulierungen verstecken und möglicherweise vordergründig kollegial klingen, durchschaut er als Rassismen. In diesem Fall sieht er wenig Chancen für eine offene und ehrliche Auseinandersetzung mit seinem Gegenüber.

„Klar hört man ab und zu solche Sprüche wie, ‚ah, deine Brüder haben ja wieder irgendwas veranstaltet, dort und da. Haben wir in der Zeitung gesehen‘. Ich sag ja, wie gesagt, kommt auf die Sympathie an, ob ich darauf eingehe oder nicht. Manchmal hau ich dann noch drauf ‚ja, aber meine Schwestern war’n auch dabei‘ (...) oder ‚na ja, wenn sie’s gemacht haben, dann haben sie’s halt richtig gemacht, ich wollt auch hin, hab’s nur nicht geschafft‘. Halt so was, nie wirklich irgendwo, sag ich mal, (Pause) auf Fakten basierende Themen oder was, nur Verallgemeinerungen, man wird halt als Türke gesehen. Punkt. (Pause) Bin auch ’n bisschen stolz drauf.“

Aus seiner Darstellung spricht Resignation. Die fortwährenden stereotypen Zuschreibungsverfahren bewirken, dass er sich mit Hilfe von Sarkasmus gegen die unhinterfragten Kollektivanschuldigungen schützt. Seine Reflexion verdeutlicht auch, wie wenig Handlungsoptionen ihm zur Verfügung stehen. Die fortwährend hervorgerufenen Bilder der Mehrheitsgesellschaft basieren nicht auf Fakten, wie er immer wieder erlebt, sondern dienen allein der permanenten Bestätigung der Problematisierung der Gruppe der Türken. Die hervorgehobene ‚türkische Problemgruppe‘ existiert primär dadurch, dass ihre Mitglieder nicht in ihren vielfachen Zugehörigkeitsbezügen gesehen werden und ihre Repräsentation permanent auf ein einziges Bild reduziert wird. Das somit erreichte Machtgefälle zwischen der Mehrheitsgesellschaft und ‚ihren Minoritätengruppen‘ verursacht Resignation. Sercan erlebt, dass er, unabhängig von seinem Persönlichkeitsprofil und individuellen Lebenslauf, niemals die kollektiven Zuschreibungen ablegen kann. Er wird aufgrund

seiner Herkunft immer wieder auf diese sowie die damit verbundenen Zuschreibungen reduziert. „Man wird halt als Türke gesehen. Punkt.“ Das Bild der Mehrheitsgesellschaft über ‚den Türken‘ lässt unmissverständlich keine alternativen Sichtweisen zu. Sercan ist sich dessen bewusst, dass die Definitionsmacht der Mehrheitsgesellschaft so groß ist, dass er sich diesem Bild niemals vollkommen entziehen kann. So macht ihn in seiner sarkastischen Sichtweise zwar die, im Bild des türkischen Machos eingeschlossene, widerständige Repräsentation ebenfalls stolz, die Resignation über mangelnde Differenzierung schwingt jedoch merklich im Interview mit.

„[...] bei mir schätzt auch keiner, dass ich überhaupt studiert habe... und wenn man auf der Straße ist, dann ist man halt wirklich nur das Bild eines (...) leicht besser gepflegten Türken, als man's sich vorstellt. Wenn man nix sagt (...), ist man halt der Türke. (Pause) Ja, das ärgert mich schon.“

Die kollektiven Zuschreibungen und Stereotypen verleihen Sercan ein unsichtbares Persönlichkeitsprofil. Da jungen Männern türkischer Herkunft primär ein niedriges Bildungsniveau zugesprochen wird, erwartet Sercans Umwelt auch keinen höheren Bildungsabschluss von ihm. Diese Diskriminierungsform führt zu derlei Problemen, dass seine soziale Situation ihn einerseits zu einer Art Abweichung vom bildungsfernen ‚Durchschnittstürken‘ erscheinen lässt und ihm andererseits zusätzlich die alleinige Verantwortung dafür überträgt, dieses Bild zu revidieren, wenn sein akademischer Werdegang Sichtbarkeit erfahren soll. Es ärgert ihn, immer wieder beweisen zu müssen, dass er sich von den stereotypen Vorstellungen der Mehrheitsgesellschaft über einen Türken unterscheidet.

Zu den stereotypen Vorstellungen des türkischen Machos gehört auch das vielfach in den Medien dargestellte Begriffspaar von Stolz und Ehre. Beides hat für Sercan eine hohe Bedeutung, wengleich er sich in diesem Zusammenhang von einem traditionalistisch eingestellten Türken deutlich abgrenzt. Er selbst definiert die beiden Begrifflichkeiten folgendermaßen:

„Ja, also, für mich persönlich ist es wichtig, dass ... ich .. als Mensch, egal was ich tue, indem was ich tue, zuverlässig bin, (Pause) und, (Pause) dass meinen Stolz verletzen würde, wenn jemand was anderes behauptet. Ne (...) und (...) meine Familie ist mir sehr wichtig, (...) und damit kann man mich kriegern.“

Der familiäre Zusammenhalt erscheint insbesondere im Zusammenhang mit den alltagsrassistischen Erfahrungen als eine zentrale Ressource. In der Fami-

lie erfährt Sercan Anerkennung sowie persönliche Wertschätzung und kann somit die erlebte Exklusion innerhalb anderer gesellschaftlicher Zusammenhänge etwas Positives entgegensetzen. Die in der Familie erlebte Wertschätzung und Unterstützung hilft dabei auch der Repräsentanz von sozialen Tugenden wie beispielsweise der Zuverlässigkeit. Die Repräsentanz dieser Tugend sowie deren Bestätigung im sozialen Umfeld erscheint Sercan als ein weiteres wichtiges Mittel der sozialen Anerkennung, aus welcher persönlicher Stolz erwächst. Wird diese in Frage gestellt, so sieht er die für ihn einzig verlässliche persönliche Ressource bedroht und verteidigt diese mit besonderer Vehemenz. Der Familie wird vor diesem Hintergrund also weniger eine traditionalistisch motivierte Bedeutung zugeteilt. Sie nimmt vielmehr eine wichtige Schutzfunktion gegenüber alltagsrassistischen Erfahrungen sowie der notwendigen Aufrechterhaltung persönlicher Wertschätzung ein.

Die bei der Auseinandersetzung um Stolz und Ehre medial hergestellten Zusammenhänge von Gewalt und Migration betrachtet Sercan distanziert und nüchtern. ‚Der Türke‘ sei seiner Meinung nach ein beliebtes Projektionsfeld der Medien zur Darstellung von Aggression und Gefahr. Diese Aggressionsprojektionen auf eine beliebige Minderheitengruppe seien jedoch genauso häufig in anderen Kulturkreisen zu finden. Letztendlich handele es sich dabei jedoch vielmehr um die persönliche Einstellung gegenüber den beiden Begrifflichkeiten ‚Stolz und Ehre‘. Seine Erfahrungen mit Türken seien diesbezüglich so vielseitig – über Aggressive, Pantoffelhelden, schwule Szenen, zurückgebliebene Dorfjünglinge etc. – dass in der Berichterstattung der Medien nur eine diversitätsbewusste Berücksichtigung sein Interesse wecke.

4.3.1.3 Freundschaften und Lebensumfeld

Sercan lebt mit seinem Mitbewohner in einer mittelgroßen niedersächsischen Stadt. Seine Wochenenden verbringt Sercan in der Regel mit Freunden in Berlin. Sie treffen sich zu Hause, trinken gemeinsam etwas und fahren dann durch die Stadt, um die ganze Nacht ‚Party zu machen‘. Dieses Prozedere wiederholt sich an den meisten Wochenenden, wobei Sercan beschreibt, dass ihn diese Routinemäßigkeit mittlerweile ‚müde‘ machen würde. Der zeitliche Aufwand sei zu anstrengend geworden und auch der regelmäßige Alkoholkonsum würde ihn an seine Grenzen bringen. Der regelmäßige ‚Ausflug‘ nach Berlin stellt jedoch für ihn die einzige Möglichkeit dar, um die Grenzen des mittelstädtischen Lebens zu überwinden.

„Mir fehlt, äh, das junge Volk. Einfach dieses unverbindliche Mal-Leute-kennenzulernen, das zu können, wenn man's denn will. (...) In dem Vorort, in dem ich jetzt wohne, gibt's das nicht. Da gibt's kein Freizeitangebot, da ist die ganze kulturelle Vereinigung, sag ich mal, die Gesellschaft ist nicht so durchmischt.“

Sercans Lebensumfeld bietet ihm wenig Optionen für einen ihm angemessenen Freizeitausgleich. Die existierenden Angebote bedienen offenbar nicht seine, sondern primär die Bedürfnisse anderer Stadtbewohner. Darüber hinaus fehlt es ihm an Heterogenität im Lebensumfeld, um neue Anregungen im Austausch unter Gleichaltrigen zu bekommen. Er selbst findet in der bestehenden Kulturszene seiner Umgebung kaum Gleichgesinnte, mit denen er unbefangen seine Freizeit gestalten und Räume zur Aushandlung um neue (identitätsrelevante) Perspektiven finden kann. Auch die Wohnsituation mit einem Freund in seiner Zweier-WG beschreibt Sercan ambivalent. Einerseits erscheint sein Freund und WG-Mitbewohner im Interview als wichtiger und stabiler Wegbegleiter. Andererseits erscheint ihm persönlich die Lebenssituation in der Stadt und mit nur einem weiteren Menschen um sich herum als prinzipiell zu ‚ruhig‘. Häufig fehle ihm die Lebendigkeit, vermisst er Anregungen, die er früher in seiner großen Familie selbstverständlich hatte. Lieber würde er in einer Stadt wie Berlin, die er regelmäßig besucht, leben und zur Arbeit pendeln. Um die empfundene Leere seiner privaten Lebenssituation zu überspielen, schaltet er nach seiner Arbeit zuerst den Fernseher zur Stimmenuntermalung ein. Erst dann geht er in die Küche, um sich etwas zu essen zuzubereiten und anschließend ins Internet. Der Fernseher läuft immer nebenbei; eher selten sieht er sich eine Sendung wirklich an. Das Leben in der Großstadt scheint ihm vor diesem Hintergrund als grundsätzlich passender.

Seinen Mitbewohner lernte Sercan während seiner Diplomarbeitsphase beim Flugzeughersteller kennen. Dieser absolvierte zu dieser Zeit gerade ein Praktikum in derselben Abteilung. Beide mochten sich spontan aufgrund ihres sarkastischen Humors und beschlossen schnell eine Wohngemeinschaft zu gründen. Sein Mitbewohner kommt gebürtig aus der Region und aus einem bürgerlichen Elternhaus. Sercan, der die Familie seines Mitbewohners gleich zu Beginn der Freundschaft kennenlernt, schätzt seine Eltern sehr. Mit seinem Mitbewohner teilt er nicht nur die Wohnung. Vielmehr unterstützen sich beide darin, die Ärgernisse im Arbeitsleben und Alltag zu besprechen und zu kompensieren.

Sercan suchte zu Beginn seiner neuen Arbeitsstelle Anschluss an eine türkische Community in der Stadt, war jedoch schon bald von deren ‚Engstirnigkeit‘ abgeschreckt:

„(...) aber die sind mental irgendwie zehn Jahre mindestens noch weiter zurück als wir in Braunschweig, sag ich mal. Ich hab meine, beziehungsweise wir haben meine Eltern ja schon soweit erzogen, in Anführungsstrichen, dass sie mit unsern Freunden klarkommen, dass sie (...), ja, sich daran gewöhnen, dass man auch deutsche Freundinnen hat, und alles, also ziemlich locker. Und hier (...) wurd ich schief angeguckt von den türkischen Jungs, sag ich mal, in dieser Clique, die wirklich, äh, jünger waren als ich, komplett, wenn ich mich mit den Praktikanten getroffen hab, die ja, sag ich mal, 99% deutsch waren, (...) warum ich mich denn mit denen abgebe.“

Sein Bedürfnis nach Kontakten orientiert sich an größerer Heterogenität als ihm sein neues Umfeld bieten kann. Er beschreibt, dass er zu Beginn russische, libanesische, jugoslawische und serbische Freunde hatte, von denen er sich jedoch sukzessive distanzierte, da sie nur untereinander blieben. Sercan hingegen fehlte der Austausch mit weiteren jungen Menschen.

„Erstens stimmt der Level, auf dem man sich unterhält, nicht für mich. Ich stell ja wahrscheinlich andere Ansprüche, als die haben, und zweitens (...) wollte ich nicht mit denen auf einem Level gesehen werden, weil, ich war der einzige, der überhaupt die Schule abgeschlossen hat, sag ich mal, mehr als ’n Hauptschulabschluss hatte. (...) Als ich dann gesagt habe, dass ich studier, dann ist die Kinnlade auf’n Boden gefallen. Und dann kam noch dazu, dass ich alleine wohne, was die ja alle nicht kannten, alle bei Mama und Papa (...) und da war bei mir Feierabend. (...) Wollte ich nix mehr mit denen zu tun haben. Obwohl sie recht nah an Berlin wohnen, sind sie sehr weit zurückgeblieben. (...) In meinen Augen.“

Der anfängliche Wunsch nach Nähe zu einer türkischen Community wich der ernüchternden Feststellung über die gewünschte Isolierung dieser Gruppe. Sercan erschienen die Differenzen und die unterschiedlichen Lebensentwürfe zwischen seinen Bekannten und ihm zu groß, so dass er sich von der Gruppe abgrenzte. Ihm fehlten Impulse zu eigenständigen Lebensentwürfen, neuen Perspektiven und Optionen. Dies verbindet er seither mit der Nähe zur Großstadt: eine Chance für mehr Offenheit, Diversität und Anregungen in seinem Leben.

Die meiste Zeit teilt er daher mit seinem Mitbewohner, mit dem er seit zweieinhalb Jahren zusammenlebt. Ihn beschreibt er als so ‚durchgeknallt‘ und ‚direkt‘ wie sich selber, weshalb sie sich auf einer Wellenlänge befänden. Sein Mitbewohner sei jedoch – im Gegensatz zu ihm selbst – recht häuslich, was Sercan, der Lebendigkeit um sich herum liebt, langweilt. Als ihm und seinem Mitbewohner kürzlich ein Wohnungswechsel bevorstand, wollte Sercan die Chance nutzen, um nach Berlin zu ziehen. Da ihm dies bislang jedoch noch nicht geglückt ist, lebt er augenblicklich zwischen Umzugskartons noch immer mit seinem Mitbewohner zusammen.

4.3.1.4 Die Familie als vielfältige Ressource

Sercan berichtet im Interview zwar sehr anerkennend, jedoch gleichzeitig relativ wenig über seine Eltern. Zweifelsohne spielt sie eine zentrale Rolle in seinem Leben. Wie bereits beschrieben, stellt Sercans Familie eine wichtige Ressource dar, um der gesellschaftlichen Exklusion und den alltagsrassistischen Verletzungen etwas verlässlich Positives und Wertschätzendes entgegenzusetzen. Dennoch stellt er seine eigenen Lebensumstände in den Vordergrund der Erzählungen und verdeutlicht damit seine Eigenständigkeit. Sercans Familie lebt von einer wechselseitigen Beziehungspflege, in der auch Sercan und seine Geschwister Einfluss auf die Lebensumstände und die Lebenshaltung ihrer Eltern nehmen.

Vor fünf Jahren kaufte die Familie ein Haus in Braunschweig, dessen Darlehen Sercan und seine Brüder seit der Auflösung des familienbetriebenen Imbisses abbezahlen. Dadurch ermöglichen die Geschwister ihren Eltern eine selbstorganisierte Altersabsicherung, die sie während ihrer eigenen Erwerbstätigkeit nicht in ausreichendem Maße hätten erwirtschaften können.

Sercan verspürte während des Studiums den Wunsch, später einmal in der Türkei zu arbeiten. Nachdem er allerdings feststellte, dass ihm die Mentalität der Menschen vor Ort trotz seiner Verwandtschaftsbesuche zu ‚fremd‘ sei, lies er von dieser Vorstellung ab. Statt dessen wünscht er sich zukünftig international tätig zu sein, da er den internationalen Austausch mit Menschen grundsätzlich sehr interessant und lehrreich findet. Bis zu seinem Diplom verbrachte Sercan jeden Sommer mit seinen Eltern und Geschwistern bei Verwandten in der Türkei. Er beschreibt seine Begegnungen dort als sehr warmherzig und die Erfahrungen als so schön, dass er sich sehr stark dorthin gezogen fühlt. Seine Zukunft sieht er jedoch in Deutschland, da ihm die kul-

turellen Muster, insbesondere im Berufsleben, in der Türkei so wenig vertraut sind.

Sercans Eltern sind allevitischen Glaubens und achten darauf, dass auch ihre Kinder diese Tradition fortführen. Sercan selbst ist von der traditionellen Haltung seiner Eltern nicht überzeugt, so dass es in dieser Hinsicht manchmal zum Streit kommt. Dabei geht es immer um die Fortsetzung der religiösen Tradition.

„Und meine Eltern sind da wirklich drauf erpicht, (...) dass wir darauf (...) in, ja, der Tradition weiterleben. (Pause) Deswegen gibt es da manchmal auch Meinungsunterschiede. Mich nervt das manchmal auch mit der Tradition. Aber so ist das halt.“

Da die Fortführung des allevitischen Glaubens für Sercans Eltern eine besonders wichtige Rolle spielt, kommt für Sercans Mutter auch nur eine allevitische Freundin für ihre Söhne in Frage. Als sein älterer Bruder eines Tages seiner Mutter eine ungarische Freundin vorstellt und diese heiraten will, kommt es zum heftigen Streit in der Familie.

„Als er das meiner Mutter gesagt hat, da gab es einen riesigen Streit. Meine Mutter war strikt dagegen. Wir haben alle versucht auf sie einzureden. Zwecklos. Zuerst hat sich mein Bruder noch gewehrt und ist bei seiner Entscheidung geblieben. Aber irgendwann hat das die Beziehung nicht mehr ausgehalten. (...) Naja, ich mache das nicht, ich will das keiner Freundin zumuten. Da bleibe ich lieber Single (...), sonst gibt es halt nur eine allevitische Frau.“

Sercan und seine Geschwister reden auf die Eltern ein und versuchen, durch Argumente zu überzeugen. Kurze Zeit später zerbricht die Beziehung zwischen Sercans Bruder und seiner ungarischen Freundin. Ob der Druck der Familie oder persönliche Gründe letztendlich für die Trennung verantwortlich sind, bleibt im Interview unklar. Deutlich wird jedoch, dass die Bindung und Sozialisation durchs Elternhaus so stark sind, dass zumindest Sercan den Wünschen seiner Eltern zu entsprechen versucht. Sercan beschließt, sich Frauen gegenüber vorsichtig zu verhalten, weil er diese Erfahrung keiner Freundin zumuten möchte. Gleichzeitig steht für ihn fest, dass er aus Gründen des Respekts vor seinen Eltern auch für sich nur eine feste Partnerschaft mit einer allevitischen Frau in Erwägung zieht. Obwohl er während des Interviews im Zusammenhang mit seiner Familie keine offen sarkastischen Aussagen trifft, klingt eine Portion Humor mit, wenn er über die Unzumutbarkeit

seiner Familie in Heiratsfragen spricht. Die damit verbundenen möglichen weiteren Konsequenzen bleiben jedoch unausgesprochen.

4.3.1.5 Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen in der Schule

Im Gespräch über die Schulzeit beschreibt sich Sercan bis hin zur Oberstufe als einen sehr ruhigen Schüler. Seine Mitschüler stammten zum größten Teil aus gut situierten Familienverhältnissen; ihre Eltern waren Anwälte, Lehrer etc. Er selbst gehörte als Sohn einer migrierten Arbeiterfamilie zu einer sozialen Minderheitengruppe. In Sercans Schulzeit befanden sich während der Sekundarstufe I neben ihm drei weitere Kinder aus Arbeiterfamilien, mit denen er sich anfreundete. Erst durch diese Kontakte wurde er nach mehreren Jahren zu Geburtstagsfeiern anderer Mitschüler eingeladen. Er selbst feierte aufgrund von beengten Wohnverhältnissen seine Geburtstage nie außerhalb der Familie. Vielmehr feierte die Familie einmal im Jahr die Geburtstage der Söhne zusammen. Die unterschiedliche Wertigkeit, die seine Familie und seine Mitschüler diesen Festen entgegenbrachten, führte ihm seine Außen-seiterposition schon früh vor Augen.

Seine Andersartigkeit erlebte Sercan jedoch auch in weiterer Hinsicht, da er als dickerer Junge, Asthmatiker und als einziger Türke in der Klasse immer auffallend war. Außerdem stammte er aus einem Stadtteil, in dem niemand der anderen Kinder wohnen wollte. Der bestehenden Differenz zwischen ihm und dem Rest der Klasse begegneten beide Seiten mit gegenseitigem Desinteresse. Die unsichtbare Barriere zwischen ihm und seinen Mitschülern beschreibt Sercan als schmerzhaft Erfahrung.

„[...] es war halt so (...) eine Distanz da, die (Pause) von alleine, von niemandem aufgebaut wurde, die war schon von vornherein da. (Pause) Da war nämlich das gleiche Phänomen, was ich jetzt auf der Arbeit hab, nur anders mit umgehe [...] dass bei jedem Thema (...); diese Kinder hatten halt nie was mit Ausländern zu tun bis zu dem Zeitpunkt, wo sie mich in der Klasse hatten. Das ist traurig, aber wahr. (Pause) Und immer, wenn was war, es wurde entweder jemand verprügelt oder das Fahrrad wurde geklaut, irgendwas kam, ne, wurde ich darauf angesprochen, ob ich dann irgendjemanden von denen kennen würde. (...) Manchmal kam's sogar vor (lacht kurz), dass ich die kannte. Bleibt ja nicht aus. Ja.“

Sercan schildert, wie mühevoll sein Bestreben, im Klassenverband dazuzugehören, war. Selbst, wenn er mit einem bestimmten Geschehnis oder einem

unguten Vorfall nichts zu tun hatte, so wurde er aufgrund seiner Herkunft mit dem Verschulden in Verbindung gebracht oder stellvertretend für die betroffenen Personen auf den Vorfall angesprochen. Noch heute begegnen ihm Situationen, in denen er sich gefühlsmäßig stark an diese Erfahrungen während seiner Schulzeit erinnert fühlt, wenn er beispielsweise von seinen Arbeitskollegen auf eine kollektive Zugehörigkeit zu Türken in Deutschland reduziert wird.

Kurz vorm Abitur wurde Sercan aufgrund seiner Noten zurückgestuft. Seine drei Freunde aus Arbeiterfamilien ebenfalls. Diese verließen jedoch nach der Rückstufung das Gymnasium ohne Abitur. Sercan wiederholte das Jahr und bestand anschließend seinen Gymnasialabschluss. Nicht zuletzt zog er die Kraft und die Zuversicht, diesen Abschluss bewältigen zu können, auch aus seinen neuen Klassenkameraden. Im neuen Klassenverband fühlte er sich akzeptierter und wohler als zuvor. Zum Abiturstreich besuchte er noch einmal seine ‚alte‘ Klasse und erfährt eine schmerzhaft Situation:

„[...] als ich zu der Abivorparty, also die Nacht vor dem Abistreich, in die Schule gekommen bin, von meinem ersten Jahrgang, von meinem alten, da, das war ´n hammerharter Spruch, der mir bis heute noch in den Ohren klingt, (...) da kam eine, die ich vorher, die mir bis zu diesem Zeitpunkt eigentlich sympathisch war, (...) kam mir entgegen und sagte, ‚Was machst du denn hier?‘. Da hab ich sie nur blöd angeguckt und dann meinte sie von alleine, ‚Naja, du gehörst ja auch irgendwie dazu‘. [...] Das hat schon gegessen.“

Immer wieder wird ihm vor Augen gehalten, dass er kein ‚echtes und ernstzunehmendes Mitglied der Gruppe ist. Diese Erfahrung ist ihm bis heute besonders präsent, was auf die Tiefe der Verletzung schließen lässt. Dass Sercan die letzte Klasse wiederholt hat und nicht wie seine drei Freunde das Abitur geschmissen hat, geht insbesondere auf seine Eltern zurück. Sie setzten sich dafür ein, dass Sercan frühzeitig zum Wechsel in die Oberstufe Nachhilfeunterricht bekam und noch einmal seinen Ehrgeiz ins Abitur steckte. Auch Sercans älterer Bruder wiederholte eine Klasse, bevor er das Abitur bestand.

Das Verhältnis zu den Lehren während Sercans Schulzeit ist ebenfalls von wenig Vertrauen bestimmt. Besonders mit einer Lehrerin verbindet er ausgrenzende und schmerzhaft Erfahrungen.

„[...] sie hat einmal darauf gewartet, wirklich, bis alle andern raus gegangen sind, da saß ich in der ersten Reihe, [...] Strafplatz, [...] nicht

aufgepasst oder was weiß ich, [...] ich weiß nicht mehr, ob sie darauf gewartet, ob sie mich aufgefordert hat zu bleiben oder nicht. Auf jeden Fall hat sie mir dann in der neunten Klasse angeboten, beziehungsweise mich dazu getrieben, treiben wollen, warum ich mich denn in 'ne, nicht die Hauptschule wählen würde. Die würde doch besser zu mir passen.“

Sercans Erfahrungen in der Schulzeit basieren in der Mehrzahl auf rassistisch motivierte und diskriminierende Ausgrenzungserfahrungen, auf mangelnde Unterstützung und ausbleibende Motivierung, das einmal anvisierte Ziel zu erreichen. Die hier geschilderte Situation mit seiner Lehrerin erlebt er in mehrerlei Dimensionen offen und subtil diskriminierend. Einerseits trifft Sercan die auf ihn projizierte Erwartungshaltung eines Schulabgängers mit geringem Bildungsniveau. Anstatt einer Förderung durch die Pädagogin erfährt er im hierarchisch gegliederten Lehrerin-Schüler-Gespräch ohne zusätzliche Zuhörer, dass er nach Meinung der Autoritätsperson in einer anderen Schulform besser aufgehoben sei. Unausgesprochen schwingt dabei die Vermutung mit, dass Sercan als einziger Schüler türkischer Herkunft dieser gymnasialen Klasse eher in eine Schulform, in der vergleichsweise mehr Migrantenkinder aufgenommen werden, wechseln solle. Obwohl der zugrundeliegende Auseinandersetzungspunkt zwischen Sercan und seiner Lehrerin primär auf sein Verhalten im Unterricht abzielen schien und weniger durch schlechte Leistung, wird Sercan eine weitreichende Weichenstellung für seinen Bildungsvorlauf präsentiert. Da in diesem Zusammenhang nichts über die eigentlichen Beweggründe der Lehrerin für ihren Vorschlag Sercan gegenüber gesagt werden kann, muss sich die Interpretation dieser Gesprächssituation auf das konzentrieren, was sie bei Sercan hinterlassen hat. Die Dimension dieses Gesprächs (folgenreiche Abstufung in einem stark selektiven Schulsystem) sowie ihre Rahmenbedingungen (Zweiergespräch ohne Fürsprecher des Betroffenen) stellt auch Jahre später ein einschneidendes biografisches Erlebnis dar. Sercan präsentiert in diesem Zusammenhang in der Person der Lehrerin keine pädagogische Kraft, die ihn in seinem Bildungsziel des gymnasialen Abschlusses unterstützt. Eventuell baut sich in ihm daher kein wirkliches Selbstvertrauen auf, die Ziele höherer Bildungsinstitutionen zu erreichen. Diese Interpretationsmöglichkeit stützt sich auf die Parallele, die Sercan im Studium erfährt, als er auch hier kurz vorm Ende des Studiums einen Abbruch plant. Da über diesen Hergang im Interview jedoch nicht ausführlich gesprochen wird, bleibt dieser Interpretationsansatz vage.

Sercan präsentiert als alleinige Ressource im bildungsbiografischen Verlauf seine Familie. Lediglich sie hält in seinen Erzählungen an seinen Fähigkeiten fest, traut ihm den gymnasialen Abschluss zu und motiviert ihn zum Studienabschluss.

Die rassistischen Erfahrungen durchziehen Sercans gesamte Schullaufbahn. Besonders einprägsam war ihm ebenfalls eine Situation im Sportunterricht. Als er während eines Basketballspiels sein Gegenüber durch Lautstärke verunsicherte, piffte sein Lehrer das Spiel ab und schrie Sercan an, dass er ein solches Verhalten unter ‚seinesgleichen‘ machen könne, allerdings nicht hier. Sercan, der sich keiner Schuld bewusst war, gegen die Regeln des Spiels verstoßen zu haben, stellte sein angebliches Fehlverhalten unter den Klassenkameraden offen zur Diskussion. Als dort keine Unterstützung erfolgte, packte er seine Sachen und verließ den Sportunterricht, um den Direktor aufzusuchen und sich dort zu beschweren. Nachdem sich zusätzlich seine Eltern einschalteten und Sercan zwei polnische Mitschüler zur Beschreibung des Vorfalls überreden konnte, wurde der Sportlehrer veranlasst sich bei ihm zu entschuldigen. Ohne die Unterstützung seiner Eltern hätte Sercan wohl nicht den Mut aufgebracht, sich gegen die fortwährenden alltagsrassistischen Erfahrungen zur Wehr zu setzen.

Sercan beschreibt einen weiteren großen Unterschied zwischen sich und anderen Jugendlichen während seiner Schulzeit damit, dass er bis zum Anfang seines zwanzigsten Lebensjahres nie Gelegenheit hatte, sich Gedanken über Hobbys oder eine Freizeitgestaltung zu machen. Während seiner Schulzeit arbeitete er zuerst in den Ferien und später im elterlichen Imbiss. Auch im Studium hatte er diverse Jobs in Callcentern, Messebau etc. Seine Wochenenden verbrachte er mit Freunden und mit Ausgehen, nicht jedoch, um seine freie Zeit nach eigenen Bedürfnissen und Interessen zu gestalten. Seine Mitschüler, besonders die beliebten unter den Jungen, verbrachten ihre Zeit hingegen mit sportlichen Aktivitäten. Erst im Praktikum erlebte Sercan einen regulären Siebenstundentag und wusste nichts mit sich und der verbleibenden Zeit anzufangen:

„(...) Ja, ich hab mich dann vor die Glotze gehockt. Und ich hab dann wirklich gegrübelt, was ich dann jetzt machen kann. [...] Ich wollt mir sogar ´n Job besorgen, ´n zweiten.“

Um die ‚leere‘ Zeit zu überwinden, lieh er sich Videos aus und verbrachte viel Zeit im Internet. So zog die Zeit an ihm vorbei. Erst später setzte er sich mit der in ihm entstandenen Leere auseinander und befasste sich mit seinen

Bedürfnissen nach Anregungen und neuen Impulsen, die er im Austausch mit signifikanten anderen jungen Menschen erfuh.

4.3.1.6 Abschließende Betrachtung

Sercans Bestreben nach einer individuellen Lebensgestaltung fern von kollektiven Zuschreibungen stellt sich als Kernthema des Interviews heraus. Seine lebensgeschichtlichen Erzählungen sind durchzogen von Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, denen er sich in einem unermüdlichen Wettstreit um individuelle Lebensführung gegenüber sieht. Da Sercan ein sehr reflektierter Gesprächspartner ist und um das erkenntnisleitende Interesse der vorliegenden Studie weiß, liegt seine Erzählmotivation möglicherweise in der primären Darstellung gesellschaftlicher Missstände. So ließe sich erklären, dass im Interview ein mehr oder weniger linear verlaufendes Bild von Sercans Leben entsteht, in welchem sein Alltag insbesondere von Diskriminierung durchzogen ist, während seine Familie hauptsächlich als Ressource auftaucht. Beide Tatbestände sollen nicht in Frage gestellt werden. Doch gerade die Brüchigkeit der Lebenserfahrungen, die für Sercan ebenfalls eine bedeutende Rolle spielen, nehmen im Gespräch eher eine nachgeordnete Position ein. Anklang finden sie, wenn Sercan beispielsweise von seinem WG-Mitbewohner und Freund erzählt, der aus bürgerlichen Verhältnissen kommt und mit ihm eine ironisch-sarkastische Lebenshaltung teilt. In dieser Beziehung finden offenbar Aushandlungsprozesse um Stereotypen und gesellschaftliche Normen statt, die zu neuen und eigenen Handlungsweisen führen. So setzt sich Sercan beispielsweise in seiner WG erstmals damit auseinander, freie Zeit für sich ganz persönlich zu nutzen. Auch spricht er davon, dass ihn das Leben in einer mittelgroßen Stadt zu stark einengen würde: „Mir fehlt, äh, das junge Volk. Einfach dieses unverbindliche Mal-Leute-kennenlernen zu können, wenn man’s denn will“. Die Möglichkeit, mit jungen Menschen neu in Kontakt kommen zu können, wird dabei auf den Großstadtraum Berlin projiziert. Da sich in der Hauptstadt besonders viele heterogene Meschengruppen befinden, steht sehr wahrscheinlich die zwischenmenschliche Auseinandersetzung um differente Erfahrungen und Lebensentwürfe im Vordergrund seines Interesses. Diese Ressource zur Auseinandersetzung um Werte, Normen und daraus resultierende individuelle Handlungsoptionen fordern von Sercan jedoch einen dauerhaft organisatorischen Einsatz. Auch stellt das Bedürfnis nach einem Leben in der Großstadt sicherlich emotionale Ambivalenzen für ihn dar. Seine Pläne, in die Metropole zu ziehen, sind möglicherweise auch deshalb bisher nicht umgesetzt worden, weil er damit

seine enge und stabile Alltagsbeziehung zu seinem WG-Mitbewohner verlassen würde.

In den im Interview dargestellten Lebenszusammenhängen erfährt sich Sercan mehrheitlich als Außenseiter, als aus dem Rahmen fallend, als normabweichend, nie wirklich dazugehörend: sei es als ‚Quotentürke‘ im Berufsleben, als Bildungsaufsteiger unter Bildungsverlierern innerhalb der ‚türkischen Community‘ seiner Stadt, als Arbeiterkind unter Mittelschichtskindern im Gymnasium oder bei Verwandtenbesuchen in der Türkei, wo er sich zwar wohl und hingezogen fühlt, aufgrund seiner Sozialisation in Deutschland jedoch deutliche Mentalitätsdifferenzen wahrnimmt.

Die fortwährenden Erfahrungen kollektiver Zuschreibungen und Abwertungen haben bei Sercan eine sarkastische Sicht aufs Leben hervorgerufen. Dabei haben ihn seine alltagsrassistischen Erfahrungen besonders sensibilisiert, so dass er diesen mit großer Aufmerksamkeit begegnet. Um sich vor zusätzlichen Angriffen zu schützen, hat er es sich angewöhnt, seinem Gegenüber dessen eigene Haltung zu spiegeln. Zeigt sich eine Person zugänglich und tritt ehrlich in einen Dialog mit Sercan, so repräsentiert auch er sich offen. Stellt sich heraus, dass sein Gegenüber lediglich seine rassistischen und kollektiven Zuschreibungen bestätigt sehen möchte, so entzieht sich Sercan möglichst direkt dem Kontakt, „wenn sie mir unsympathisch sind, dann verhalt ich mich genauso, wie sie’s von einem Türken erwarten. Dann bin ich sie los“. Das Mittel des Sarkasmus hilft ihm dabei zusätzlich, seinem Gegenüber dessen Unsensibilität und Verletzungsabsicht zu spiegeln, „wenn die verprügelt wurden, hab ich gesagt, dann haben die’s auch verdient“ oder „Deine Brüder haben wieder irgendwas veranstaltet t (...) ja, aber meine Schwestern war’n aber auch dabei“. Seine sarkastische Haltung erscheint in vielerlei Hinsicht eine Schutzfunktion zu erfüllen. So spricht er im Interview verhältnismäßig wenig über seine Verletzungen, sondern beschreibt seine rassistischen Erlebnisse in ihrem faktischen Ablauf. Dies kann einerseits der Funktion dienen, das Gesprächsgegenüber daraufhin zu überprüfen, ob dieses in der Lage ist die angesprochene Situation angemessen zu interpretieren. Es kann allerdings auch der eigenen Verletzbarkeit zusätzlichen Schutz verleihen, wenn die durchlebte Situation im Erzählen wieder an Realität gewinnt. Das Gesprächsgegenüber wird somit in die Pflicht genommen, sich mit den Dimensionen des rassistischen Erlebens auseinanderzusetzen.

Sercan repräsentiert sich als selbstbestimmter junger Mann, der es gelernt hat, die abwertenden Zuschreibungsmechanismen der Mehrheitsgesellschaft

zu durchschauen und deren Wirkmächtigkeit offen zu reflektieren. Sercan ist sich dessen bewusst, dass die jeweiligen Kontextbedingungen für bestimmte Repräsentationen verantwortlich sind: „In erster Linie wird man aber auch dazu getrieben. Muss man ja offen und ehrlich dazu sagen, ey, egal wo man hingehet, man wird mit diesem, sag ich mal, Bild, was man von Türken im Kopf hat, immer wieder konfrontiert (...).“ Mit diesem Bewusstsein hinterfragt Sercan die ihm entgegengebrachten kollektiven Zuschreibungen kritisch, um daraus eine weitgehend individuelle Haltung für sich zu definieren „Ich bin kein Repräsentant hier für euch.“ Dabei verfällt er nicht einer Anpassungsstrategie an dominante Gruppen der Mehrheitsgesellschaft. Vielmehr entdeckt er in der Auseinandersetzung mit kollektiven Zuschreibungen auch widerständige Haltungen. Die im Bild des türkischen Machos eingeschlossene widerständige Repräsentation ruft beispielsweise Sympathie in Sercan hervor, so dass er in seiner sarkastischen Haltung davon spricht, sogar stolz zu sein, wenn er wieder einmal mit anderen jungen Männern in einen kollektiven Zusammenhang gestellt wird.

Unterstützung erfährt Sercan in seinen dargestellten biografischen Ausschnitten beinahe ausschließlich von seiner Familie. Sie übernimmt die Rolle eines sicheren sozialen Auffangnetzes, ohne das er sehr wahrscheinlich nicht den erreichten Bildungserfolg aufweisen würde. Sie tritt für ihn ein, wenn er als Kind in der Schule ausgegrenzt wird. Sie bestärkt sein Unrechtsgefühl, wenn er aufgrund von kollektiven Zuschreibungen im Sportunterricht diskriminiert wird. Sie stärkt sein Selbstvertrauen, das Abitur zu schaffen, obwohl seine Lehrer aufgrund seiner Herkunft offen an ihm zweifeln. Sercan und seine Geschwister erfahren großen Rückhalt durch ihre Eltern, um einen privilegierten sozialen Status innerhalb der Gesellschaft zu erreichen. Innerhalb der familiären Stabilität wirken jedoch nicht nur die Eltern auf ihre Kinder ein. Sercan und seine Geschwister überzeugen auch ihre Eltern vom Wert interkultureller Freundschaften. Die traditionelle Haltung der Eltern, ‚unter sich‘ als Allevitin sein zu wollen, wird durch die junge Generation und ihre Erfahrungen aufgebrochen „wir haben meine Eltern ja schon soweit erzogen, in Anführungsstrichen, dass sie mit unsern Freunden klarkommen, dass sie (...), ja, sich daran gewöhnen, dass man auch deutsche Freundinnen hat“. Gleichzeitig halten jedoch Sercans Eltern an der Weitergabe des allevitischen Glaubens durch die Ehe fest und übertragen ihre Wünsche nach einer Traditionsweitergabe mit Druck auf ihre Söhne, denen sich die jüngere Generation aus Respekt den Eltern gegenüber beugt. Sercans selbstbestimmte Lebensführung stößt hier an ihre Grenzen. Währenddessen er sich in bestimmten

Kontexten (beispielsweise in Schule, Beruf, Freundeskreis) gegenüber kollektiven Zuschreibungen emanzipiert hat, ist er im familiären Rahmen bereit, die an ihn herangetragenen Anforderungen und Normen zu erfüllen. Interessanterweise wählt er jedoch lediglich an dieser Stelle im Zusammenhang mit seiner Familie und der Fortführung der allevitischen Tradition durch die Ehe einen humoristischen Unterton „Naja, ich mache das nicht, ich will das keiner Freundin zumuten. Da bleib ich lieber Single“. Da er sich selbst nicht als gläubig präsentiert und die traditionellen Vorstellungen seiner Eltern ihn eher ‚nerven‘, kann es sich bei der Fortführung des allevitischen Glaubens mit einer entsprechend gläubigen Partnerin primär nur um eine Übertragung durch seine Eltern handeln. Seine möglicherweise verdeckt ironische Anspielung auf die Unzumutbarkeit seiner Familie gegenüber einer Partnerin nicht-allevitischen Glaubens kann daher auch als Hinweis auf die grundsätzliche Unmöglichkeit eines selbstbestimmten Handelns unter dem Druck kollektiver Zuschreibungen interpretiert werden. Selbst der Einsatz der Geschwister für die Hochzeit seines Bruders mit seiner ungarischen Freundin konnte die Eltern nicht von ihrer Vorstellung einer rein allevitischen Ehegemeinschaft abhalten. Eventuell dient der Sarkasmus in Sercans Darstellung auch der Unausweichlichkeit gegenüber Zugeständnissen an kollektive Zuschreibungen, wie in diesem Fall die traditionelle Fortführung des allevitischen Glaubens durch gleichgesinnte Gläubige.

Wie auch immer Sercans persönliche Intention tatsächlich ausgesehen haben mag, so verdeutlicht er in letzter Konsequenz, wie sehr die jeweilige Repräsentationsform seiner Person von den zugrundeliegenden Kontextbedingungen abhängig sind.

4.3.2 *Fallstudie Adnan: Kurzbiografie*

Adnan ist 23 Jahre alt und studiert Wirtschaftsinformatik. Gemeinsam mit seinen Eltern und seinen zwei jüngeren Schwestern (17 und 19 Jahre alt) lebt er in Hannover. Neben der Universität hat sich Adnan mit einer kleinen IT-Firma selbstständig gemacht. Seine Geschäfte betreibt er von seinem Zimmer zu Hause aus. Da er jedoch dauerhaft mehr Raum benötigt, plant er in den nächsten Monaten in eine nahegelegene eigene Wohnung zu ziehen.

Adnans Mutter kam bereits 1980 nach Deutschland, bevor sie ihren Mann in der Türkei kennenlernte und ihn heiratete. Kurz darauf kam 1982 sein Vater nach Deutschland. Im selben Jahr wurde Adnan geboren. Seither lebt seine Familie in Hannover. Seine Mutter machte anfangs in Deutschland eine

Friseurausbildung, arbeitete jedoch später gemeinsam mit ihrem Mann im Nachtschichtdienst in einer Zeitungsdruckerei. In den Jahren 1986 und 1989 werden seine beiden Schwestern geboren. Daraufhin bauen seine Eltern ‚als eine der wenigen türkischen Familien‘ ein Eigenheim in Hannover, was für Adnan ein Hinweis auf die modernen Ansichten seiner Eltern und ihre Verwurzelung in Deutschland ist. Er selbst spricht von sich als Deutsch-Türke¹⁸, dessen emotionale Heimat in der Türkei liegt und dessen alltägliches Leben in Deutschland stattfindet. Zu seinen Eltern und Schwestern pflegt Adnan ein enges Verhältnis, was ihm sehr wichtig ist.

Zwischen den Deutsch-Türken des medial-geführten Machodiskurses und sich selbst zieht Adnan eine klare Grenze. Während er sich als intellektuell und belesen beschreibt, fehle es ‚den anderen‘ Deutsch-Türken an Disziplin und Bildung für eine gemeinsame ‚Wellenlänge‘.

Jedes Jahr fliegt Adnan für zwei bis sechs Wochen in die Türkei. Er reist in dieser Zeit viel herum und besucht seine Verwandten. Dabei unterscheidet er auch hier deutlich zwischen der technologisch fortschrittlichen und beliebten Westtürkei und der ärmlich-ländlichen Süd-Osttürkei, die er nicht besonders schätzt. Für seine persönliche Zukunft wünscht sich Adnan, vermehrt in die Türkei zu reisen und dort dauerhaft geschäftliche Kontakte aufzubauen.

4.3.2.1 Zur Interviewsituation

Aufgrund einer kleineren Umfrage nach Interviewpartnern an Hochschulen meldete sich Adnan telefonisch bei mir und zeigte sich am Vorhaben interessiert. Wir verabredeten uns kurzfristig in einem kleinen Café in der Nähe des Bahnhofs zum Interviewtermin. Adnan erschien elegant-sportlich gekleidet in dunklem Pullover, einem farblich dazu abgestimmten Schal, Jeans und dunklen Lederschuhen. Sein Gesicht rahmte eine markante, dunkle Brille sowie ein präziser Kurzhaarschnitt. Er beschreibt sich selbst als lustigen Menschen, der manchmal etwas ruhiger ist. Er ordnet sich die Charaktereigenschaften fürsorglich, gefühlsbetont und nachhaltig zu.

18 Die Verwendung des Begriffs Deutsch-Türke verweist hier und in der weiteren Verwendung auf die Selbstpositionierung Adnans, die einerseits die doppelte Staatsbürgerschaft und andererseits die jeweiligen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeiten umfasst. Da der Betonung von ethnisch-kulturellen Hintergründen auch gegenüber Dritten im Interview eine bedeutende Rolle zukommt, wird auch in diesem Zusammenhang auf die Begrifflichkeit zurückgegriffen.

Adnan wirkt anfänglich zurückhaltend und reagiert abwartend auf das Interview, als das leitende Interesse der Studie nochmals kurz vorgestellt wird. So beginnt auch das Interview zögerlich und umfasst primär Darstellungen der erfolgreichen Gestaltung des Alltagslebens. Erst im Laufe des Gesprächs werden Erlebnisse und Wahrnehmungen ergänzt und Adnan gibt einen persönlicheren Einblick in seine Lebenszusammenhänge.

4.3.2.2 Der progressive Deutsch-Türke – ein Erfolgsmodell der dritten Generation

Adnan präsentiert sich als fleißiger und erfolgreicher junger Mann, dem berufliche und soziale Anerkennung sehr wichtig sind. Er führt neben seinem Studium eine kleine IT-Firma und betreut dort einen festen Stamm von Privatkunden. Dauerhaft würde er jedoch gerne expandieren und ein erfolgreicher Unternehmer werden; dazu sei es gut, früh praktische Erfahrungen zu sammeln. Eigentlich laufe beides, Studium und Firma, sehr gut nebeneinander. Lediglich in den Klausurphasen gerät Adnan unter zeitlichen Druck, da von beiden Seiten große Erwartungen an ihn gestellt werden. Dem hohen Leistungsanspruch begegnet er mit viel Ruhe, um beiden Anforderungsseiten ausreichend Berücksichtigung zu schenken.

„[...] wenn ich wieder für die Uni was tun muss, also wenn ich lernen muss, dann geh ich meistens in die Uni, ganz früh morgens dann schon, und versuch dann meine Kundentermine irgendwie anders zu verschieben, ja und abends, wenn ich dann wieder zuhause bin, setz ich mich auf jeden Fall an 'n Rechner und arbeite die eingegangenen Kundenanfragen ab, wobei Musik immer läuft, meistens ist es dann chill out Musik.“

Adnans Tagesablauf ist primär durch externe Anforderungen bestimmt und erfordert ein präzises Zeitmanagement. Dass die Belastung dabei nicht unerheblich ist, wird an seinem Verweis deutlich, dass er abends entspannende Musik einschaltet, um liegengebliebene Arbeitsaufträge zu bearbeiten. Sein Anspruch an sich und seine Arbeit wirkt sehr hoch. Da Adnan nur wenig über Freizeitaktivitäten berichtet, scheint durch die starke Arbeitsbelastung und die bestehenden Verpflichtungen wenig frei zu gestaltende Zeit in seinen Alltag vorhanden zu sein. Insgesamt ist Adnan jedoch zufrieden mit seiner Lebenssituation und ist stolz, dass er sich eigenständig eine solide Basis für seine Zukunft aufgebaut hat.

Adnan strebt nach einer Repräsentation als erfolgreicher Deutsch-Türke, die er im Laufe des Interviews immer wieder betont und sich speziell von bildungsfernen Personengruppen abgrenzt. Durch seinen persönlichen Anspruch motiviert, differenziert er seine soziale Umgebung auch nach dem jeweiligen Bildungsstand. Mit jungen Männern, die den ganzen Tag nur herumhängen würden, kann Adnan schlicht nichts anfangen.

Die mediale Darstellung von Deutsch-Türken findet Adnan zwar erschreckend, allerdings ist er der Überzeugung, dass ein Großteil der Deutsch-Türken an dem verbreiteten Bild des gewaltbereiten türkischen Machos selbst beteiligt sei. Während die erste Generation der türkischen Gastarbeiter mit dem Rückkehrgedanken in Deutschland lebte und arbeitete und sich daher primär für den Gelderwerb integriert hätte, sei die zweite Generation nur mit einem schwachen Bildungsniveau ausgestattet. Die dritte Generation sei daher schlicht das Produkt der schlecht ausgebildeten und erziehungsschwachen Elterngeneration.

„Je weniger sie Bildung haben, desto strenger sind sie, und ganz einfach gesagt stumpfer sind die auch. Gerade was Männlichkeit angeht. Sie denken, ‚oah, cool, ich bin Macho, ich darf das alles, hab jetzt hier mal diese eine Freundin, und dann nächste Woche hol ich mir ‘ne andere, und Schule, ach, ist sowieso scheißegal, ich hab meinen BMW 3er, ich fahr damit rum, arbeitslos, egal‘ so, das ist so dieses typische Bild. Und was ich davon halte, ist einfach nur, dass das schleunigst geändert werden muss. Also, die Familien müssen sich jetzt langsam um die Kinder kümmern, also die Eltern achten schon immer mehr auf die Kinder, aber in vielen Familien, in den häufigsten Familien ist das so, dass halt nicht drauf geachtet wird, vor allem bei den Jungs. Die Mädchen werden halt viel mehr kontrolliert, aber bei den Jungs ist es leider nicht so, die Eltern legen aber inzwischen halt mehr und mehr Wert darauf, dass sie ‘n bisschen mehr Bildung abbekommen.“

Adnan sieht das Hauptproblem der bildungsfernen Deutsch-Türken und deren stereotyper Machodarstellung in der mangelnden Kontrolle der Elterngeneration und der geringen Wertschätzung von Bildung. In Ansätzen hätten sich zwar einige junge Männer als Bildungsaufsteiger hervorgetan, ein Großteil dieser Generation seien jedoch tatsächlich bildungsferne Machos und würden von den Medien wegen ihrer negativ aufsehenerregenden Art gerne gezeigt. Diejenigen, die ihr Bildungsniveau gesteigert hätten, seien hingegen sozial und kulturell angepasster und in aller Regel auch erfolgreich. Adnan stört das Machogehabe von deutsch-türkischen Jugendlichen und jungen Männern, da

sie das medial vermittelte Bild permanent selbst bestätigen und damit den Eindruck in der Bevölkerung verstärken würden, dass ‚Türken nun mal so seien‘. Adnan entwirft in diesem Zusammenhang von sich und den Bildungsaufsteigern der dritten Generation einen Gegenentwurf zu den vielfach medial dargestellten ‚traditionsverhafteten Klischeetürken‘ und zieht damit eine Parallele zwischen Bildungserfolg und moderner Lebensführung bzw. zwischen sogenannten Bildungsverlierern und einer vermeintlichen Rückwärts-gewandtheit.

Das in den Medien vielfach verwendete Begriffspaar ‚Stolz und Ehre‘ bezieht Adnan primär auf die klischeebehafteten Darstellungen von traditionellen Muslimen, die er für längst überholt hält. Adnan selbst distanziert sich von diesen Vorstellungen. Stolz und Ehre stellen für ihn hingegen eine achtsame Lebenshaltung dar, durch die man andere Menschen respektiert und unterstützt, ohne auf deren Kosten zu leben. Für Adnan gehört dazu auch der wirtschaftliche Erfolg, um anderen Menschen etwas bieten zu können.

Wenn Adnan einen Film drehen könnte, dann würde er mit einer Gruppe von Freunden arbeiten, um möglichst vielfältige Perspektiven auf das Leben von Deutsch-Türken in der Bundesrepublik einzufangen. Dabei würde er einerseits den bildungsfernen Familien zeigen wollen, dass ihre Erziehungsmethoden zu überdenken seien, um Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen. Außerdem wäre es wichtig zu vermitteln, dass Bildung nicht mit dem Hauptschulabschluss beendet sei, sondern als ein dynamisch fortlaufender Prozess im Leben stattfände und zu begreifen sei.

Andererseits würde er die Differenzen zwischen der türkischen und der deutschen Kultur aufzeigen und Möglichkeiten friedlichen Zusammenlebens darstellen wollen. Adnan wünscht sich, dass damit die bestehenden Vorurteile, dass alle Deutsch-Türken bildungsferne, gewaltbereite Machos seien, ausgeräumt würden.

4.3.2.3 Männlichkeit im Wandel

Adnan repräsentiert sich auch bezüglich seiner Geschlechtervorstellungen als moderner Deutsch-Türke, der sich durch kritische Reflexion und Intellektualität hervortut. In diesem Zusammenhang spielt auch Religiosität in Adnans Leben eine wichtige Rolle. Sie gibt ihm Orientierung in ethischer, moralischer und sozialer Hinsicht und ist auch ausschlaggebend für seine Vorstellung von Männlichkeit. Er distanziert sich vom ‚türkischen‘ Machotypus, der von den-

jenigen verkörpert werde, die die Grundprinzipien des Islams nicht wirklich verstanden hätten, da sich ihr religiöses Wissen lediglich aus der Vorgeneration speise, während sie selbst nie einen religiösen Text gelesen hätten, um zu prüfen, ob das ihnen Beigebrachte tatsächlich stimme.

„Also, ich muss sagen, ich bin etwas religiös geprägt. Was eigentlich eher ein Vorteil ist gegenüber anderen Türken, männlichen Türken, weil die halt die, wie soll ich sagen, diese Grundprinzipien dieser Religion noch nicht ganz verstanden haben. Leider ist das so [...] Das ist heutzutage so, in der türkischen und auch in anderen islamischen Kulturen, dass der Islam nicht richtig verstanden wurde. Es sind einfach alles nur, also das Wissen, was die haben momentan, ist einfach nur von den Vorgenerationen denen beigebracht worden, diese Leute haben nicht so das Interesse einfach mal so'n Buch aufzuschlagen, was sich mit dem Islam beschäftigt und was sich mit der eigenen Religion beschäftigt, um mal nachzugucken, ob das überhaupt stimmt, was denen beigebracht wurde.“

Adnan ist Sunit und säkularer Überzeugung. Er besucht regelmäßig die Moschee und diskutiert gerne mit muslimischen und christlichen Freunden über religiöse Themen.

Wegen seiner friedlichen und sozialen Lebensweise stellt der Prophet Mohammed für Adnan ein Vorbild dar. Er bewundert an ihm, dass er schon damals Probleme nie mit Gewalt löste, Rechte der Tiere berücksichtigte und die Natur wertschätzte sowie auch anderen Kulturen gegenüber immer offen gewesen sei.

Ein konkretes Vorbild stellt außerdem ein guter Freund von ihm dar, der beruflich vieles in seinem Leben erreicht hat und Adnans Meinung nach eine moderne Generation von Deutsch-Türken darstellt.

„An dem bewundere ich, dass er ein Deutsch-Türke ist, aber sich nicht zum Negativen entwickelt hat, sondern ganz zum Positiven, und auch ein Beispiel für die (...) neue türkische Generation ist, wie sie eigentlich sein sollte. Ja, dass er sich halt gebildet hat, er hat zum Beispiel BWL studiert und war er in einer Bank in der Marketingabteilung, also halt in 'ner ziemlich guten Position. Und jetzt ist er in einer Einkaufskette, da ist er zum Beispiel Bezirksleiter, hat auch 'ne sehr hohe Position. Und er hat ein Buch über Deutsch-Türken geschrieben. Also, so was zum Beispiel, find ich, ist bemerkenswert.“

Die Vorbildfunktion seines Freundes stellt für Adnan einen großen Wert dar. Er hat sich beruflich eine hohe Position erarbeitet, ein Buch veröffentlicht, in dem er augenzwinkernd über gegenseitige Vorurteile von ‚Deutschen‘ und ‚Türken‘ spricht, und stellt eine beliebte Persönlichkeit dar. In allen Punkten entspricht er einem anerkannten, männlichen Deutsch-Türken und stellt damit einen positiven Kontrast zu dem Bild des vielfach problematisierten und bildungsfernen ‚türkischen Machos‘ dar. Adnan bewundert an seinem Freund daher ebenfalls, dass dieser mit seinem Buch einen Brückenschlag zwischen Vorurteilen und Gegebenheiten im Leben der zweiten Generation von Deutsch-Türken vorgenommen hat und damit in humorvoller, nicht anklagender Weise Einblick in ihr Leben gibt. Das beschriebene Buch ist auf einen breiten Leserkreis zugeschnitten, es werden einfache und unkomplizierte Botschaften transportiert, Vorurteile werden als solche entlarvt und Klischees überzeichnet. Gleichzeitig finden stereotype Zuschreibungen dadurch Bestätigung, dass in stark verallgemeinernder Weise über ‚den Deutsch-Türken‘ gesprochen wird. Adnan hingegen beeindruckt am stärksten, dass sich sein Freund selbst von den klischeebehafteten Stereotypen abgrenze und sich als moderner, beruflich und gesellschaftlich erfolgreicher junger Mann repräsentiere.

An Männern grundsätzlich schätzt er es sehr, wenn sie sanftmütig sind – wie er es ebenfalls am Propheten Mohammed hervorhebt. Hingegen verurteilt er es, wenn Männer eine erhöhte Bereitschaft zur Aggression zeigen. Das dies häufig geschehe, sehe man auch in der Geschichte, wo nur wenige Frauen, aber viele Männer in Kriegsgeschehen verwickelt seien.

Adnan bezeichnet beide Geschlechter als gleichgestellt. Sie komplettieren sich seiner Auffassung nach gegenseitig und ergänzen somit die Stärken des jeweils anderen Geschlechts. Männer und Frauen unterscheiden sich seiner Meinung nach lediglich in physischer und psychischer Hinsicht. Daher seien Brüder und Schwestern in muslimischen Familien gleichberechtigt zu behandeln. Dieses Wissen sei jedoch in vielen türkischen Familien verloren gegangen. Während die Söhne kaum kontrolliert würden, falle die Kontrolle der Töchter umso strenger aus. Dadurch, dass den Söhnen keine Grenzen gesetzt würden, den Töchtern dafür um so mehr, entstehe eine Disbalance zwischen den Geschlechtern und bringe das für viele türkische Jungen typische Machoverhalten hervor.

„Sie werden halt kaum kontrolliert, die Jungs zuhause. Und draußen machen die alles und ich sag jetzt mal in der Disko zum Beispiel sind

die da ziemlich freizügig. Aber wenn's halt um die eigene Schwester wiederum geht, sind die ganz anders, sind die radikal, und, ja, versuchen dann natürlich zu verhindern, dass dann die Schwester 'n Freund hat zum Beispiel. Aber die selber machen's und tun solche Sachen. Richtig ist das auf keinen Fall. [...] Also ich selber finde, dass es nicht richtig ist, [...] also wenn das Mädchen es nicht darf, sollte es der Junge auch nicht dürfen, und andersrum genauso.“

Für diese unterschiedliche Einstellung Jungen und Mädchen gegenüber ist Adnans Meinung nach mangelnde Bildung schuld. Je geringer der Bildungshintergrund eines türkischen Jungen sei, desto radikaler und strenger sei er gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Mit steigendem Bildungshintergrund würden die Einstellungen türkischer Jungen offener und angepasster.

Adnans Meinung nach müssten türkische Familien mehr Wert auf die Bildung ihrer Kinder legen, was in vielen Familien bereits passiere. Ein Großteil der türkischen Familien würde jedoch ihre Söhne sich selbst überlassen. Da die Mädchen in aller Regel einer strengeren Kontrolle unterlägen, wären dort auch die Bildungserfolge verhältnismäßig größer.

„Ich reg mich jedes Mal drüber auf, wenn ich solche Leute seh, die in ihren tiefer gelegten Autos nachts irgendwo lang fahren und es ist draußen drei Grad, Fenster runter, Musik ganz laut. Ja, über diese Leute kann ich mich halt einfach nur aufregen, und mit solchen Leuten komm ich auch überhaupt nicht klar. Weil ich die, weil ich deren Situation überhaupt nicht nachvollziehen kann, also, beziehungsweise deren Ansichten nicht nachvollziehen kann. Also, für mich sind diese Leute einfach leider 'n bisschen unterbelichtet, sag ich mal, ganz stumpf und ich hoffe, dass das in den nächsten Jahrzehnten sich ändert, so dass die vierte Generation wieder etwas anders wird, also, dass die sich verbessern. Weil die derzeitige Generation ist ja die dritte Generation, die auch in den Medien da widerspiegelt und dargestellt wird, und diese Generation hat, wie soll ich sagen, also vom reinen Gefühl her, zu 90 % halt solche Machos, meiner Meinung nach. Aber der Anteil wird halt immer weniger, so dass ich hoffe, dass halt zur vierten Generation der Anteil des Machos auf 70% vielleicht sinken kann.“

Adnan kritisiert an den dargestellten türkischen Jungen, dass sie sich lediglich für ihre vordergründige Repräsentation interessieren würden. Während sie viel Wert auf Statussymbole wie beispielsweise Autos legen würden, wäre ihnen der Bildungserwerb in der Schule vollkommen egal. Da hingegen

Bildung für Adnan einen sehr großen Wert darstellt und zudem erfolgsversprechend erscheint, kann er sich wenig mit diesen Jugendlichen identifizieren. Er distanziert sich vielmehr von ihnen und den mit ihnen in Verbindung gebrachten Zuschreibungen von Kriminalität, Vandalismus und Drogenhandel. Adnan selbst ist sehr darauf bedacht, dass er nicht mit solchen Attributen in Verbindung gebracht wird. Wird er dennoch mit skeptischen Menschen konfrontiert, dann bemüht er sich, andere von sich zu überzeugen.

„Das passiert halt ganz oft. Ich hab ´n Kollegen, der mich zum Beispiel manchmal weiterempfiehlt, an andere Firmen beziehungsweise an Bekannte; und wenn er dann halt erwähnt ‚ja, ist ´n Türke‘, dann sagt er gleich im Nachhinein ‚der ist aber nicht so ´n Türke, wie du denkst‘. Das zum Beispiel, das ist halt so ´n Punkt, was mich, es verletzt mich nicht, aber es, ich find’s schon traurig, dass man das im Nachhinein noch sagen muss, ‚das ist nicht so ´n Türke, wie du denkst‘. Weil, wenn man heutzutage Türke sagt, dann haben die meisten Leute halt immer so dieses Klischee vor den Augen. Das ist das Problem.“

Im Kontakt mit deutschen Kunden sieht sich Adnan einer ständigen Rechenschaft gegenübergestellt. Er muss unter Beweis stellen, dass er anders ist, als das gemeinhin existierende Klischee über junge Deutsch-Türken. Die existierende Stereotype über deutschtürkische junge Männer wird dabei zur Orientierungsfolie der Mehrheitsgesellschaft erhoben. Adnans Kollege, der ihn vor diesen Zuschreibungen eigentlich schützen will, unterstellt seinem Gegenüber diese Gedanken jedoch implizit und schreibt sie somit immer wieder erneut fest.

Für Adnan liegt das Problem dabei weniger in den Augen des Betrachters, also der Mehrheitsgesellschaft, sondern vielmehr im Verursacher selbst, also den deutschtürkischen Jugendlichen und jungen Männern, die das Klischee des türkischen Machos und mangelnder südländischer Arbeitsmoral bedienen.

Adnan fühlt sich unter Männern insgesamt wohler und pflegt vorwiegend mit ihnen Freundschaften. Das verbindende Element ist dabei das Interesse an Technik und Humor; Humor definiert sich dabei insbesondere über Parodien. Gemeinsam zu lachen und miteinander Spaß zu haben, gehört für Adnan unweigerlich zu einer guten Freundschaft. Im vertrauten Umfeld der Freunde bildet sich ein spezifischer Humor über gemeinsam Erlebtes heraus, der nur innerhalb der Gruppe interpretiert werden kann und der zu immer wiederkehrendem und langanhaltendem Gelächter führt.

4.3.2.4 Die Schulzeit – Zurückhaltung als Anpassungsstrategie

Adnan gehörte in der Schule zu den eher zurückhaltenden Schülern und zählte daher nicht zu den beliebten Jugendlichen. Einen der begehrten Jungen seiner Schulzeit beschreibt Adnan als Klassenclown, der durch witzige Kommentare den Schulunterricht störte und dadurch als besonders cool und angesagt unter den Jungen und Mädchen seiner Realschulzeit galt. Adnan beschreibt ihn als Kind von wohlhabenden Eltern, der privat recht ruhig war, in der Gruppe jedoch aktiv wurde und sich dort profilieren wollte. Er sei sehr auf Aufmerksamkeit bedacht gewesen und stellte diese beispielsweise dadurch her, indem er mit teuren Gegenständen betont lässig umging, wie das Fallenlassen von tragbaren CD-Spielern oder dem Verschleiß von Fahrrädern.

In der Schule verbrachte Adnan seine Zeit am Liebsten mit den stillen und zurückhaltenden Schülern seiner Klasse. Ihm imponierten jedoch die Mitschüler, die sich zur Wehr setzten und Autoritätspersonen bei überzogener Strenge in ihre Schranken wiesen.

„Also, wir hatten zum Beispiel ´ne ziemlich strenge Lehrerin, Erdkundelehrerin war sie, also, die hat uns wirklich teilweise das Leben zur Hölle gemacht im Unterricht. Wir mussten echt ziemlich viele Sachen können und sobald man irgendwas vergessen hatte, zum Beispiel den Atlas, dann gab’s sofort Ärger, dann hat sie sofort rumgeschrien, und das war dann schon ganz lustig, wenn dann jemand halt so ´n bisschen rebelliert hat.“

Adnan, der während der Schulzeit zurückhaltend und ruhig ist, genießt den Widerstand seiner Mitschüler, wenn diese sich zur Wehr setzen, was ihm selbst schwer fällt. Die Durchsetzungskraft seiner Mitschüler erlebt er einerseits als bewundernswerte Strategie gegenüber Autoritätspersonen, andererseits ist sie ihm fremd und er erlebt sie als verletzend, wenn er sich selbst einer Attacke ausgesetzt sieht.

Die besonders beliebten Mädchen seiner Schulzeit beschreibt Adnan kurz als „hübsch, aber uninteressant“. In der Schule hätten sie fleißig mitgearbeitet, gute Noten gehabt und wären kaum aufgefallen. Aufsehen erregten sie lediglich durch ihr attraktives Aussehen und die häufig wechselnden Beziehungen.

Adnan berichtet, dass er sich nach der Realschule vorerst für eine Lehre entschieden habe, da ihm das technische Arbeiten eher zu liegen schien als die Schule. Mit dem erfolgreichen Abschluss seiner Lehre entwickelt Adnan jedoch zunehmend größeres Interesse am Abitur. So wechselte er in die Fach-

oberschule. Dort erlebte Adnan einen sehr starken Zusammenhalt von Schülern und Lehrern, von dem er noch heute schwärmt.

„(...) wir hatten auch sehr gute Lehrer, bis auf ein oder zwei Personen hatten wir sehr gute Lehrer, sind mit den Lehrern sehr gut klar gekommen; wenn's Probleme gab, haben wir die halt, sag ich mal, ausdiskutiert, und konnten dann halt vor allem auch mit unserem Klassenlehrer diese Probleme dann auch sehr gut beheben. Das war eigentlich so das schönste an der Klasse. Und ja, also halt dieser Zusammenhalt untereinander.“

Im Gegensatz zu den Erfahrungen innerhalb der Realschule, die von Adnan als eine Phase großer Zurückhaltung beschrieben wird, erscheint die Zeit in der Fachoberschule von Motivation und Anerkennung durchzogen. Die entstandenen Probleme mit Lehrern oder Mitschülern konnten in seiner Abiturklasse ausdiskutiert und behoben werden – ein Vorgehen, das Adnans Überzeugungen von einem respektvollen Umgang miteinander sehr entspricht. Besonders sein Klassenlehrer setzte sich damals für Aussprachen und Kommunikation zur Konfliktlösung ein, was Adnan bis heute sehr an ihm schätzt, da er im Dialog seine persönlichen Interessen erstmals vertreten konnte. Hinzu kam, dass Adnan in der Oberstufe seiner Vorliebe für technische Details nachgehen konnte. Der technische Unterricht sei damals für Adnan sehr wichtig gewesen, da er nicht viele andere Interessen gehabt habe und sich fortan seiner Kompetenzen bewusst wurde. Durch das erfolgreiche Erleben seiner persönlichen Fähigkeiten motiviert, entdeckt er auch sein Faible für Fremdsprachen. Aus diesen Gründen ist ihm die Abiturklasse bis heute in positiver Erinnerung.

„In der zwölften Klasse fing das dann auch mit Spanisch an, zweite Fremdsprache, und das war eigentlich das Coolste. Also Spanisch hat mir am meisten Spaß gemacht, mit Englisch und natürlich Informatikunterricht, und da hab ich mich dann auch wirklich sehr wohl gefühlt, also ich hab mich jeden Morgen gefreut, wenn ich zur Schule musste.“

Adnan und seine Klassenkameraden unterstützen sich gegenseitig in ihren Lernprozessen und bereiten sich gemeinsam auf die Klausuren vor. Das Erlebnis des Zusammenhalts im Lernkontext und die Erfahrung, sowohl seine persönlichen als auch seine fachlichen Interessen vertreten zu wissen, bestärken Adnan in seiner Entscheidung für das Abitur und eröffnen ihm einen optimistischen Blick in seine berufliche Zukunft. Daran seien auch insbesondere diejenigen Lehrerinnen und Lehrer seiner Schulzeit beteiligt, die guten

und interessanten Unterricht auch schwieriger Fächer durchführten und Adnan immer wieder motiviert haben. Da diese Berichte ausschließlich auf die Fachoberschulzeit zutreffen, ist zu vermuten, dass in Adnans Realschulzeit wenig Förderung und Motivation seiner Kompetenzen stattfand und er in seiner ruhigen Art und Zurückhaltung allein gelassen wurde.

4.3.2.5 Die Familie als Struktur- und Orientierungsgeber

Adnan beschreibt seine Eltern als gläubige und sehr offene Muslime, die sich von streng religiösen Haltungen distanzieren. In der Erziehung seien sie stets um gute Zukunftschancen für ihre Kinder bedacht gewesen. Die Schulbildung habe dabei immer einen bedeutenden Stellenwert eingenommen.

Seinen Vater erlebte Adnan als ruhigen, liebevollen, jedoch strengen Menschen. Die Strenge eines Vaters zeichnet für Adnan allerdings auch dessen Verantwortungsbewusstsein aus, da ihm die Zukunft seiner Kinder nicht egal sei. Sein Vater pflegt ein enges Verhältnis zu seinen Verwandten in der Türkei und telefoniert täglich mit ihnen. Grundsätzlich sei seinem Vater die Familie sehr wichtig, so dass er auch viel Wert auf gemeinsame Mahlzeiten und Unternehmungen lege. Seine Mutter beschreibt Adnan hingegen als weniger strengen und primär fröhlichen, lebendigen und offenen Menschen. Beide Elternteile stellen für ihn moderne Deutsch-Türken dar. Von Beginn an hätten sie Deutschland als ihre neue Heimat angesehen. Deshalb hätten sie bereits Anfang der 1990er Jahre als eine der wenigen Türken ein Haus in Deutschland gekauft. Zwischen ihren Kindern, ob Sohn oder Tochter, machten sie keine Unterschiede; Strenge und Offenheit gelte für alle Kinder gleich.

Stolz ist Adnan auf seine Eltern, weil sie sich mit wenigen Mitteln viel aufgebaut und sich trotz der schwierigen Arbeitsbedingungen (harte körperliche Arbeit, Schichtdienst) immer mit ihren Kindern und deren Zukunftschancen auseinandergesetzt haben. Außerdem engagiert sich sein Vater für wohltätige Zwecke in der Türkei. Er sammelt ausrangierte Rollstühle, um sie in der Türkei hilfsbedürftigen Menschen zu spenden. Damit sei Adnans Vater auch schon in den türkischen Medien gewesen, was Adnan ausgesprochen stolz macht. Seine Eltern seien zudem sowohl in privater als auch in schulischer oder beruflicher Hinsicht immer unterstützend bei der Lösung von Adnans Problemen gewesen. Enttäuscht ist Adnan lediglich von den Deutschkenntnissen seines Vaters, die nach all den Jahren nicht besonders gut seien. Hier wünsche er sich manchmal mehr Kompetenzen.

Da Adnan in nächster Zeit in eine eigene Wohnung ziehen wird, setzt er sich mit den zu erwartenden Gefühlen auseinander. Er ist überzeugt, dass er die Nähe seiner Eltern und Geschwister vermissen wird und nimmt sich vor, täglich mit ihnen zu telefonieren. Seine Familie, sagt Adnan, sei für ihn das Wichtigste im Leben.

„Also, ich seh’s nicht oft in türkischen Familien, dass der Sohn mit seinen Schwestern und mit seinen Eltern so gut klarkommt, dass er alle Probleme lösen kann. Das ist zum Beispiel bei uns ´ne Besonderheit.“

Adnan distanziert sich in seiner Verwandtschaft von denjenigen Personen, denen Bildung nicht viel bedeutet. So berichtet er von seinem Cousin, dessen Eltern sich nicht mit der Zukunft ihres Sohnes auseinandergesetzt hätten und der sich primär über Statussymbole identifiziere.

„Also, in meinem Verwandtenkreis habe ich so ´ne Person und zwar mein Cousin. Der hat nur einen Hauptschulabschluss, denn seine Eltern haben sich nicht richtig darum gekümmert, ob er später mal was Vernünftiges wird. Der ist zum Beispiel momentan arbeitslos, hat aber seinen 3er BMW (lacht kurz leise), und fährt so durch die Gegend, also, er lebt so in den Tag hinein. Und das ist halt so ´n typischer Macho, der hat sehr viele Freundinnen auf Beziehungsebene, und (...) ja, mit solchen Leuten komm ich halt überhaupt nicht gut klar, so. Ich find’s einfach nur schrecklich, solche Personen, weil die halt wieder den Türken [...] so ´n negatives Image verleihen.“

4.3.2.6 Verweis aufs Anders-sein

In Adnans Schullaufbahn häufen sich mit steigendem Alter und je nach Schultyp Konflikte mit türkischen Klassenkameraden. Während in der Grundschulzeit die Kontakte mit seinen Mitschülern primär freundschaftlich waren, mehrten sich die Konflikte mit männlichen Klassenkameraden in der Realschule sowie während der anschließenden Ausbildung zum EDV-Kaufmann und der parallel laufenden Berufsschule. In der Fachoberschule nahm das Konfliktpotential wieder deutlich ab. Die Spannungen entsprangen in der Regel aus Aggressionen und Dominanzgebärden seiner männlichen Mitschüler, die ihn verbal oder handgreiflich attackierten. Da Adnans Verteidigungsstrategie auf Kommunikation setzte und er sich selbst als passiven Jugendlichen beschreibt, war er unter den Mitschülern ein beliebtes Opfer. Schutz und Hilfe fand Adnan offensichtlich nicht, weder von Klassenkameraden, noch vom Lehrpersonal.

Im Studium lernte Adnan dann vermehrt türkische Kommilitonen kennen, die sich aufgrund ihres Intellekts von den früheren Mitschülern der Berufs- und Realschulzeit unterschieden und die er schnell sympathisch fand.

„Ja, ich hab in den letzten zwei, drei Jahren auch viele neue türkische Freunde kennengelernt, also dazubekommen, die auch alle studieren. Die sind zum Beispiel von der Art her auch genauso wie Deutsche, also, mit denen komme ich einfach sehr gut klar. Da ist halt dieses, wie soll ich sagen, diese Aggressivität ist da nicht vorhanden. Finde ich. Also, das ist so meine persönliche Beurteilung, die können nachdenken, also benutzen ihren Kopf, sag ich mal, und sind halt zukunftsorientiert. Und solche Leute sind mir sehr sympathisch.“

Aus der Erfahrung mit den aggressiven Mitschülern der Realschule ergibt sich für Adnan eine Trennung von Kultur bzw. Ethnie und Intellekt. Die neugewonnenen türkischen Freunde aus dem Studium werden zur Darstellung ihres Intellekts und ihrer Wesensart mit ‚den Deutschen‘ verglichen. Die Gruppenzugehörigkeit zu ‚den Deutschen‘ speist sich dabei (vermutlich) aus der persönlichen und medialen Erfahrung. Während aus der Mehrheitsbevölkerung mehrheitlich akademisch gebildete Personen in der öffentlichen Wahrnehmung stehen, werden aus der Vergleichsgruppe der Deutsch-Türken insbesondere gewalttätige und weniger gebildete Personen im Licht der Öffentlichkeit wahrgenommen. Dies deckt sich auch in Teilen mit Adnans eigenen Erfahrungen. Die Zukunftsorientierung und aufstrebende Einstellung seiner deutschtürkischen Kommilitonen bieten Adnan Orientierung und Halt in der Verwirklichung seiner persönlichen Zukunftsgestaltung.

Adnan berichtet, dass er in seinem Leben vielfach mit Vorurteilen gegenüber ihm als Deutsch-Türken konfrontiert wurde. Es habe sich in ihm insbesondere das Gefühl verfestigt, wie es ist, aufgrund seiner dunklen Haare angeschaut und mit Vorurteilen belegt zu werden. Mit steigendem Alter habe er sich immer weitere Strategien für den Umgang mit Vorurteilen angeeignet.

„Also, das Problem hab ich sehr, sehr oft gehabt, aber mit fortschreitendem Alter gehe ich einfach anders damit um. Versuch denen dann halt auch mal, versuch dann ’n bisschen zu kontern, dann sehen die Leute gleich, aha, der ist ja gar nicht so blöd, wie ich dachte, und sind dann auf einmal ganz ruhig und gucken einen ganz anders an. Also, das hab ich schon echt ganz oft so erlebt.“

Adnan beschreibt hier seine alltägliche Erfahrung aufgrund seines Aussehens, als dumm und unqualifiziert abgestempelt zu werden. Es kostet ihn per-

manente Überzeugungsarbeit, um sich von dieser Zuschreibung immer wieder erneut zu befreien. Adnan positioniert sich als Deutsch-Türke mit leicht stärkerem Bezug zur Türkei, da er im Herkunftsland seiner Eltern seine Heimat sieht. Er ist regelmäßig in den Sommermonaten in der Türkei, um Verwandte zu besuchen, und verfolgt die politischen Entwicklungen der Türkei. In Zukunft möchte Adnan gerne häufiger in die Türkei reisen und sich dort auch gesellschaftlich engagieren.

4.3.2.7 Abschließende Betrachtung

Adnan erweist sich als sehr zielstrebige Person. In beinahe allen Erzählungen des Interviews tritt seine geradlinige Haltung hervor, mit der er sich um Anerkennung als angesehenener, moderner und erfolgreicher Deutsch-Türke bemüht. Diese Zugehörigkeitsarbeit erscheint dabei im Interview so dominant, dass sie einer näheren Auseinandersetzung bedarf.

Im Interview gibt es nur wenige Sequenzen, in denen seine Anstrengungen auch als solche benannt werden. Dabei wird in der Darstellung von Adnans Tagesablauf deutlich, dass diesem durch die vielen Anforderungen an ihn nur wenig Raum zur Erholung bleibt und er gleichzeitig immer wieder angehalten ist, die Mehrheitsgesellschaft von seiner Integrität und Vertrauenswürdigkeit zu überzeugen. So beschreibt er exemplarisch, dass er in beruflichen Zusammenhängen seine Professionalität erst unter Beweis stellen muss, um davon zu überzeugen, dass er anders ist als die gemeinhin in den Medien dargestellten Deutsch-Türken, die ohne Arbeitsmoral ausgestattet seien, wenig gebildet und zumeist kriminell wären. Dabei sieht er das Problem nicht auf Seiten der Dominanzgesellschaft und einer einseitigen medialen Darstellung bestimmter Deutsch-Türken, sondern bei den deutsch-türkischen Familien selber, die mehrheitlich diese Stereotypen bedienen würden und daher ein beliebtes mediales Darstellungsobjekt seien. Adnan grenzt sich gegenüber diesen Deutsch-Türken ab, speziell gegenüber denjenigen jungen Männern, die das Machoimage verkörpern, statussymbolorientiert sind und ihre Bildungsferne durch die unreflektierte Übernahme von scheinbar religiösen Traditionen darstellen. Er beklagt in diesem Zusammenhang nicht die gesellschaftlich ausgrenzenden Lebensumstände und erschwerten Arbeitsbedingungen von Migranten in Deutschland. Vielmehr zieht er aus den gesellschaftlichen Gegebenheiten und zur Erreichung der persönlichen Ziele die Konsequenz, dass er sich aufgrund der bestehenden Zuschreibungen gegenüber deutsch-türkischen Männern doppelt so viel bemühen muss wie ein deutscher

junger Mann der Mehrheitsgesellschaft. Diesen Mehraufwand und die dadurch entstehende persönliche Belastung erhebt er jedoch nicht zu einem gesellschaftlichen Problem, sondern betrachtet sie – zumindest im Interview – als persönliche Angelegenheit. An diesem Beispiel wird deutlich, dass Adnan sich insofern widerständig zeigt, als dass er ein Zurückgreifen auf verallgemeinernde Merkmale konsequent verweigert. Er präsentiert sich im gesamten Interview nicht als Teil einer gesellschaftlich ausgegrenzten Gruppe. Er übernimmt vielmehr den dominanten Machodiskurs und ethnisch-kulturelle, stereotype Zuschreibungen, um sich selbst als ‚anders‘ als ‚die anderen‘ zu verorten. Dabei dient die Machometapher augenscheinlich primär der Abgrenzung gegenüber bildungsfernen und sozial schwachen Milieus innerhalb der deutsch-türkischen Community, während der Hinweis, als eine der ersten Familien in Deutschland ein Eigenheim gebaut zu haben, sowie die eigene Verortung als erfolgreicher Selbstständiger innerhalb eines dominanten Wirtschaftssystems als stetige Zugehörigkeitsanstrengung verstanden werden kann, endlich in die Mitte der Gesellschaft zu gelangen.

Doch an einzelnen Stellen im Interview werden die Anstrengungen deutlich, die Adnan in seinem Leben vornehmen musste, um den gewünschten Werdegang nehmen zu können. Da beispielsweise die Berichte über motivierende Lehrer und das Erleben der eigenen Kompetenzen ausschließlich in der Fachoberschulzeit angesprochen werden, lässt sich vermuten, dass in Adnans Realschulzeit wenig Förderung und Motivation seiner Kompetenzen stattfand und er in seiner ruhigen Art und Zurückhaltung nicht in ausreichendem Maße Unterstützung fand. Dass er zu größeren schulischen Leistungen fähig war, erfuhr er erst später. Es ist zwar spekulativ zu behaupten, dass die ausbleibende Förderung mit seinem migrantischen Hintergrund in Verbindung steht, doch die Art und Weise seiner sehr zurückhaltenden Erzählung aus der Schulzeit könnte auch darin begründet liegen, dass er Ausgrenzungserfahrungen gemacht hat, die unausgesprochen bleiben und damit diffuse Botschaften hinsichtlich der Leistungsbereitschaft von Deutsch-Türken transportiert haben. Diese Annahme begründet sich möglicherweise auch durch das in dieser Lebensphase übernommene Bild des bildungsfernen Deutsch-Türken, von dem sich Adnan zwar stark abgrenzt, das er jedoch gemeinhin als selbstverursacht und weit verbreitet ansieht.

Seine Familie tritt primär in ihrer haltgebenden Funktion in Erscheinung. Sie wird als maßgeblich für Adnans Bildungserfolg vorgestellt, wobei die Eltern die grundlegenden Strukturen dafür in der Erziehung ihrer Kinder gelegt

haben. So wird sein Vater als sanftmütig, jedoch bestimmt vorgestellt, der mit liebevoller Strenge seinen Sohn aufwachsen ließ. Dabei spielt nicht nur der Leistungsbezug eine Rolle, sondern auch die Berücksichtigung sozialer Belange innerhalb der Gesellschaft sowie die Pflege familiärer Beziehungen. In der Familie tritt zudem das Bewusstsein für eine ganzheitliche Lebenshaltung in den Vordergrund.

Insgesamt zielt Adnans Repräsentation auf ein rundum assimiliertes Leben ab. Dabei dienen ihm diejenigen Deutsch-Türken als Vorbild, die Erfolg im klassischen Sinne einer Wirtschaftsgesellschaft haben. Als Orientierungsfolie dient dabei die Dominanzgesellschaft, wie es exemplarisch an der Buchveröffentlichung seines Freundes deutlich wird, in dem das Bild des Deutsch-Türken stark verallgemeinert und indirekt auf den Prototypen des bildungsfernen Machos reduziert wird.

5 Fazit

Unter Einbezug zu den eingangs in der Arbeit vorgestellten zentralen Forschungsfragen sollen die Fallstudien in diesem Kapitel nun übergreifend und unter Rückbezug zur Theorie noch einmal abschließend diskutiert werden.

Wie in Kapitel 2.3.1 beschrieben, geht die Theorie der sozialen Repräsentation von einem Grundmodell aus, in dem sich Subjekte in Bezug zu einem vielschichtigen Objekt verhalten. Dieser Wechselbeziehung wird mit Moscovici Konzept im Rahmen dieser Arbeit besondere Aufmerksamkeit zugeteilt (vgl. Moscovici 1989, S. 413). Es sollte untersucht werden, wie Subjekte die sie umgebende soziale Welt wahrnehmen und sich zu ihr verhalten (vgl. ebd., S. 414). Dies erfolgte hinsichtlich verschiedener Perspektiven, nämlich einerseits bezüglich der alltäglichen Zuschreibungserfahrungen und andererseits bezüglich deren Einflüsse auf die Repräsentation der jungen Männer. Auf einer primär subjektorientierten, biografischen Ebene sollten zudem die zugrundeliegenden Ressourcen aufgespürt und in ihrer Bedeutung reflektiert sowie die Aushandlungsprozesse mit Männlichkeitsmustern und die dafür zur Verfügung stehenden Räume nachgezeichnet werden.

Um dieses Ziel zu erreichen, wurde zunächst eine kritische Auseinandersetzung mit hegemonialen Männlichkeitsrepräsentationen geführt. Resümierend konnte aus der Theorieanalyse abgeleitet werden, dass sich das Ordnungsprinzip zur Konstruktion von Männlichkeit primär in seiner Distinktions- und Dominanzlogik zeigt, das sowohl der Konstruktion von hegemonialen als auch von untergeordneten Männlichkeiten zugrunde liegt (vgl. Meuser 2003, S. 39). Vor diesem Hintergrund galt es, die Interviews im Kontext von Männlichkeitsmustern zu analysieren sowie die darin enthaltenen Ordnungsprinzipien aufzuspüren. Dies erfolgte unter Bezugnahme auf Bourdieus Feld- und Habitusstheorie sowie den jeweiligen Akteuren zur Verfügung stehenden primären Kapitalsorten bzw. Ressourcen (ökonomische, kulturelle und soziale). Die zur Verfügung stehenden Ressourcen sowie deren Nutzung und Mobilisierung innerhalb eines spezifischen gesellschaftlichen Feldes tragen entscheidend zum sozialen Status einer Person bei und werden somit in Zeiten

gesellschaftlichen Wandels von sozialen Kämpfen um Ressourcen begleitet (vgl. Bourdieu 1987, S. 355). Vor diesem Hintergrund richtete sich das Interesse in der Interviewanalyse auf die den jungen Männern zugrunde liegenden Ressourcen sowie deren Nutzung und Mobilisierung.

Um die stereotypen Zuschreibungsmechanismen seitens der Mehrheitsgesellschaft, von denen die jungen Männer alltäglich umgeben sind, näher zu beleuchten, fand in der theoretischen Hinführung dieser Arbeit eine Auseinandersetzung mit dominanten Darstellungen und Meinungen sowie deren Informationsverbreitung über allochthone junge Männer in den Medien statt. Die vorgestellten wissenschaftlichen Analysen zeigten eine primär defizitär gefärbte und besonders im Zusammenhang mit jungen Männern eine von Gewalttaten handelnde Informationsverbreitung auf, die in aller Regel auf die implizite Unterscheidung zwischen ‚wir‘ (die Mehrheitsgesellschaft) und ‚die anderen‘ (als ‚fremd‘ dargestellte und ethnisch markierte Gesellschaftsgruppen) gerichtet ist (vgl. Leiprecht 2006, S. 252). Dazu dienen immer wieder auftauchende Metaphern, wie z.B. ‚Türkenghetto‘, ‚Machos‘, ‚Ausländerkriminalität‘, in denen soziale Akteure scheinbar in ihrer ‚Normalität‘ dargestellt werden, ohne die ihnen zugrunde liegenden Handlungsspielräume zu berücksichtigen (vgl. Yildiz 2006, S. 41; Terkessidis 2000, S. 93).

Auch soll an dieser Stelle nochmals auf die Herausforderung der Interviewsituation hingewiesen werden, die ebenfalls in einer kritischen Perspektive reflektiert werden muss. Als Repräsentantin der Mehrheitsgesellschaft und damit zwangsläufig eingebunden in einen Herrschaftsdiskurs wurden von mir Interviews mit jungen Männern geführt, die in ihrem alltäglichen Leben Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen machen und erleben, in denen sie immer wieder auf den Platz ‚der Anderen‘, ‚der Nichtdazugehörigen‘ verwiesen werden. Eine solche Gesprächskonstellation muss nicht nur die eigene Unvoreingenommenheit von Seiten der Interviewerin sicherstellen, sondern auch eine vertrauensvolle Gesprächssituation schaffen, in der das Gesprächsgegenüber sich als erzählendes Subjekt ernstgenommen fühlt; die dargelegten Antworten müssen jedoch auch im Kontext sozial erwünschter Annahmen reflektiert werden (vgl. Kapitel 3.1.3). Die vorgestellten Analyseergebnisse dürfen daher nicht zusammenhanglos und möglicherweise aus dem Kontext isoliert betrachtet, sondern als kontextualisiert und eingebettet in vielfältige Bedingungen verstanden werden. So verfolgt die vorliegende Arbeit auch keinen Anspruch auf allgemeingültige ‚Wahrheiten‘, sondern versteht sich als Beitrag dazu, eine differenzierte Perspektive gegenüber

den Erklärungs-, Deutungs-, Handlungs- und Problemlösungsansätzen einer von Zuschreibungen markierten ‚Gruppe‘ einzunehmen. Während das Forschungssetting dieser Arbeit unweigerlich von Strukturen des Herrschaftsdiskurses durchzogen ist, wäre perspektivisch eine parallele Befragung mit selbigem Fokus durch Interviewer oder Interviewerinnen wünschenswert, die nicht in den Herrschaftsdiskurs der Mehrheitsgesellschaft involviert sind. Auch die Bereitstellung mehrerer Interviewerinnen oder Interviewer zur individuellen Auswahl für den Interviewpartner wäre wünschenswert, um – sofern gewünscht – eine gesellschaftliche Nähe und andere Zugänge durch größtmögliche Überschneidung von Differenzlinien zwischen beiden Gesprächspartnern herzustellen (z. B. hinsichtlich sozialer Herkunft, Klasse, Alter/Lebensphase, Geschlecht etc.). In einem solchen Setting wäre es interessant, die Bedeutung von sozial erwünschten Antworten intensiver zu reflektieren und zu untersuchen, inwiefern sich Erzählinhalte intensivieren und je nach Gesprächsgegenüber in ihrer Offenheit bestimmten Themen gegenüber unterscheiden lassen.

Im Folgenden werden die biografisch-narrativ geführten Interviews nun übergreifend und unter den jeweils dargelegten Perspektiven abschließend reflektiert.

5.1 Ressourcenverteilung, -nutzung und -mobilisierung

In Anlehnung an Bourdieus Kapitalsortenkonzept (1983), das sich gemäß eines sozialen Ordnungssystems in ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital untergliedern lässt, und dessen Übertragung auf identitätsrelevante Ressourcen (Keupp 2002) konnten unter Einbezug einer strukturellen Betrachtungsweise insgesamt nur wenig ökonomische Kapitalien und Ressourcen identifiziert werden. Da die Ansammlung ökonomischer Kapitalsorten in unserer kapitalistisch geprägten Gesellschaft die wohl zentralste Ressource darstellt, weil mit ihrem Einsatz theoretisch beinahe jedweder Mangel ausgeglichen werden kann, steht gerade die Auseinandersetzung mit dieser Kapitalsorte im Zentrum der Aufmerksamkeit (vgl. Kapitel 2.2.1).

Speziell die Kleidung dient in diesem Zusammenhang der visuellen Kommunikation und Zugehörigkeitsbekundung zu einem wohlhabenden sozialen Milieu. Gerade für die jungen Männer im Berufsvorbereitungsjahr spielte die Zur-Schau-Stellung von Luxusmarken eine große Rolle. Da sie in aller Regel kaum Aussicht auf gesellschaftliche Teilhabe und damit auch nur geringe

Chancen im Wettbewerb um vorhandene Ressourcen haben, findet der Kampf um diese auf der symbolischen Ebene und zwar insbesondere über den Habitus statt. Der Körper wird in seiner Funktion eines kapitalistischen Symbolträgers ausgekleidet und dient durch das Tragen von Luxusmarkenkleidung der symbolischen Zur-Schau-Stellung von ökonomischen Ressourcen, wie es ihnen durch mediale Akteure aus der Mitte der Gesellschaft vorgelebt wird. Hier wird also, in Anlehnung an Mecherils Konzept der Zugehörigkeitsarbeit (vgl. Mecheril 2003, S. 335), primär Zugehörigkeit zu der sie umgebenden kapitalistischen Gesellschaft geleistet.

Die verinnerlichte Art und Weise des Redens, Handelns, Fühlens und Denkens, also die gesamte Körperhaltung, suggeriert Kampfbereitschaft, um die wenigen vorhandenen Ressourcen zu verteidigen, wie auch Spindler in ihrer Auseinandersetzung mit inhaftierten allochthonen jungen Männern resümiert. Die Zur-Schau-Stellung eines maskulinen, kampf- und einsatzbereiten Körpers ist gerade bei jungen Männern in den wenig zukunftssträchtigen ‚unteren‘ Schultypen nicht als freiwillig gewählte Strategie misszuverstehen, sondern stellt eine letzte ihnen verbleibende Ressource dar, in welcher der Körper der Verteidigung gegenüber der ihnen zugewiesenen reduzierten gesellschaftlichen Bedeutung dient (vgl. Spindler 2006, S. 316 ff.). In der vorliegenden Arbeit zeigt sich diese Tendenz deutlich an der Vorliebe für beispielsweise Kampf- und Wettbewerbssport (Asad), aber auch an der symbolischen Zur-Schau-Stellung von Wettbewerbsfähigkeit, wie sie beispielsweise beim Rappen (Ismail) zum Einsatz kommt. Die jungen Männer kämpfen gegen die negativen gesellschaftlichen Unterstellungen, ‚sie seien Versager‘, an und suchen nach Nischen, in denen sie als Subjekte eine eigene Position beziehen können. Wird ihnen die Autonomie über das Selbst dauerhaft entzogen, so führt dies zu spiralartig zulaufenden und nicht selten gewaltförmigen Verstrickungen in immer prekärer werdenden Lebensläufen, wie es Spindler aus den biografischen Erzählungen bei jungen Inhaftierten herausgearbeitet hat (vgl. ebd., S. 323 ff.). Asad scheint davon entfernt, Ismails Erzählungen weisen hingegen deutliche Strukturen für einen sich zuspitzenden und prekären Lebensweg auf, der ihn weiter an den gesellschaftlichen Rand drücken könnte.

Bei den berufstätigen jungen Männern gestaltet sich die soziale Repräsentation im Kontext vorhandener Kapitalsorten nicht ganz so augenscheinlich direkt wie eben beschrieben. In beiden Interviews wurde das Engagement der Elterngeneration für den Erwerb eines Eigenheims hervorgehoben, das je-

weils mit großen Anstrengungen realisiert wurde. Sowohl Adnans als auch Sercans Erzählung über den Immobilienerwerb liegen identitätsrelevante Aspekte bei, da sie eine unmissverständliche Zugehörigkeitssymbolik zur Mehrheitsgesellschaft transportieren. Die wenigen vorhandenen ökonomischen Mittel wurden aufgewendet, um sich einen fest verankerten und unmissverständlichen Platz in der Bundesrepublik Deutschland zu schaffen, der ihnen gemeinhin von Seiten der Mehrheitsgesellschaft nicht ohne weiteres zugestanden wird. Auch hier soll die Parallele zu Mecherils Konzept der Zugehörigkeitsarbeit seitens der Akteure gezogen werden (vgl. Mecheril 2003, S. 335). Die Investition in kulturelles Kapital, in Form höherer schulischer Bildung und Abschlüsse, wurde zumindest in Sercans Familie zur Transformation in ökonomische Ressourcen genutzt – wonach Sercan und seine Brüder aufgrund ihres besseren Einkommens die Raten für das Elternhaus bezahlen.

Der Erwerb von Grundbesitz dient in diesem Zusammenhang auch der privaten Altersvorsorge der Elterngeneration, die durch harte Arbeit und wenig Einkommen kaum zusätzliche ökonomische Ressourcen zur Altersvorsorge mobilisieren kann. Besonders in Sercans Interview tritt die soziale Ressource der Familie in vielfältigster Weise in den Vordergrund: Sie fängt die gesellschaftlichen Versäumnisse auf, wenn gesundheitliche Probleme durch mangelhafte Arbeitsbedingungen und fehlenden Arbeitsschutz auftreten; sie unterstützt bei schulischer Diskriminierung aufgrund ethnisch-kultureller Zuschreibungen, die über den weiteren Bildungsverlauf zu entscheiden drohen; sie fungiert letztendlich auch als emotionaler Puffer für alltagsrassistische, beleidigende und verletzende Erfahrungen sämtlicher Art. Letzteres Phänomen ist in beinahe allen Interviews enthalten, denn der Familienkontext tritt in Zusammenhang mit sozialem Aufstieg als die stabilste Ressource und als der zentrale soziale Kapitaleinsatz in den Vordergrund (vgl. Kapitel 2.2.1). Primär, aber nicht ausschließlich, werden diese Ressourcen im Kontext der Familie mobilisiert. Auch die Peergroup übernimmt hier wesentliche Aufgaben zur Realisierung identitätsrelevanter Arbeiten, speziell dann, wenn die in die Zukunft projizierten Identitätsentwürfe von den elterlichen Lebensbedingungen abstrahiert werden sollen. Gerade Said und Bekir erfahren im engen Kontext der Peergroup die emotionale Unterstützung, die sie in Auseinandersetzung mit dominanten Zuschreibungen unterschiedlichster Kontexte benötigen. Die engen Freundschaften bestärken besonders Said in seinem Glauben an die Realisierbarkeit von zukunftsbezogenen Identitätsentwürfen, in denen er, anders als seine Eltern, einen relevanten, da gestaltenden Platz in

der Mitte der Gesellschaft einnehmen möchte (vgl. Kap. 2.2.2, auch Keupp 2002, S. 194). Bekir hingegen entwirft in seiner Peergroup die Möglichkeiten homosexuell-partnerschaftlicher Beziehungen und entwickelt damit ein Alternativmodell zu den familiär vorgelebten heteronormativen Unterstützungsstrukturen. In diesem Zusammenhang bietet gerade das soziale Netzwerk außerhalb des Familienkontextes jene sozialen Ressourcen an, die zur Realisierung eines generationenübergreifenden Identitätsprojekts benötigt werden (vgl. ebd., S. 202 f.).

Während die sozialen Ressourcen die wohl stabilste und verlässlichste Kapitalsorte für die jungen Männer darstellt, erweist sich hingegen die Aneignung des institutionalisierten kulturellen Kapitals als eine Art Hindernislauf. Die Elterngeneration, vornehmlich aus dem handwerklichen, bäuerlichen oder Dienstleistungsgewerbe kommend, verfügt in der Regel aufgrund ungünstiger Arbeitszeiten, harter Arbeitsbedingungen und geringem Lohn, kurz gesagt, aufgrund struktureller Benachteiligung weder über die ökonomischen Mittel noch über die Zeitressourcen sowie eigene Bildungsressourcen, um ihre Kinder über das institutionelle Bildungsangebot hinaus zu fördern.

Gleichwohl erwähnen die jungen Männer beinahe ausnahmslos das deutliche Interesse ihrer Eltern am Fortkommen ihrer Kinder während der Schulzeit, sei es durch den regelmäßigen Besuch von Elternsprechtagen (Adnan), die Anteilnahme am Schulalltag (Bekir), die Mobilisierung zusätzlicher Finanzmittel für Klassenfahrten trotz geringen Einkommens beispielsweise (Said), die Schaffung einer angenehmen Lernatmosphäre (Asad) oder auch das engagierte Eintreten für die eigenen Kinder, wenn Probleme in der Schule auftreten (Sercan).

Mit Ausnahme von Said sind in den Interviews jedoch so gut wie keine Hinweise auf Unterstützungsangebote im Sinne individueller Förderung im schulischen Kontext zu finden. Eher werden in diesem Zusammenhang vielfach ausgrenzende Erfahrungen geschildert, die der Aneignung der schulischen Bildung hinderlich gegenüberstehen. Wollen die Interviewten institutionelles kulturelles Kapital aufbauen, müssen sie in aller Regel in mühevoller Identitätsarbeit lernen, ausgrenzende Zuschreibungen zu durchschauen und abzuwenden (vgl. Kap. 1.1). Besonders pointiert beschreibt Sercan sein Erleben, als ihm erstmals bewusst wird, dass ihm aufgrund der geringen ökonomischen Ressourcen seiner Familie und der daraus resultierenden früh einsetzenden Erwerbsarbeit keine Zeit zur Ausgestaltung von inkorporiertem kulturellem Kapital in Form von Hobbys bleibt (vgl. Kapitel 2.2.1). Sercans Interview

bringt hier anschaulich die zusammentreffenden Differenzlinien auf den Punkt, die ihn und die anderen jungen Männer von der Akkumulation des institutionalisierten, kulturellen Kapitals abhalten: einerseits der ihnen als Arbeiterkindern unterliegende soziale Status und andererseits die ethno-kulturellen Zuschreibungen im Schulkontext, die in ihrem Zusammentreffen ungleiche strukturelle Bedingungen bewirken.

Lediglich Said berichtet auf institutioneller Seite davon, dass seine Schule sich als eine Bildungseinrichtung im Einwanderungsland Deutschland versteht. Sie vermittelt Bildung unter Berücksichtigung der sich wandelnden gesellschaftlichen Bedingungen und befähigt ihre Schülerinnen und Schüler, sich im Kollektiv gegen rassistische Strukturen der Gesellschaft zur Wehr zu setzen: beispielsweise ethno-kulturelle stereotype Zuschreibungen in der Gesellschaft zu durchschauen und sich schon als junger Mensch für politische sowie wirtschaftliche Zusammenhänge zu interessieren, um darauf aufbauend zivilgesellschaftlich Bezug nehmen zu können.

So lässt sich insgesamt, für dieses Feld gesehen, eine deutliche Investitionstendenz in institutionalisiertes, kulturelles Kapital erkennen, zu dessen Erwerb die jungen Männer auf der institutionellen Ebene jedoch kaum bis keine Unterstützung finden.

Wenngleich im Kontext der herangezogenen Theorien auf struktureller Ebene keine allgemeingültigen und gruppenspezifischen Aussagen über die Investition bestimmter Kapitalsorten von jungen Männern mit türkischem Migrationshintergrund getroffen werden können, so soll dennoch darauf hingewiesen werden, dass die Mobilisierung der sozialen Ressourcen die verlässlichste und erfolgsversprechendste Investition zur Akkumulation von Kapitalsorten für die jungen Männer darzustellen scheint. Damit bewegen sich die jungen Männer allerdings auch in deutlicher Abhängigkeit von ihrem sozialen Umfeld.

Es bedarf meiner Meinung nach einer systematischen Auseinandersetzung (speziell in den zentralen gesellschaftlichen Institutionen) mit der allgemeingültigen, auf Distinktion basierenden Sichtweise der herrschenden Mehrheitsbevölkerung, die das dominante gesellschaftliche Wissen mitbestimmt. Solange eine kritische Auseinandersetzung mit dem vorherrschenden Gedankengut der Dominanzgesellschaft fehlt, bleibt die Anhäufung von relevanten Kapitalien zum sozialen Aufstieg, speziell in Form von Bildungsabschlüssen

als Einstieg in höhere berufliche Positionen, in besonderer Abhängigkeit von der Unterstützungsbereitschaft des sozialen Umfeldes bestehen.

Die Mobilisierung von und Investition in soziales Kapital nimmt dabei an Bedeutung zu, je mehr diskriminierende Zuschreibungs- und Ausgrenzungserfahrungen in institutionellen Kontexten gesammelt werden. Asad, dessen Verwandtschaft weit verzweigt und erfolgreich im Restaurantgewerbe tätig ist, investiert in diese soziale Ressource, da ihm hier die verlässlichsten Unterstützungsangebote zu finanzieller und sozialer Eigenständigkeit gemacht werden. Wenngleich er durch die Wahl seiner Ausbildungsstelle bei einem Landschaftsgärtner – vorausgesetzt, sie wurde tatsächlich frei und nicht nach pragmatischen Gesichtspunkten ausgewählt – möglicherweise andere berufliche Ambitionen durchscheinen lässt, so stellt die Investition in die verwandtschaftlichen Netzwerke und deren Errungenschaften eine verlässliche Alternative zu den unsicheren beruflichen Perspektiven dar, die ihm eine Investition in weiteres Bildungskapital in Form des Hauptschulabschlusses bietet.

Auch Ismail investiert in seine sozialen Netzwerke, insbesondere in diejenigen, die im Kontext des Rappens stehen, da er sich hier behaupten kann und in seiner individuellen Leistung anerkannt und wertgeschätzt wird. Die Mobilisierung dieser Ressource und die Investition in sie resultieren dabei sowohl aus emotionalen (Stabilität und Identitätsstiftende Gemeinsamkeit mit dem Cousin) als auch rationalen Beweggründen (Hoffnung auf Aufstieg und Erfolg).

Während das opponierende Verhalten gegenüber schulischen Anforderungen im doing masculinity der sich gegenseitig herausfordernden jungen Männer bei der Investition in institutionalisiertes Kulturkapital im Wege steht, suggeriert die Investition in soziales Kapital und maskuline Attribute Erfolg und Ansehen (Näheres dazu im folgenden Kapitel). In diesem Zusammenhang kann auch die mögliche Beteiligung an kleinkriminellen Delikten reflektiert werden, durch die Ansehen und ökonomisches Kapital, den jungen Männern in aller Regel verwehrt, in erreichbare Nähe rücken. So investieren diese, die sich – gesellschaftlich und ökonomisch betrachtet – ‚ausgesondert‘ fühlen und sich in den ‚unteren‘ Schultypen eines selektiven Schulsystems wiederfinden, möglicherweise auch in alternative, widerständige Problemlösungsstrategien in Form von Rebellion, um sich gegen die ihnen verschlossenen Zugänge zu Ressourcen und damit gegen die sie dominierende Gesellschaftsschicht zur Wehr zu setzen. Dass diese Strategien einen gegenteiligen Effekt auslösen

können, wird insbesondere in Ismails biografischer Erzählung deutlich, in der seine Lebenssituation – bedingt durch kleinkriminelle Delikte – immer prekärer wird und er somit ungewollt immer stärker im Rahmen des strukturellen Raumschemas gesellschaftlich abzufallen droht.

Es wird jedoch auch deutlich, dass Kapitalien nicht in jedem Feld gleich wertvoll sind und dass das institutionalisierte Kulturkapital für einen Teil der jungen Männer, aus Gründen der Verortung im Rahmen hegemonialer Männlichkeiten oder bedingt durch ethnisch-kulturelle Diskriminierungserfahrungen, keine erfolgsversprechende Ressource darstellt. Während die Investition in die schulische Bildung der ‚unteren‘ Schultypen kaum Aussicht auf beruflichen Erfolg und damit auf eine eigenständige ökonomische Absicherung bietet, stellt die Investition in widerständige Verhaltensweisen und männliche Attribute eine gewissermaßen erfolgsversprechende Alternative dar, um durch kleinkriminelle Delikte zu ökonomischem Kapital, das ihnen ansonsten verwehrt ist, zu gelangen. Ohne diese Entwicklung als bewusste Strategie unterstellen zu wollen, da sie sich in Ismails Interview keinesfalls belegen lässt, möchte ich mit dieser Sichtweise doch auf einen theoretischen Engpass hinweisen, wonach die Bourdieuschen Kapitalsorten keinesfalls in jedem Feld gleich in Einsatz und Wert zu verstehen sind.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Bourdieu mit seinen theoretischen Konzepten eine wichtige Grundlage zur Auseinandersetzung und Analyse der gesellschaftlichen Güterverteilung geleistet hat. Jedoch sind diese primär zur strukturellen Analyse gesellschaftlicher Phänomene geeignet, denn als umfassendes Theoriegerüst in gesellschaftlichen Wandlungsprozessen zu verstehen. Da die jungen Männer der vorliegenden Studie unterschiedlichste Strategien zur Transformation der ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen verfolgen, zeigt sich hier auch ein Erweiterungsbedarf an Bourdieus Theorie, der gleichwohl durch zusätzliche Forschungsarbeiten noch näher zu untersuchen wäre.

Wie die Interviews gezeigt haben, werden Ressourcen und Kapitalien weitaus flexibler und kontextbedingt genutzt, als es in Bourdieus Feldtheorie und Raumschema scheinen mag. Die Investition in bestimmte Ressourcen und Kapitalien unterliegt zwar einer gewissen strukturellen Zielrichtung, die durch das soziale Umfeld entscheidend mitgestaltet wird. Dennoch ist diese Richtung keinesfalls linear, sondern wird von Brüchen und Zugehörigkeitsbemühungen durchzogen, die es dem Individuum auch ermöglichen, eine eigene und neue soziale Position zu beziehen. Während Bourdieu jedoch davon aus-

geht, dass die sozialen Positionen und Dispositionen primär in einem Feld stattfinden und soziale Akteure durch die Investition in für dieses Feld typische Kapitalanhäufungen in aller Regel in genau diesem verhaftet bleiben, erwähnt er nur ansatzweise die Möglichkeit des sozialen Wandels und bleibt gänzlich eine Erklärung der Transformation schuldig.

Genau dies zeigt jedoch die flexible und kontextbedingte Nutzung von Ressourcen innerhalb der vorliegenden Arbeit sowie die subjektiven Anstrengungen der jungen Männer, mit der sie aktive Zugehörigkeitsarbeit leisten. Gerade die eigeninitiative Leistung zur Schaffung und Aneignung von Existenz-, Handlungs- und Aufenthaltsräumen, wie sie Mecheril 2003 in seiner Studie über natio-ethno-kulturelle Mehrfachzugehörigkeiten als charakteristische Strategie innerhalb prekärer Lebensverhältnisse herausgearbeitet hat, ist ebenfalls deutlich in den Erzählungen der jungen Männer dieser Arbeit zu identifizieren. Wenngleich Mecherils Untersuchung (aus guten Gründen) keine kategorialen Einengungen, beispielsweise zur Auseinandersetzung mit bildungs- und geschlechtsbedingten Differenzlinien, vorgenommen hat, so stellt sein Konzept der Zugehörigkeitsarbeit eine wichtige Perspektive für die, je nach Bildungshintergründen, unterschiedlichen Strategien der sozialen Akteure dar. Neben den bereits geschilderten Zugehörigkeitsbemühungen treten gerade in Bekirs und Sercans Interview die sozial emanzipatorischen Zugehörigkeitsanstrengungen in den Vordergrund, indem sie sich neben ihren familiären und sozialen Bezügen eigene, stabile Netzwerke in einem anderen sozialen Kontext schaffen. Bekir investiert in seine Freundschaft zu Melanie, die ihm alternative Lebensformen gegenüber einem bürgerlichen Ideal vorlebt. Sercan investiert in die Freundschaft zu seinem Mitbewohner, der in einem behüteten, bildungsbürgerlichen Familienkontext aufgewachsen ist. Beiden ist der emanzipatorische Charakter ihrer Zugehörigkeitsstrategien im Sinne einer weitgehend von dominanten Zuschreibungen abgekoppelten Lebensausgestaltung gemeinsam, wie er im Rahmen dieser Studie herausgearbeitet werden konnte. Vor diesem Hintergrund eröffnet gerade die Kombination der zugrundeliegenden soziologischen Theorien und der kritischen Männlichkeitsforschung eine bereichernde Perspektive.

5.2 Soziale Repräsentationen im Kontext von Männlichkeiten

Bezieht man die dargestellten Einzelfälle und die eingangs vorgestellten Theorien der sozialen Repräsentation sowie der Habitustheorie aufeinander, so lassen sich einige zentrale Aspekte festhalten.

Die medial vermittelten Bilder und Stereotypen des ‚türkischen Machos‘ werden durchaus von Seiten der jungen Männer genutzt und als Erklärungsmuster herangezogen, da sie gemeinhin aus den Medien bekannt sind und mit ihnen zumindest auf ‚Gehör‘ seitens der Dominanzgesellschaft zu hoffen ist. Das Bild des idealtypischen türkischen Machos wird vor diesem Hintergrund sowohl zur Selbstinszenierung als auch zur Abgrenzung genutzt. In der Repräsentation des ‚krassen‘ Türken, wie Bekir beispielsweise seine Brüder beschreibt, kann der sich inszenierende junge Mann zumindest davon ausgehen, dass er von der Mehrheitsgesellschaft ‚erkannt‘ und ‚gesehen‘ wird.

Die Inszenierung der Machometapher kann in bestimmten situativen Zusammenhängen jedoch auch dem Selbstschutz dienen. Dies zeigt sich beispielsweise in Sercans provokanten Aussagen, wenn er zum wiederholten Mal auf Vorfälle im Kontext des Machodiskurses angesprochen wird und er in der Reduzierung einer vermeintlichen ethno-kulturellen Zugehörigkeit das implizite Desinteresse an seiner Person erkennt. Die jungen Männer erleben, dass sie, unabhängig von ihren Persönlichkeitsprofilen und individuellen Lebensläufen, niemals die dominierenden, kollektiven und negativ konnotierten Zuschreibungen ablegen können. Die dominanten Diskurse der Mehrheitsgesellschaft über ‚den türkischen Macho‘ lassen kaum alternative Sichtweisen zu und führen in den alltäglichen Erfahrungen der jungen Männer immer wieder zu entsprechenden ethnisierenden Reduzierungen, wie es Sercan auf den Punkt bringt „Man wird halt als Türke gesehen. Punkt“. Mehrfachzugehörigkeiten sind im System des dominanten sozialen Wissens über junge Männer mit türkischem Migrationshintergrund kaum vorgesehen.

Die ihnen von der Mehrheitsgesellschaft zugewiesene Funktion des ‚gesellschaftlichen Versagers‘ stellt speziell in Spindlers Studie (2006) mit kriminalisierten jugendlichen Migranten ein zentrales Ergebnis dar. Spindlers Schlussfolgerungen verweisen auf die sich ständig und immer wiederkehrenden Elemente der Repression im Leben der jugendlichen Migranten. Die Verantwortung für ihre Situation wird ihnen jedoch als selbstverschuldet angelastet (vgl. Spindler 2006, S. 325).

Der sich auftuenden gesellschaftlichen Kluft, den Mechanismen der Exklusion aus der Gesellschaft wird jedoch in der hier vorliegenden Studie im Bildungsvergleich mit unterschiedlichen Strategien entgegengetreten. In Spindlers Untersuchung versuchen die männlichen Jugendlichen gegen die gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen anzukämpfen und sich gegen den immer stärker werdenden Autonomieverlust (durch ungleiche Gesetzeslagen,

der Verweigerung eines gerechten Bildungszugangs, ungleiche Arbeitsbedingungen, ggf. Gefangenschaft) zu wehren, indem sie ihren Körper extrem einsetzen oder sogar zerstören. Die jungen Männer der vorliegenden Studie hingegen greifen auch im Bildungsvergleich insbesondere auf Strategien der Selbstautonomie zurück, indem sie den familiären und sozialen Kontext stärken, der sie in ihrer Selbstbestimmung unterstützt (siehe Abschnitt Ressourcenverteilung). Fehlt dieser soziale Kontext, ist er durch gesellschaftliche und biografische Entwicklungen in seiner stabilitätsgebenden Struktur gestört (Versorgungsprobleme durch mangelnde Arbeitsmarktchancen, gesundheitsschädigende Arbeitsbedingungen, gesellschaftliche Repressionen, Konflikte der Elterngeneration, die zur Trennung führen) oder überfordert (z.B. Gleichaltrige, die aufgrund ihrer Lebensphase kaum zukunftsverlässliche Orientierung bieten können), so bleibt den jungen Männern nur noch das symbolische und rhetorische Mittel des Widerstandes: dem Gegenüber widerzuspiegeln, dass dessen Unterdrückungs- und Herrschaftsmechanismen durchschaut werden. Im klaren Bewusstsein dessen, dass sich die jungen Männer niemals diesem Bild und den dominierenden Faktoren der Mehrheitsgesellschaft vollkommen entziehen können, bietet die provokante Bestätigung der Macho-metapher die Möglichkeit einer widerständigen Haltung, wenn dem Gegenüber nämlich durch die vermeintliche Bestätigung die Absurdität der eigenen mangelnden Differenzierung vor Augen gehalten wird.

Sercan ist beispielsweise stolz darauf als Türke gesehen zu werden, dem implizit rebellische Eigenschaften als Mann zugesprochen werden. Diese Selbstpositionierung und die an sie gebundenen Eigenschaften helfen ihm unter den dominierenden Faktoren der Mehrheitsgesellschaft die eigene Subjektpositionierung zu betonen und sich der persönlichen Definitionsmacht bewusst zu sein – wenngleich die Wirkmächtigkeit der dominierenden Herrschaftsstrukturen damit nicht einzudämmen ist, dessen sich Sercan durchaus bewusst ist.

Mit diesem Erklärungsansatz über die zugrundeliegenden widerständigen Praktiken sollen keineswegs die Grenzen dieser Subjektpositionierung ausgeblendet werden, denn der betreffende soziale Akteur agiert nicht autonom, sondern innerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes, der von Herrschafts- und Unterdrückungsdimensionen gekennzeichnet ist (vgl. Mecheril/Hoffarth 2006, S. 234 ff.). Die Inszenierung des Machodiskurses ist jedoch primär in seinem situativen Kontext und in Zusammenhang mit Repressionserfahrungen der jungen Männer zu betrachten. Dabei tritt die Inszenierung von Männ-

lichkeit in der sozialen Repräsentation umso stärker in den Vordergrund, je mehr Repressionen erfahren und je weniger zusätzliche Ressourcen zur Selbstautonomie mobilisiert werden können (vgl. Messerschmidt 2005, S. 208; auch Spindler 2006, S. 326).

Darüber hinaus wird deutlich, dass die Machometapher im Kern einer Distinktions- und Dominanzlogik innerhalb bestehender Männlichkeitsmuster folgt, die der Mehrheitsgesellschaft zur Sicherung hegemonialer Interessen, insbesondere im Kontext von hegemonialer Männlichkeit, dient. In Anlehnung an Huxel (2008) sei hier auf die Problematik hingewiesen, wenn Auseinandersetzungen um Männlichkeit zugunsten der Thematisierung einer ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit aufgegeben werden (vgl. ebd., S. 67). Tritt die ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit – in medialen Darstellungen vielfach problematisiert und skandalisiert – als primärer Erklärungsansatz in den Vordergrund, so erscheinen Probleme im Kontext von Männlichkeitsmustern und -strukturen eher als ein ethnisch-kulturelles Problem. Gesellschaftliche Probleme im Kontext von Männlichkeiten werden in diesem Zusammenhang besonders auf junge Männer mit Migrationshintergrund projiziert und lenken damit von einer Auseinandersetzung über grundsätzlich problematische Männlichkeitsmuster in unserer Gesellschaft ab. So werden die jungen Männer in ihrem Alltag immer wieder damit konfrontiert, dass Autoritätspersonen, Kollegen, Schulkameraden etc. der Mehrheitsgesellschaft an gesellschaftlich verfügbares ‚Wissen‘ über (junge) Männer mit Migrationshintergrund anknüpfen, welches sich am Klischee des vom Ehrbegriff geleiteten Machos orientiert und dessen Bestätigung sucht (vgl. ebd., S. 67 f.).

Da das dominante, gesellschaftlich verfügbare Wissen über sie kaum alternative Sichtweisen oder Mehrfachzugehörigkeiten zulässt, greifen auch die jungen Männer selbst auf diese Stereotypen zurück und nutzen sie kontextbezogen zur abgrenzenden oder zugehörigkeitsbekundenden Inszenierung von Männlichkeit. So greift Adnan die ethnisch-kulturell aufgeladene Machometapher auf, um sich von dementsprechenden Attributen abzugrenzen und sich im Kontrast zu ihnen als ‚anderer‘ Deutsch-Türke zu verorten. Die Selbstverortung als Deutsch-Türke ist ohne Bezug auf die Machometapher nicht möglich, da ‚Eindeutigkeit‘ in Form von assimilierten sozialen Praxen von ihm verlangt wird; Adnan muss sich also zwangsläufig in Bezug zu ihr setzen, will er sich innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung in bestimmter Weise positionieren. So kommt es, dass sein Kollege ihn gegenüber neuer Kundenschaft als „Türke, aber nicht so’n Türke, wie Du denkst“ vorstellt (vgl. Kap

4.3.2.3). Dieser doppelte Verweis auf ‚Andersartigkeit‘ ist notwendig, da sich die jungen Männer im Kontext des gesellschaftlich verfügbaren Wissens über sie verorten müssen. Weil sich dieses am Klischee des vom Ehrbegriff geleiteten Machotypus orientiert und über ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit erklärt wird, sehen sich die befragten jungen Männer gezwungen, sich in Bezug auf diese Metapher zu repräsentieren. Eine Mehrfachzugehörigkeitsbekundung ist in den dominanten Inhalten des alltäglichen Denkens ausgeschlossen und damit nicht existent. Ismail nutzt den dominanten Machodiskurs und die darin verwobenen ethnisch-kulturellen Zuschreibungen als provokantes Mittel der Selbstinszenierung, um sich im Wettbewerb und Kampf um knappe Ressourcen einen gesellschaftlichen Platz zu sichern.

Die eigene Auseinandersetzung mit Männlichkeit orientiert sich insbesondere an hegemonialen Bildern und Strukturen – jedoch nicht ausschließlich. Die weitgehend ausbleibende Thematisierung von strukturell bedingten Unterschieden zwischen den Geschlechtern sowie der vordergründigen Gleichberechtigungsbekundung verdeutlichen den Deutungsansatz einer universalistischen Norm hegemonialer Männlichkeit, in welcher das Primat des Geschlechtergegensatzes zugunsten allgemeiner Gleichheit geleugnet wird. So erscheinen die Thematisierungen von Männlichkeiten in den Interviews über sich selbst und in Auseinandersetzung mit Männern der sozialen Umgebung auch primär im Licht scheinbar naturgegebener Kontexte: beispielsweise in Zusammenhang mit ökonomischer Eigenständigkeit und dem damit verbundenen Versorgungsanspruch gegenüber der Familie, dem Austragen und Einüben von Spielen, in denen es um Wettbewerb, Macht oder Herrschaft geht, der Ausübung symbolischer Gewalt, in der es meist auf verbaler Ebene um die Unterwerfung von ‚anderen‘, meist schwulen oder als verweiblicht dargestellten Männern, geht, sowie dem Streben nach politischer Einflussnahme.

Diese ernsten Spiele des Wettbewerbs sind im Kern einem hegemonialen Ideal angelehnt, von dem die jungen Männer gleichwohl aufgrund ihrer ethnisch-kulturellen Markierung als ‚andere Männer‘ weit entfernt sind. Die peripheren Elemente dienen hingegen der Verhandlung, wozu insbesondere der Körperkult gehört. Doch das Beenden der Analyse in dieser Sichtweise wäre ähnlich oberflächlich wie die den jungen Männern unterstellten Männlichkeitsansprüche und -vorstellungen. Denn die Männlichkeitsmuster der jungen Männer sind einerseits viel individueller und andererseits weitaus komplexer, da sie von Brüchen und Ambivalenzen durchzogen sind. Damit finden sich auch hier Ansatzpunkte von Connells Theorie. Die Ergebnisse der

vorliegenden Arbeit zeigen jedoch, dass über eine Erweiterung nachgedacht werden sollte, die sich stärker mit den Brüchen und Ambivalenzen von Männlichkeiten auseinandersetzt. Darüber hinaus müsste auch der Transformation von peripheren Bereichen hin zu den Kernelementen von Männlichkeiten größere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Bekir führt die wohl deutlichste Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Stereotypen und hegemonialen Männlichkeitsmustern, wenn er sich in starkem Kontrast zu den Männern seiner sozialen Umgebung aus Schule und Familie beschreibt. Er verkörpert weder Attribute hegemonialer Männlichkeit, noch unterstützt er sie in komplizierter Manier. Vielmehr entwickelt er eigene Bedeutungsfelder in der Ausgestaltung männlicher Identität durch die Investition in seine Freundschaft zu Melanie. Die hier gewonnenen Umdeutungsoptionen von dominanten männlichen Zuschreibungen (z. B. Augenbrauenzupfen als Mann) werden von Bekir im vertrauten Umfeld der Peergroup getestet und versuchsweise in einem weiteren vertrauten Umfeld, nämlich der Familie, erneut auf die Probe gestellt. Erst nachdem sie sich auch dort unter Beweis gestellt haben, können die erprobten umgedeuteten Attribute in die weitere soziale Umgebung hineingetragen werden. Auch Sercan spielt mit der Dekonstruktion von geschlechtsspezifischen Stereotypen, insbesondere, wenn sie sich in Verflechtung mit ethnisch-kulturellen Zuschreibungen befinden. So fügt er in die dominante Machometapher und daraus sich speisenden Bildern von aggressiven südländischen jungen Männern („deine Brüder haben ja wieder irgendwas veranstaltet, dort und da. Haben wir in der Zeitung gesehen“) eine Gruppe von Frauen hinzu („meine Schwestern war'n auch dabei“). Attribute hegemonialer Männlichkeit werden besonders von Sercan spielerisch und in provokant sarkastischer Hinsicht bedient, um sie sogleich als Farce zu entlarven. Seine Reflexionskraft eröffnet ihm ein hohes Maß an Widerstand und damit auch Unabhängigkeit gegenüber einer Einordnung in Kategorien und damit verbundenen Stereotypen. Auch er investiert stark in seine Freundschaft zu seinem WG-Mitbewohner, mit dem er seine sarkastische Weltsicht teilt und der ihm aufgrund seines bürgerlichen Familienhintergrundes einen kontrastreichen Reflexionsrahmen zu seinen eigenen Lebenskontexten bietet. Sercan lässt sich nicht festlegen, wenn es um die Verortung in einem Kontext geht, der Ausschließlichkeit von ihm verlangt. So ist er sehr darauf bedacht, jeglichen scheinbar offensichtlichen Schlussfolgerungen und ‚natürlichen‘ Gesetzmäßigkeiten auf den Grund zu gehen und sich vor ihnen zu verwahren.

Adnan verflucht sein Geschlechterverständnis mit moralischen und spirituellen Überzeugungen, die einem Anspruch von Gleichheit folgen, in dem jedoch strukturelle Geschlechterunterschiede unerwähnt bleiben. Gleichwohl differenziert Adnan dezidiert strukturelle Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen, projiziert diese jedoch ausschließlich auf deutsch-türkische Familien mit geringem Bildungsniveau und bleibt so in der Verquickung von ethnisch-kulturellen, sozialen und geschlechtsspezifischen Zuschreibungen verhaftet.

Ismail, der wohl die größte Schnittmenge in der Orientierung an Attributen hegemonialer Männlichkeit aufweist, zeigt eine kaleidoskopartige Verkörperung von Zugehörigkeiten zu verschiedenen Männlichkeitsmustern. Während die Inszenierung als Gangsterrapper eher klassische maskuline Attribute wie Härte, Durchsetzungsvermögen und das Wetteifern um Führungspositionen betont, spiegelt die ästhetisch körperbetonte Inszenierung von Männlichkeit die Zugehörigkeit zu metrosexuellen Geschlechtmustern, wie sie in großstädtischen Milieus zu finden sind, wider. Die starke emotionale Bindung an seinen Cousin beleuchtet wieder eine andere Seite von Ismails Männlichkeitsmuster. Seine Männlichkeitsinszenierung ist damit im Prinzip primär situativ (im Sinne des *doing masculinity*) sowie in ihrer intersektionellen Verflechtung von Lebensphase, der Zugehörigkeit zum aktuellen sozialen Milieu seiner Peergroup sowie seines biografischen Werdegangs mit starken Bezügen zum Großstadtleben seiner Geburtsstadt zu verstehen. Dabei bleibt zu fragen, welche Elemente der Inszenierung im Sinne der sozialen Repräsentation einen zentralen Kern umfassen und welche Elemente eher peripherer Art sind.

In den biografischen Erzählungen wird deutlich, dass die dominanten Diskurse über ‚den Türken‘ sowie ‚legitime Männlichkeit‘ nur im sehr vertrauten Umfeld dekonstruiert und erneuert werden können. Erst wenn die dekonstruierten Stereotypen dort stabil verankert und von der vertrauten sozialen Umgebung geteilt werden, erst dann werden sie in die weitere soziale Umwelt getragen, um Teile des gesellschaftlichen Wissens zu erneuern (vgl. Kapitel 2.3.3). So hat Sercan beispielsweise seinen Sarkasmus zur Strategie entwickelt, um zwischen denjenigen Menschen zu unterscheiden, die vorgefertigte Meinungen haben und damit eher an der Bestätigung von Stereotypen, denn an neuen Erkenntnissen interessiert sind, und solchen, die sich offen für die Anerkennung von Mehrfachzugehörigkeiten zeigen. Gleichzeitig ermöglicht ihm seine sarkastische Haltung auch, sich der Selbstbestimmung rückzuer-

sichern; eine Strategie also, die Sercan Raum für Autonomie über das Selbst gibt. Denn Selbstbestimmung wird den jungen Männern vielfach abgesprochen – das erleben sie in alltäglichen Ausgrenzungserfahrungen.

Es lässt sich darüber hinaus festhalten, dass Foren zur Aushandlung eigener Männlichkeitsentwürfe und zur Rebellion gegen vorherrschende Stereotypen für die jungen Männer weder in der Peergroup, der Schule, noch in der Familie in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen und nur mit großer Mühe durch die jungen Männer selbst vorangetrieben werden können. Foren zur Aushandlung werden auch nur in Ausnahmefällen von Seiten der Pädagoginnen oder Pädagogen geschaffen, da ihnen in der Regel diversitätsbewusste Konzepte fehlen, um auf die sich kreuzenden Differenzlinien im Kontext von Geschlecht, sexueller Orientierung, Ethnizität oder Zugehörigkeiten einzugehen. Lediglich Saïd erzählt von systematisch eingerichteten Foren zur Aushandlung an seiner Schule, die sich im Rahmen des Netzwerks ‚Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage‘ zum Ziel gesetzt hat, gegen sämtliche Formen von Diskriminierung und stereotypen Zuschreibungen vorzugehen. Bekir und Sercan betreiben sehr engagiert eine bewusste Auseinandersetzung mit ihrem sozialen Umfeld, wobei sich auch hier der nahe Freundeskreis und die Familie am ehesten für die Bereitschaft zur Aushandlung herauskristallisiert haben. Ismail und Asad können auf zwei engagierte Lehrer bzw. Sozialpädagogen an ihrer Schule zurückgreifen, die ein Forum zur Aushandlung bieten. Doch treten beide Pädagogen aufgrund ihres persönlichen Engagements und nicht durch eine systematische institutionelle Berücksichtigung hervor, so dass sie als Zufälle gewertet werden müssen. Auch Bekir berichtet von der Zugewandtheit seiner Lehrerin, die ihm ein Forum zur Aushandlung alternativer Handlungswege für den Umgang mit Problemen im Schul- oder Klassenkontext anbietet. Das Engagement zur mühevollen Auseinandersetzung mit stereotypen Zuschreibungen und einer selbstbestimmten Aushandlung mit ihnen wird also allein auf die jungen Männer selbst und ihre Familien bzw. das nahe soziale Umfeld geschoben. Angebote auf gesellschaftlicher-institutioneller Ebene sind die Ausnahme und basieren zumeist auf zivilgesellschaftlichem Einzelengagement. Innerhalb der vorherrschenden Kontextbedingungen ist es den jungen Männern daher nur schwer möglich, offensiv gegen die ihnen zugewiesenen Zuschreibungen vorzugehen.

Dem in der Öffentlichkeit so viel genannten und bedeutungsschweren Begriffspaar ‚Stolz und Ehre‘ kommt in den Gesprächen mit den jungen Männern recht wenig Bedeutung zu. ‚Stolz und Ehre‘ treten in den narrativen

Erzählungen entweder als Begriffshüllen, denen in der Generation der jungen Männer kaum ein eigener Bedeutungsgehalt zukommt, auf oder in Form von gesellschaftlich-sozialer Werterhaltung. Für die jungen Männer, die im Rahmen dieser Studie auf den Bedeutungsgehalt Bezug nehmen sollten, spielen ‚Stolz und Ehre‘ nur bei einem Teil von ihnen eine nennenswerte Rolle. Asad verortet sie in weit entfernte Kontexte ländlicher Kultur. Ismail projiziert Stolz auf seine nationalstaatliche Zugehörigkeit als Türke, hat jedoch Schwierigkeiten, dem Begriffspaar einen konkreten Bedeutungsgehalt zuzuweisen, so dass auch bei ihm die beiden Begrifflichkeiten eher als bedeutungslose Worthüllen erscheinen. Für Said hingegen steht ein ehrbares und stolzes Leben für einen Wertekontext, der ganz besonders von sozialem Miteinander bestimmt ist. Auch für Sercan und Adnan steht ein stolzes und ehrbares Leben im Zusammenhang mit sozialer Integrität und dementsprechend mit Tugenden wie Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft. Als stolzverletzend wird üble Nachrede bzw. Respektverlust gegenüber der eigenen Person und der Familie empfunden. Dabei distanzieren sich alle drei, Sercan, Adnan und auch Said, von traditionalistischen Vorstellungen von ‚Stolz und Ehre‘, wie sie gerne in den Medien dargestellt und dort insbesondere mit Gewalt in Verbindung gebracht werden.

5.3 Zuschreibungserfahrungen in Bildungseinrichtungen, sozialen Netzwerken und Medien

Den Alltag der jungen Männer durchlaufen eine Vielzahl von Zuschreibungserfahrungen. Während die Zuschreibungen in den Bildungseinrichtungen und in den Medien primär ethnisierend ausfallen und die jungen Männer dort im Kontext von Geschlecht insbesondere mit kriminellen Delikten in Verbindung gebracht werden – unabhängig vom Bildungs- und Schulniveau – erfahren sie in den sozialen Netzwerken primär geschlechtsstereotype Zuschreibungen, insbesondere in geschlechtshomogenen Gruppen. Dabei tritt die Dominanz der Zuschreibungen und deren Wirkmächtigkeit ganz besonders in den Bildungseinrichtungen und den Medien in den Vordergrund. Die sich überkreuzenden Differenzlinien von Ethnie, Geschlecht und Alter erzeugen im dominant-gesellschaftlich verfügbaren Wissen der Mehrheitsgesellschaft ein Projektionsfeld, das wie selbstverständlich mit Attributen wie Gewalt, Kriminalität, mangelnder Bildung in Verbindung gebracht wird. Die so erzeugten Bilder erweisen sich als derart beherrschend, dass die jungen Männer in aller Regel ausschließlich durch diese Schablone wahrgenommen werden

(vgl. Kapitel 2.3.3). Wollen sie eine differenzierte Sichtweise auf ihre Person als Individuum erreichen, so ist dies nur über permanente Überzeugungsanstrengungen durch die jungen Männer selbst möglich. Ihnen wird die Verantwortung übertragen, in einem dauerhaften Überzeugungsprozess quasi zu ‚beweisen‘, dass sie sich von der vermeintlichen ‚Norm‘ des ‚türkischen Machos‘ unterscheiden. Die jungen Männer gehen in diesem Zusammenhang relativ ähnlich mit diesem gesellschaftlichen Phänomen um, unterscheiden sich jedoch in der daraus abgeleiteten Problemlösungsweise. Sie alle durchschauen die ethnisierungenden, stereotypen Zuschreibungen und nutzen sie in ihrem Handlungsrepertoire insbesondere kontextbedingt, mal zur provokanten Selbstpositionierung bzw. Selbstinszenierung, mal zur Abgrenzung. Während Ismail die dominanten Metaphern des türkischen Machos und des Ghettolebens aufgreift, um sich in der Hierarchie der Peergroup einen hohen Stellenwert zu sichern, nutzt Sercan diese Metaphern, um seinem Gegenüber die Absurdität von ethnisierungenden Zuschreibungen vor Augen zu führen. Beide nutzen hingegen die Selbstpositionierung als Türke, um sich als ‚anderer Deutscher‘ zu repräsentieren, so wie sie von der Mehrheitsgesellschaft primär aufgerufen werden. Die Investition in diese Repräsentation verweist einerseits auf die Anpassungszwänge der Mehrheitsgesellschaft, denen die jungen Männer als ‚andere Deutsche‘ unterliegen, bedingt andererseits jedoch gleichzeitig die Reproduktion kulturalisierender und ethnisierungender Diskurse (vgl. Spies 2010, S. 386). Sie ist aber auch als widerständige Reaktion auf Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen seitens der Mehrheitsgesellschaft zu verstehen, die auf gesellschaftlicher Nichtanerkennung und dem Gefühl, in der Gesellschaft ungerecht behandelt zu werden, basiert; so bleibt in der aussichtslosen Situation, niemals als Deutscher anerkannt zu werden, nur die Selbstpositionierung als Türke als Gegenstrategie (vgl. ebd. S. 387). Auch Asad ordnet sich, wenngleich in passiver Form, dem Kontext der Peergroup der dominanten Ghettoemphat unter, indem er in einer Art Komplizenfunktion die kleinkriminellen Delikte seiner Klassenkameraden verdeckt hält, wenngleich er persönlich wenig Ambitionen dahingehend hegt. In der Handlungsweise von Bekir, Adnan und Said hingegen dienen diese Metaphern eher der Abgrenzung. Auch sie durchschauen dominante ethnisierungende Zuschreibungen als Konstruktion, nutzen sie jedoch nicht als Provokation. In der Distanzierung gegenüber denjenigen, die diese stereotypen Zuschreibungen verkörpern, sind sie bestrebt ihre Individualität hervorzuheben. Sie sehen in den dominanten Diskursen der Mehrheitsgesellschaft insofern Berechtigung, als dass von den Betroffenen selbst mehrheitlich das stereotype Bild

bestätigt wird, anstatt alternative Sichtweisen auf die eigene Person zuzulassen. Dabei dienen dominante Metaphern als Negativfolie zur Selbstinszenierung bzw. als Erklärungshintergrund für eigene Handlungsweisen.

Der Unterschied zwischen beiden Repräsentationen liegt also primär in den Deutungsperspektiven; während Sercan, Asad und Ismail den Handlungsbedarf zur Aufhebung stereotyper Diskurse tendenziell eher auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft sehen, beziehen Bekir, Said und Adnan den Handlungsbedarf eher auf die eigene Person.

Doch so ganz eindeutig, wie es klingen mag, darf diese Einteilung nicht verstanden werden, denn es handelt sich tatsächlich eher um Tendenzen. Beispielsweise nutzt Sercan beide Perspektiven kontextabhängig und setzt, je nachdem, wie offen und reflektiert sein Gegenüber sich repräsentiert, den Handlungsbedarf bei sich oder/und dem Gegenüber an. Adnan, der tendenziell einer Deutungsweise folgt, in der nur die eigene Person durch integriertes Handeln und Aufklärungsarbeit zur Lösung dieses Problems beiträgt, sieht die Mehrheitsgesellschaft zumindest insofern in der Pflicht zur Differenzierung ihrer Deutungsansätze, als dass er von dieser erwartet, offen für alternative Sichtweisen, z. B. in Form seiner Argumente sowie seiner Zugehörkeitsarbeit, zu sein.

In den sozialen Netzwerken dominieren hingegen stereotype Zuschreibungen im Kontext von Männlichkeiten. Hier fallen die Repräsentationen der jungen Männer zwar in den peripheren Bereichen sehr unterschiedlich aus, ihr zentraler Kern steht jedoch immer in Bezug zu hegemonialen Männlichkeiten. Im Zentrum dessen, was an Männern bewundert wird und dem es nachzueifern gilt, stehen Attribute wie Führungsfähigkeit, Durchsetzungskraft, Wettbewerbsfähigkeit, Erwerbsarbeit und Versorgung der Familie etc. Periphere Bereiche umfassen hingegen Ästhetik, Körperbewusstsein sowie Ambivalenzen zwischen dem Anspruch aktiv zu begehren und dem bewussten Wunsch begehrt zu werden. Hinzu kommen theoretische Wünsche nach einer Gleichstellung von Frauen und Männern und der Gleichbehandlung von Jungen und Mädchen in der Erziehung. Inwiefern diese Erklärungsmuster auf sozial erwünschten Antworten oder verinnerlichten Haltungen basieren, lässt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht klären.

Da sich die jungen Männer zudem alle in einer Lebensphase befinden, in der sie sich gerade eine (stabile) eigenständige Lebensgrundlage aufbauen, kann auch aus den biografischen Erzählungen diesbezüglich keine Aussage getrof-

fen werden. Am deutlichsten tritt die Orientierung an hegemonialen Männlichkeitsmustern in der heteronormativ aufgeladenen Abwertung von homosexuellen Männern hervor, die jedoch mit steigendem Schulabschlussgrad zugunsten differenzierter Perspektiven auf unterschiedlichste Männlichkeitsmuster abnimmt. Doch auch, wenn hier ggf. die Orientierung an sozial erwünschten Antworten stärker ausgeprägt sein sollte als bei den jungen Männern im Berufsvorbereitungsjahr, so ist eine alternative Selbstpositionierung nicht ohne Bezug auf hegemoniale Männlichkeit denkbar (vgl. Kap. 2.2). Auch Bekir, der sich in diesem Kontext am stärksten für alternative Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten interessiert und engagiert, vermag dies nur in Bezug zu hegemonialen Mustern zu tun, wenn er sich beispielsweise gegenüber seinen hypermaskulinen Brüdern abgrenzt. Die Erklärungs- und Deutungsmuster des sozialen Netzwerkes hinsichtlich Männlichkeit fallen zudem recht unterschiedlich aus. Während speziell für Adnan, Said und auch ansatzweise für Asad religiöse Kontexte des nahen sozialen Umfeldes die Selbstpositionierung als Mann rahmen, treten bei Ismail (und zu Teilen wiederum auch bei Asad) medial gefärbte Männlichkeitsattribute in den Vordergrund. Sercan, der sich gegenüber jeder Form von Zuschreibung verwehrt, rückt eine geschlechtliche Positionierung primär in Bezug zur Erwerbsarbeit hervor.

Bei Bekir hingegen spielen die Aushandlungsprozesse zwischen klassischen Männlichkeitsattributen seitens der männlichen Familienmitglieder und feministisch geprägten Dekonstruktionsansätzen zur Auflösung von Geschlechtsstereotypen seitens seiner Peergroup sowie der selbstständigen Position seiner Mutter und ihrer Funktion als Familienernährerin eine wesentliche Rolle zur Ausgestaltung seines Erklärungs-, Deutungs- und Handlungsrepertoires von Männlichkeitsmustern.

Es ist abschließend unbedingt darauf hinzuweisen, dass Selbstpositionierungen der jungen Männer zum Einen innerhalb bestehender Repressions- und Herrschaftsstrukturen sowie zum Anderen kontextbedingt und unter bestimmten Umständen auch im Zusammenhang mit dem Einfluss des Geschlechts der Interviewerin in einer konkreten Interviewsituation gesehen werden müssen. Darüber hinaus sind Selbstpositionierungen innerhalb der Repräsentationen als prozessgerichtet anzusehen, da sie biografischen Veränderungen unterliegen. Es wäre also fatal, die Selbstpositionierungen der jungen Männer als stabile Muster oder Wesensart misszuverstehen, als sie vielmehr hinsichtlich der Wirkmächtigkeit dominanter gesellschaftlicher

Vorstellungen zu begreifen. Auch sind die eingenommenen Selbstpositionierungen, in denen die jungen Männer dominante Metaphern aus prominenten Diskursen betonen, nicht als reine Bestätigung misszuverstehen.

Die intersektionelle Analyse eröffnet in diesem Zusammenhang eine sensibilisierende Perspektive auf soziale Repräsentationen, die, eingebettet in dominante Diskurse sowie ihnen zugrundeliegende Macht- und Unterdrückungsstrukturen, zu betrachten sind. Wird der Fokus auf das Subjekt gerichtet, das sich einem vielschichtigen gesellschaftlichen Objekt gegenüber positionieren und verhalten muss, so treten neben widerständigen Praktiken gegen gesellschaftliche Unterdrückungsmechanismen auch die enormen Zugehörigkeitsanstrengungen in den Vordergrund, für welche von den jungen Männern trotz aller Repressionserfahrungen vielfältige Ressourcen mobilisiert werden.

Zur Fortführung weiterer Forschungsarbeiten im Rahmen dieses Kontextes wären breit und langfristig angelegte Studien an mehreren institutionellen Orten wünschenswert – idealerweise mit einem Feldforschungsansatz und im Rahmen einer Längsschnittstudie, in der die sozialen Akteure immer wieder befragt werden –, in denen sich Forscherinnen und Forscher mit größtmöglicher gesellschaftlicher Nähe in das alltägliche Geschehen der jungen Männer involvieren und sich mit ihren situativen Handlungsstrategien in verschiedenen Kontexten befassen, diese in Auseinandersetzung mit den jungen Männern besprechen und die Ergebnisse anschließend mit den gesamten sozialen Akteuren der institutionellen Felder (z.B. Schule) diskutieren. Dieses Design wäre insofern interessant, da die Ergebnisse eine direkte Rückkopplung mit den sozialen Akteuren selbst und deren unmittelbarer sozialer Umwelt erfahren würden. So könnte ein Bewusstwerdungsprozess über die Zusammenhänge von gesellschaftlichen Bedingungen und den daraus resultierenden individuellen Strategien vorangetrieben werden, in denen die ansonsten gesellschaftlich negativ markierten jungen Männer eine klare Subjektorientierung erfahren. Aus einer kritischen Perspektive könnten die Zugehörigkeitsarbeiten der jungen Männer deutlich hervorgehoben und ihre Deutungs-, Erklärungs-, Handlungs- und Problemlösungsstrategien im Kontext dominanter gesellschaftlicher Zuschreibungsprozesse beleuchtet werden. So ließen sich in einem dynamischen Prozess sowohl für die jungen Männer als auch für die Mehrheitsgesellschaft die dominierenden und dominanten Faktoren eines gesellschaftlichen Ordnungssinns herausarbeiten, der in Foren zur Ausarbeitung einer paritätisch ausgerichteten, gesellschaftlichen Teilhabe genutzt werden könnte.

Literaturverzeichnis

- Apitzsch, Ursula (Hg.) (1999): Migration und Traditionsbildung, Opladen/Wiesbaden: West-deutscher Verlag
- Apitzsch, Ursula/Jansen, Mechthild (Hg.) (2003): Migration, Biografie und Geschlechterverhältnisse, Münster: Westfälisches Dampfboot
- Auernheimer, Georg (Hg.) (2002): Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität, Opladen: Leske und Budrich
- Augustinos, Martha (1995): Ideologie und soziale Repräsentationen, in: Flick, Uwe (Hg.): Psychologie des Sozialen, Repräsentationen in Wissen und Sprache, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 200–217
- Badawia, Tarek/Hamburger, Franz/Humrich, Merle (2003) (Hg.): Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung, Berlin: Iko-Verlag
- Badawia, Tarek (2002): Der dritte Stuhl, Berlin: Iko-Verlag
- Barthelmes, Jürgen/Sander, Ekkehard (2001): Erst die Freunde, dann die Medien. Medien als Begleiter in Pubertät und Adoleszenz. Medienerfahrungen von Jugendlichen, Band 2, München und Opladen: DJI / Leske und Budrich
- Bohnsack, Ralf (2003): Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden, Leske und Budrich: Opladen
- Böke, Karin (1997): Die ‚Invasion‘ aus den ‚Armenhäusern Europas‘. Metaphern im Einwanderungsdiskurs, in: Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über ‚Ausländer‘ in Medien, Politik und Alltag, Opladen: Leske und Budrich, S. 164–193
- Bommes, Michael (1998): Migration und Ethnitisierung in kommunalen Einrichtungen, in: Heitmeyer, Wilhelm/Dollase, Rainer/Backes, Otto (Hg.): Die Krise der Städte, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 349–376

- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten, Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen: Schwartz, S. 183–198
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede, Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht, Schriften zu Politik und Kultur 1, Hamburg: VSA
- Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft, in Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 153–217
- Bourdieu, Pierre u. a. (2005): Das Elend der Welt, Konstanz: UVK
- Broden, Anne/Mecheril (Hg.) (2007): Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen.
- Eine Einführung, in: ders.: Re-Präsentationen, Dynamiken der Migrationsgesellschaft, IBIS: Oldenburg, S. 7–28
- Bukow, Wolf-Dietrich (1996): Feindbild Minderheit. Ethnisierung und ihre Ziele, Opladen: Leske und Budrich
- Bukow, Wolf-Dietrich/Nikodem, Claudia/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (Hg.) (2001): Multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag, Opladen: Leske und Budrich
- Bukow, Wolf-Dietrich/Yildiz, Erol (2002): Der Wandel von Quartieren in der metropolitanen Gesellschaft am Beispiel der Keupstraße in Köln oder: Eine verkannte Entwicklung?, in: dies. (Hg.): Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Stadt gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell?, Opladen: Leske und Budrich, S. 81–111
- Bukow, Wolf-Dietrich (2003): Einleitung: Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben. Plädoyer für einen Perspektivwechsel, in ebd./Jünschke, Klaus/Spindler, Bukow, Susanne/Tekin, Uğur (Hg): Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben, Migration und Jugendkriminalität, Opladen: Leske und Budrich; S. 15–34

- Butterwegge, Christoph/Hentges, Gudrun/Sarigöz, Fatma (1999): Medien und multikulturelle Gesellschaft, Opladen: Leske und Budrich
- Butterwegge, Christoph/Hentges, Gudrun (Hg.) (2003): Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik, 2. Aufl., Opladen: Leske und Budrich
- Butterwegge, Christoph/Hentges, Gudrun (2006) (Hg.): Einleitung, in: dies.: Massenmedien, Migration und Integration, Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung, 2. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag, S. 7–10
- Connell, R. W. (1987): Gender and Power, Society, the Person and Sexual Politics, Cambridge
- Connell, R. W. (1995): Masculinities, Berkeley: University of California Press
- Connell, R. W. (2000): Der gemachte Mann, Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten, 2. Auflage, Opladen: Leske und Budrich
- Connell, R.W./Hearn, Jeff/Kimmel, Michael (2005): Introduction, in: ders. (Hg.): Handbook of Men and Masculinities, Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage Publications, S. 1–12
- Connell, R.W./Messerschmidt, James (2005): Hegemonic masculinity, rethinking the concept, in: Gender & Society, Vol. 19, No. 6, Sage Publications, S. 829–859
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, University of Chicago Legal Forum, 139–167
- Crenshaw, Kimberlé (2011): Demarginalising the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrin, Feminist Theory, and Antiracist Politics, in: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hg.): Framing intersectionality: debates on a multifaceted concept in gender studies, Farnham: Ashgate Publishing Limited
- Dausien, Bettina (1998): Die biografische Konstruktion von Geschlecht, in: Schneider, Notker u. a. (Hg.): Einheit und Vielfalt. Das Verstehen der Kulturen, Amsterdam & Atlanta: Rodopi, S. 257–277

- Denzin, Norman (2004): Reading Film – Filme und Videos als sozialwissenschaftliches Erfahrungsmaterial, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg, S. 416–428
- Eder, Klaus/Rauer, Valentin/Schmidtke, Oliver (2004) (Hg.): Die Einhegung des Anderen, Türkische, polnische und russlanddeutsche Einwanderer in Deutschland, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Erikson, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Faulstich, Werner (2002): Einführung in die Medienwissenschaft. Probleme – Methoden – Domänen, München: Wilhelm Fink Verlag
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biografischer Selbstpräsentationen, in: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen: Leske und Budrich, S. 133–164
- Flick, Uwe (2004): Design und Prozess qualitativer Forschung, in: ebd./von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg, S. 252–264
- Frosh, Stephen/Phoenix, Ann/Pattman, Rob (2002): Young masculinities: Understanding boys in contemporary society, London: Palgrave
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnaión (2003): Repräsentation, Subalterne und postkoloniale Kritik, in: ders./Steyerl, Hito (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch?, Münster: Unrast-Verlag, S. 17–37
- Ha, Kein Nghi (2003): Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik, in: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnaión (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch?, Münster: Unrast-Verlag, S. 56–107
- Hearn, Jeff (1987): The gender of oppression, Men, masculinity and the critique of Marxism, Brighton: Wheatsheaf
- Hermanns, Harry (2004): Interviewen als Tätigkeit, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg, S. 360–368
- Hillmann, Karl-Heinz (Hg.) (1994): Wörterbuch der Soziologie, 4. überarbeitete Auflage, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag

- Hopf, Christel (2004): Qualitative Interviews – ein Überblick, in: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg, S. 349–360
- Hummrich, Merle (2002): Bildungserfolg und Migration. Biographien junger Frauen in der Einwanderungsgesellschaft. Univ.-Diss., Opladen: Leske und Budrich
- Huxel, Katrin (2008): Männlichkeit kontextualisieren, in: Potts, Lydia/ Kühnemund, Jan (Hg.): Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam, Bielefeld: Transcript, S. 65–78
- Jacob, Susanne (2004): Soziale Repräsentationen und Relationale Realitäten, Theoretische Entwürfe der Sozialpsychologie bei Serge Moscovici und Kenneth J. Gergen, Wiesbaden: DUV
- Jantz, Olaf (2003): „Sind die wieder schwierig!“ (Inter-) Kulturelle Jungenarbeit – (K)ein neues Paradigma. In: ders./Grote, Christoph (Hg.): Perspektiven der Jungenarbeit. Konzepte und Impulse aus der Praxis. Opladen: Leske und Budrich, S. 125–146
- Kaufmann, Michael (2001): Die Konstruktion von Männlichkeit und die Triade männlicher Gewalt, in: BausteineMänner (Hg.) Hamburg: Argumente Verlag, S. 138–171
- Kelek, Neclà (2006): Die verlorenen Söhne. Plädoyer für die Befreiung des türkisch-muslimischen Mannes, Köln: Kiepenheuer und Witsch
- Keupp, Heiner u. a. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt
- Kimmel, Michael (1996): Manhood in America. A Cultural History, New York: Free Press
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (2007): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/Ethnizität, in: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/ Sauer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität, Frankfurt a.M.: Campus, S. 19–41
- Komrey, Helmut (1998): Empirische Sozialforschung, 8. Auflage, Opladen: Leske und Budrich
- Krüger-Potratz, Marianne (2005): Interkulturelle Bildung. Eine Einführung, Münster: Waxmann

- Lachmann, Günther: Wie die Türken das Deutsche wieder verlernten, Welt-Online vom 13.09.2010: <http://www.welt.de/politik/deutschland/article9608795/Wie-die-Tuerken-das-Deutsche-wieder-verlernten.html>
- Leiprecht, Rudolf (2001) (Hg.): Alltagsrassismus. Eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden, Münster: Waxmann
- Leiprecht, Rudolf/Lutz, Helma (2006): Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse, Geschlecht, in: Leiprecht, Rudolf/Kerber, Anne (Hg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft, Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, 2. Auflage, S. 218–234
- Leiprecht, Rudolf (2006): Rassismus in den Medien als Herausforderung für die politische Bildung. Beispiele aus Deutschland und den Niederlanden, in: Butterwegge, Christoph/Hentges, Gudrun (Hg.): Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 239–256
- Lutz, Helma (2002): The long shadow of the past. The new Europe at a cross-road, in: Lenz, Ilse/Morokvasic, Mirjana/Schoening-Kalender, Claudia (Hg.): Crossing borders and shifting boundaries. Gender, identities and networks, Opladen: Leske und Budrich, S. 57–73
- Lutz, Helma (2004): Migrations- und Geschlechterforschung: Zur Genese einer komplizierten Beziehung, in: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 476–484
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (2011) (Hg.): Framing intersectionality: debates on a multifaceted concept in gender studies, Farnham: Ashgate Publishing Limited
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise, Königsstein: Ulrike Helmer Verlag
- Mayring, Phillip (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung, 5. Auflage, Weinheim und Basel: UTB
- Mecheril, Paul/Teo, Thomas (1997) (Hg.): Psychologie und Rassismus, Hamburg
- Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit, Münster: Waxmann Verlag

- Mecheril, Paul/Hoffarth, Britta (2006): Adoleszenz und Migration. Zur Bedeutung von Zugehörigkeitsordnungen, in: King, Vera/Koller, Hans-Christoph (Hg.): Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 221–240
- Messerschmidt, James (2005): Men, Masculinities and Crime, in: Connell, R.W./Hearn, Jeff/Kimmel, Michael (Hg.): Handbook of Men and Masculinities, Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage Publications, S. 196–212
- Meuser, Michael (2003): Gewalt als Modus von Distinktion und Vergemeinschaftung. Zur Ordnungsbildenden Funktion männlicher Gewalt, in: Lamnek, Siegfried/Boatcă, Manuela (Hg.): Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft, Opladen: Leske und Budrich, S. 37–54
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit, Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Sicht, in: Dinges, Martin (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M.: Campus, S. 211–228
- Meuser, Michael (2006): Gewalt als Modus von Distinktion und Vergemeinschaftung, zur ordnungsbildenden Funktion männlicher Gewalt, in: Lamnek, Siegfried/Boatcă, Manuela (Hg.): Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft, Opladen: Leske und Budrich, S. 37–54
- Morgan, David (1992): Discovering Men, London and New York: Routledge:
- Moscovici, Serge (1984): The phenomenon of social representation, in: Farr, R. & ders. (Eds.): Social representation, Cambridge: Cambridge University Press, S. 3–69
- Moscovici, Serge (1988): Notes towards a description of social representations. European Journal of Social Psychology, Vol. 18 (3), S. 211–250
- Moscovici, Serge (1989): Preconditions for explanation in social psychology. European Journal of Social Psychology, Vol. 19 (5), S. 407–430
- Moscovici, Serge (1995): Geschichte und Aktualität sozialer Repräsentationen, in: Flick, Uwe (Hg.): Psychologie des Sozialen, Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg, S. 266–314

- Müller, Claus Peter: Junge Türken neigen am meisten zur Gewalt, FAZ vom 10.01.2008: <http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/kriminalitaet/jugend-kriminalitaet-junge-tuerken-neigen-am-meisten-zur-gewalt-1514647.html>
- Pfeiffer, Christian/Kleimann, Matthias/Petersen, Sven (2005): Migration und Kriminalität, Baden-Baden: Nomos
- Piaget, Jean (1937): La construction du réel chez l'enfant, Neuchâtel, Delachaux & Niestlé
- Pleck, Joseph H./Sawyer, Jack (1974): men and masculinity, Englewood Cliffs, New York: Prentice-Hall
- Pott, Andreas (Hg.): Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß, Leske und Budrich, Opladen 2002
- Potter, Jonathan/Wetherell, Margaret (1995): Soziale Repräsentationen, Diskursanalyse und Rassismus, in: Flick, Uwe (Hg.): Psychologie des Sozialen, Repräsentationen in Wissen und Sprache, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 177–119
- Potts, Lydia/Kühnemund, Jan (Hg.): Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam, Bielefeld: Transcript
- Prenzel, Annedore (2001): Egalitäre Differenz in der Bildung, in: Lutz, Halma/Wenning, Norbert (Hg.): Unterschiedlich verschieden, Differenz in der Erziehungswissenschaft, Opladen: Leske und Budrich, S. 93–107
- Riegel, Christine/Geisen, Thomas (2007): Zugehörigkeit(en) im Kontext von Jugend und Migration – eine Einführung, in: ders. (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 7–23
- Römhild, Regina (2007): Fremdzuschreibungen – Selbstpositionierungen. Die Praxis der Ethnizisierung im Alltag der Einwanderungsgesellschaft, in: Schmidt-Lauber, Britta (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder, Berlin: Reimer, S. 157–177
- Rosenthal, Gabriele (2005): Die Biografie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte, in: ebd./u. a. (Hg.): Biografieforschung im Diskurs, Wiesbaden: VS Verlag, S. 46–64
- Rosenthal, Gabriele/Köttig, Michaela/Witte, Nicole u. a. (Hg.) (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen: Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen, Opladen: Barbara Budrich Verlag

- Ruhrmann, Georg/Sommer, Denise/Uhlemann, Heike: TV-Nachrichtenberichterstattung über Migranten – von der Politik zum Terror, in: Geißler, Rainer/Pöttker, Horst (Hrsg.): *Integration durch Massenmedien. Medien und Migration im internationalen Vergleich*, Transcript, Bielefeld 2006, S. 45–75
- Said, Edward (2003): *Orientalism*, London: Penguin Books
- Sarrazin, Thilo (2010): *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*, München: DVA
- Schiffauer, Werner (2010): *Nach dem Islamismus: Die Islamische Gemeinschaft Milli Görus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schiffauer, Werner (2002): *Gewalt der Ehre. Erklärungen zu einem türkisch-deutschen Sexualkonflikt*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Schischkoff, Georgi (Hg.) (1991): *Philosophisches Wörterbuch*, 22. Auflage, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag
- Scholz, Sylka (2004): *Männlichkeit erzählen – Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*, Münster: Westfälisches Dampfboot
- Schorb, Bernd/Echtermeyer, Katrin/Lauber, Achim/Eggert, Susanne (2003): *Was guckst Du, was denkst Du?*, in: *Schriftenreihe Nr. 22 der unabhängigen Landesanstalt für Rundfunk und neue Medien* (Hg.), Kiel: Schmidt & Klaunig
- Schultheis, Franz/Fringshelli, Christine (Hg.) (2003): *Pierre Bourdieu in Algerien*, Graz: Camera Austria
- Schulze, Theodor (2010): *Zur Interpretation autobiografischer Texte in der erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung*, in: *Friebertshäuser, Barbara/Langer, Antje/Prenzel, Annedore: Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*, 3. Auflage, Juventa: Weinheim und München, S. 413–436
- Schütz, Alfred (1971): *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1, *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag: Nijhoff
- Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren autobiografischen Stegreiferzählens*, in: *Kohli, Martin/Günter, Robert (Hg.): Biografie und soziale Wirklichkeit*, Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, S. 217–238

- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: Erzähltheoretische Grundlagen, Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Teil I, Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe lernen können, Hagen
- Spies, Tina (2010): Migration und Männlichkeit, biografien junger Straffälliger im Diskurs, Bielefeld: Transcript
- Spindler, Susanne (2003): Boxer und Underdogs, Männlichkeit als situative Ressource, in: Bukow, Wolf-Dietrich/Jünschke, Klaus/Spindler, Susanne/ Tekin Ugur: Ausgegrenzt, eingesperrt und abgeschoben, Opladen: Leske und Budrich, S. 259–277
- Spindler, Susanne (2006): Corpus delicti. Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten, Münster: Unrast-Verlag
- Spohn, Margret (2002): Türkische Männer in Deutschland, Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte, Bielefeld: Transcript
- Terkessidis, Mark (2000): Migranten, Hamburg: Rotbuch Verlag
- Terkessidis, Mark (2004): Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive, Bielefeld: Transcript
- Tertilt, Hermann (1996): Turkish Power Boys, Ethnografie einer Jugendbande, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Tietze, Nikola (2001): Islamische Identitäten, Formen muslimischer Religiosität junger Männer in Deutschland und Frankreich, Hamburg: Hamburger Edition
- Tunç, Michael (2008): „Viele türkische Männer fliehen von zu Hause“. Mehrfache ethnische Zugehörigkeiten und Vaterschaft im Spannungsfeld von hegemonialer und progressiver Männlichkeit, in: Potts, Lydia/ Kühnemund, Jan (Hg.): Mann wird man. Geschlechtliche Identitäten im Spannungsfeld von Migration und Islam, Bielefeld: Transcript, S. 105–132
- Villa, Paula-Irene (2001): Sexy Bodies, Eine soziologische Reise durch den Geschlechterkörper, Opladen: Leske und Budrich
- Walter, Willi (2001): Männer entdecken ihr Geschlecht, in: BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung, Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie, Hamburg: Argument Verlag, S. 13–26

- Weber, Martina (2007): Ethnisierung und Männlichkeitsinszenierungen. Symbolische Kämpfe von Jungen mit türkischem Migrationshintergrund, in: Riegel, Christine/Geisen, Thomas (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen, Wiesbaden: VS Verlag, S. 307–322
- Willis, Paul (1979): Spaß am Widerstand – Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt a. M.: Syndikat
- Witzel, Alfred (1985): Das problemzentrierte Interview, in: Jüttemann, Gerd. (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie, Weinheim, S. 227–256
- Yildiz, Erol (2006): Stigmatisierende Mediendiskurse in der kosmopolitanen Einwanderungsgesellschaft, in: Butterwegge, Christoph/Hentges, Gudrun (Hg.): Massenmedien, Migration und Integration, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 37–53
- Yuval-Davis, Nira (2006): Intersectionality and Feminist Politics. In: *European Journal of Women's Studies*, vol. 13, no. 3, S. 193–209.

Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums für Bildung und Kommunikation in Migrationsprozessen (IBKM)

- 1 Rolf Meinhardt (Hg.): Zur schulischen und außerschulischen Versorgung von Flüchtlingskindern, 1997, 218 S.
ISBN 3-8142-0597-9 € 7,70
- 2 Daniela Haas: Folter und Trauma – Therapieansätze für Betroffene, 1997, (vergriffen; abzurufen im Internet unter: www.bis.uni-oldenburg.de/bisverlag/haafol97/haafol97.html)
- 3 Claudia Pingel: Flüchtlings- und Asylpolitik in den Niederlanden, 1998, 129 S.
ISBN 3-8142-0637-1 € 7,70
- 4 Catrin Gahn: Adäquate Anhörung im Asylverfahren für Flüchtlingsfrauen? Zur Qualifizierung der „Sonderbeauftragten für geschlechtsspezifische Verfolgung“ beim Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge, 1999, 165 S.
ISBN 3-8142-0680-0 € 7,70
- 5 Gabriele Ochse: Migrantinnenforschung in der Bundesrepublik Deutschland und den USA, 1999, 175 S.
ISBN 3-8142-0694-0 € 7,70
- 6 Susanne Lingnau: Erziehungseinstellungen von Aussiedlerinnen aus Russland. Ergebnisse einer regionalen empirischen Studie, 2000, 154 S.
ISBN 3-8142-0708-4 € 7,70
- 7 Leo Ensel: Deutschlandbilder in der GUS. Szenarische Erkundungen in Rußland, 2001, 254 S.
ISBN 3-8142-0776-9 € 10,20
- 8 Caren Ubben: Psychosoziale Arbeit mit traumatisierten Flüchtlingen, 2001, 298 S.
ISBN 3-8142-0708-4 € 11,80
- 9 Iris Gereke / Nadya Srur: Integrationskurse für Migrantinnen. Genese und Analyse eines staatlichen Förderprogramms, 2003, 268 S.
ISBN 3-8142-0860-9 € 13,00
- 10 Anwar Hadeed: Sehr gut ausgebildet und doch arbeitslos. Zur Lage höher qualifizierter Flüchtlinge in Niedersachsen, 2004, 169 S.
ISBN 3-8142-0913-3 € 13,90
- 11 Yuliya Albayrak: Deutschland prüft Deutsch. Behördliche Maßnahmen zur Feststellung der Deutschbeherrschung von Zugewanderten, 2004, 224 S.
ISBN 3-8142-0919-2 € 12,00
- 12 Oliver Trisch: Globales Lernen. Chancen und Grenzen ausgewählter Konzepte, 2004, 145 S.
ISBN 3-8142-0938-9 € 7,70
- 13 Iris Gereke / Rolf Meinhardt / Wilm Renneberg: Sprachförderung in Kindertagesstätten und Grundschulen – ein integrierendes Fortbildungskonzept. Abschlussbericht des Pilotprojekts, 2005, 198 S.
ISBN 3-8142-0946-X € 12,00
- 14 Barbara Nusser: „Kebab und Folklore reichen nicht“. Interkulturelle Pädagogik und interreligiöse Ansätze der Theologie und Religionspädagogik im Umgang mit den Herausforderungen der pluriformen Einwanderungsgesellschaft, 2005, 122 S.
ISBN 3-8142-0940-0 € 8,00

- 15 Malve von Möllendorff: Kinder organisieren sich!? Über die Rolle erwachsener Koordinator(innen) in der südafrikanischen Kinderbewegung, 2005, 224 S.
ISBN 3-8142-0948-6 € 10,00
- 16 Wolfgang Nitsch: Nord-Süd-Kooperation in der Lehrerfortbildung in Südafrika. Bericht über einen von der Universität Oldenburg in Kooperation mit der Vista University in Port Elizabeth (Südafrika) veranstalteten Lehrerfortbildungskurs über Szenisches Spiel als Lernform im Unterricht (16. Januar bis 7. Februar 2003), 2005, 210 S.
ISBN 3-8142-0939-7 € 13,90
- 17 Nadya Srur, Rolf Meinhardt, Knut Tielking: Streetwork und Case Management in der Suchthilfe für Aussiedlerjugendliche, 2005, 235 S.
ISBN 3-8142-0950-8 € 13,90
- 18 Kerstin Tröschel: Kooperation von Kindertagesstätten und Grundschulen in der vorschulischen Sprachförderung, 2005, 258 S.
ISBN 3-8142-0982-6 € 13,00
- 19 Seyed Ahmad Hosseinizadeh: Internationalisierung zwischen Bildungsauftrag und Wettbewerbsorientierung der Hochschule. Modelle und Praxis der studienbegleitenden Betreuung und Beratung ausländischer Studierender am Beispiel ausgewählter Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland und den USA, 2005, 373 S.
ISBN 3-8142-0978-8 € 19,00
- 20 Susanne Theilmann: Lernen, Lehren, Macht. Zu Möglichkeitsräumen in der pädagogischen Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen, 2005, 155 S.
ISBN 3-8142-0983-4 € 9,00
- 21 Anwar Hadeed: Selbstorganisation im Einwanderungsland. Partizipationspotentiale von MigrantenSelbstorganisationen in Niedersachsen, 2005, 266 S.
ISBN 3-8142-0985-0 € 13,90
- 22 Carolin Ködel: Al urs al abiad, Scheinehe, le mariage en papier: eine filmische Erzählung über illegale Migration und Möglichkeiten ihres Einsatzes im interkulturellen und antirassistischen Schulunterricht, 2005, 122 S.
ISBN 3-8142-0996-6 € 9,00
- 23 Sebastian Fischer: Rechtsextremismus bei Jugendlichen. Eine kritische Diskussion von Erklärungsansätzen und Interventionsmustern in pädagogischen Handlungsfeldern, 2006, 190 S.
ISBN 3-8142-2011-X / 978-3-8142-2011-6 € 13,00
- 24 Maureen Guelich: Adoptionen aus dem nicht-europäischen Ausland. Eine Studie zur Selbstverortung erwachsener Migrantinnen und Migranten, 2006, 211 S.
ISBN 3-8142-2031-5 / 978-3-8142-2031-4 € 12,80
- 25 Steffen Brockmann: Diversität und Vielfalt im Vorschulbereich. Zu interkulturellen und antirassistischen Ansätzen, 2006, 136 S.
ISBN 3-8142-2036-6 / 978-3-8142-2036-9 € 7,80
- 26 Ira Lotta Thee: Englischunterricht in der Grundschule unter besonderer Berücksichtigung von Kindern mit Migrationshintergrund, 2006, 96 S.
ISBN 3-8142-2032-3 / 978-3-8142-2032-1 € 6,80
- 27 Heidi Gebbert: Ansätze internationaler Schülerbegegnungsprojekte und interkulturelles Lernen, 2007, 114 S.
ISBN 978-3-8142-2049-9 € 6,80
- 28 Angela Schmitman gen. Pothmann: Mathematik und sprachliche Kompetenz, 2007, 175 S.
ISBN 978-3-8142-2062-8 € 9,80

- 29 Inga Scheumann: Die Weiterbildung hochqualifizierter Einwanderer 2007, 212 S.
ISBN 978-3-8142-2064-2 € 12,80
- 30 Rolf Meinhardt: Hochschule und hochqualifizierte MigrantInnen – bildungspolitische Konzepte zur Integration in den Arbeitsmarkt. Internationale Tagung 01./ 02. Dezember 2005 in Oldenburg, 2006, 172 S.
ISBN 978-3-8142-2111-3 € 10,80
- 31 Wiebke Scharathow: Diskurs – Macht – Fremdheit, 2007, 259 S.
ISBN 978-3-8142-2094-9 € 12,80
- 32 Yvonne Holling: Alphabetisierung neu zugewanderter Jugendlicher im Sekundarbereich, 2007, 205 S.
ISBN 978-3-8142-2097-0 € 12,80
- 33 Silvia Kulisch: Equality and Discrimination, 2008, 177 S.
ISBN 978-3-8142-2119-9 € 9,80
- 34 Petra Norrenbrock: Defizite im deutschen Schulsystem für Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund, 2008, 87 S.
ISBN 978-3-8142-2129-8 € 7,20
- 35 Lena Dittmer: „Baustein zur nicht-rassistischen Bildungsarbeit“, 2008, 177 S.
ISBN 978-3-8142-2120-5 € 11,80
- 36 Mirjam Tünschel: Erinnerungskulturen in der deutschen Einwanderungsgesellschaft. Anforderungen an die Pädagogik, 2009, 92 S.
ISBN 978-3-8142-2152-6 € 7,20
- 37 Anja Steinbach: Welche Bildungschancen bietet das deutsche Bildungssystem für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund? 2009, 104 S.
ISBN 978-3-8142-2156-4 € 7,20
- 38 Nathalie Thomauske, Biographien mehrsprachiger Menschen am Beispiel Französisch-Deutscher Bilingualer, 2009, 129 S.
ISBN 978-3-8142-2121-2 € 8,80
- 39 Christine Kamphues, Zur Wirkungsmacht der sozialen Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität, Am Beispiel von Haushaltsarbeit leistenden illegalisierten Frauen in Deutschland, 2009, 132 S.
ISBN 978-3-8142-2148-9 € 8,80
- 40 Imke Robbe: Interkulturelle Elternarbeit in der Grundschule. Die Zusammenarbeit von Schule und Eltern mit Migrationshintergrund unter besonderer Berücksichtigung der Sprachförderung, 2009, 97 S.
ISBN 978-3-8142-2149-6 € 7,80
- 41 Hugues Blaise Feret Muanza Pokos: Schwarzsein im ‚Deutschsein‘? Zur Vorstellung vom Monovolk in bundesdeutschen Geschichtsschulbüchern am Beispiel der Darstellung von Menschen mit Schwarzer Hautfarbe, 2009, 211 S.
ISBN 978-3-8142-2150-2 € 11,80
- 42 Rolf Meinhardt / Birgit Zittlau, unter Mitarbeit von Mailin Heidl, Esther Prosche, Johanna Stutz und Astrid Zima: BildungsinländerInnen an deutschen Hochschulen am Beispiel der Universität Oldenburg. Eine empirische Studie zu den erfolgshemmenden Faktoren im Studienverlauf und Empfehlungen zur Verbesserung der Studienleistungen durch HochschullotsInnen, 2009, 177 S.
ISBN 978-3-8142-2151-9 € 10,80

- 43 Manuel Peters: Zur sozialen Praxis der (Nicht-) Zugehörigkeiten. Die Bedeutung zentraler Theorien von Bourdieu und Goffman für einen Blick auf Migration, Zugehörigkeit und Interkulturelle Pädagogik, 2009, 104 S.
ISBN 978-3-8142-2157-1 € 7,80
- 44 Bettina Schmidt: Den Anti-Bias-Ansatz zur Diskussion stellen. Beitrag zur Klärung theoretischer Grundlagen in der Anti-Bias-Arbeit, 2009, 288 S.
ISBN 978-3-8142-2158-8 € 13,80
- 45 Jennifer Gronau: Auf blinde Flecken zeigen. Eine Diskursanalyse soldatischer Gedenkpraktiken und Möglichkeiten des Widerspruchs am Beispiel der Gebirgsjäger in Mittenwald, 2009, 175 S.
ISBN 978-3-8142-2161-8 € 12,80
- 46 Olga Teufel: Sport und soziale Heterogenität. Orientierung für die Kinder- und Jugendarbeit in Sportvereinen und Sportverbänden, 2009, 110 S.
ISBN 978-3-8142-2180-9 € 10,80
- 47 Rolf Meinhardt / Julia Klausung: Hochschullotsen an der Universität Oldenburg. Evaluierung eines Pilotprojektes, 2009, 107 S.
ISBN 978-3-8142-2166-3 € 12,80
- 48 Andrea Hertlein: Repräsentation und Konstruktion des Fremden in Bildern. Reflexionsgrundlagen Interkultureller Pädagogik, 2010, 195 S.
ISBN 978-3-8142-2186-1 € 16,80
- 49 Katharina Bräuß: Mit Rechten am rechten Ort? Reflexionen und Ergebnisse zur pädagogischen Arbeit mit rechtsextremen Jugendlichen in Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus, 2010, 229 S.
ISBN 978-3-8142-2159-5 € 13,80
- 50 Jürgen Krause: Das DDR-Namibia-Solidaritätsprojekt „Schule der Freundschaft“. Möglichkeiten und Grenzen interkultureller Erziehung. 2009, 538 S.
ISBN 978-3-8142-2176-2 € 22,80
- 51 Inger Petersen: Mit Sprachenvielfalt in die Zukunft. Gelingende Sprachförderung zweisprachiger Kinder und Jugendlicher. 2010, 98 S.
ISBN 978-3-8142-2191-5 € 12,80
- 52 Khairoonisa Foflonker: The Integration of Adolescents of Immigrant Origin into the German Education System. Investigating Everyday Racism and Xenophobia: A case study of an integrated public secondary school in Germany. 2010, 146 S
ISBN 978-3-8142-2190-8 € 13,80
- 53 Norah Barongo-Muweke: Gender, Ethnicity, Class and Family Structure in International Labor Migration. The Case of African Woman in Germany and England. 2010, 484 S.
ISBN 978-3-8142-2162-5 € 18,80
- 54 Friederike Piderit: Stufenübergreifende Förderung von Deutsch als Zweitsprache. Konzeptionelle Überlegungen und Erfahrungen aus der Praxis, 2010, 113 S.
ISBN 978-3-8142-2206-6 € 12,80
- 55 Britta Behrens: Interkulturelle Öffnung im Gesundheitswesen, Überblick – Strategie – Praxis, 2011, 138 S.
ISBN 978-3-8142-2173-1 € 12,80

- 56 Ahmad Baban: Sozialpädagogische Familienhilfe für Familien aus islamischen Kulturkreisen. Erfahrungen, Sichtweisen und Beobachtungen von und zu betroffenen Familien, 2010, 305 S.
ISBN 978-3-8142-2229-5 € 16,80
- 57 Dieter Brühl: Kultur und Entwicklung. Theoretische und praktische Beiträge zur soziokulturellen Ausrichtung der Entwicklungszusammenarbeit, 2011, 150 S.
ISBN 978-3-8142-2211-0 € 13,80
- 58 Kameran Bisarani: Sozialpädagogische Familienhilfe bei Familien aus islamischen Kulturkreisen. Erfahrungen und Sichtweisen von Fachkräften, 2011, 349 S.
ISBN 978-3-8142-2235-6 € 18,00
- 59 Rudolf Leiprecht, Seddik Bibouche (Hrsg.): „Nichts ist praktischer als eine gute Theorie“. Theorien, Forschung und Praxis im Kontext von politischer Kultur, Bildungsarbeit und Partizipation in der Migrationsgesellschaft, 2011, 294 S.
ISBN 978-3-8142-2238-7 € 16,80
- 60 Alexandra Janetzko, Rea Kodalle, Thomas Kalwitzki: „Bewegungs- und Gesundheitsförderung im Stadtteil: ein Praxisleitfaden zur Entwicklung zielgruppenspezifischer Angebote am Beispiel von Migrantinnen, 2011, 173 S.
ISBN 978-3-8142-2244-8 € 16,80
- 61 Magdalena Gebala: Gefangen im eigenen Mythos. Zur Konstruktion kollektiver Identität in Mittel- und Osteuropa am Beispiel Polens. Grundlagen für die internationale Austauschpädagogik, 2012, 150 S.
ISBN 978-3-8142-2258-5 € 13,80
- 62 Erol Karayaz: Männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund. Ergebnisse eigener Untersuchungen und was diese für eine diversitätsbewusste Pädagogik bedeuten können, 2013, 227 S.
ISBN 978-3-8142-2280-6 € 17,80